

Jüdische Leben erzählen

hrsg. von
Grażyna Jurewicz
Marie Schröder

Neofelis

Grażyna Jurewicz / Marie Schröder (Hrsg.)

Jüdische Leben erzählen



Jüdische Kulturgeschichte in der Moderne
hrsg. von Joachim Schlör
Band 30

Grażyna Jurewicz / Marie Schröder (Hrsg.)

Jüdische Leben erzählen

Neofelis

Inhalt

- 7 **Grażyna Jurewicz / Marie Schröder**
Jüdische Leben erzählen
Einleitung
- 25 **Beatrix Borchard**
Storytelling oder ‚Lücken markieren‘?
Joseph und Amalie Joachim –
Nachdenken über den Umgang mit biographischem Material
- 55 **Verena Dohrn**
Die Kahans aus Baku
Familienbiographie als literarisches Verfahren
- 83 **Claudia Willms**
Geschichtsschreibung von den Rändern?
Franz Oppenheimer aus der Perspektive der
kulturanthropologischen Biographieforschung
- 109 **Stefanie Mahrer**
Salman Schocken
Eine biographische Annäherung an einen Unnahbaren
- 131 **Katharina Prager**
Auto/Biographische Auseinandersetzungen
mit (jüdischen) Leben der (Wiener) Moderne
- 155 **Philipp Lenhard**
Die Tücken des Archivs
Zur Biographie Friedrich Pollocks
- 173 **Efrat Gal-Ed**
Niemandssprache
Zum biographischen Textverfahren

- 193 **Jacques Picard**
Von Uhren, Puppen und Menschen
Probleme des biographischen Erzählens im Zeichen der Schoah
- 217 **Christina Pareigis**
Shamanistic Voyages
Rückblick auf die Entstehung einer intellektuellen Biographie
- 239 **Stephan Braese**
Hildesheimer ‚biographieren‘
Werkstatt – Expedition – Labor
- 261 **Alfred Gall**
„Ich gehöre nirgendwo hin, denn ich bin anderswoher“
Biographie und Science-Fiction bei Stanisław Lem
- 285 Abbildungsverzeichnis
- 287 Personenregister

Jüdische Leben erzählen

Einleitung

Seitdem Jacques Le Goff 1989 „eine phänomenale Wiedergeburt“¹ der Biographie konstatierte, wurde die Diagnose von deren „überraschende[r] Renaissance“² öfter wiederholt, um schließlich als These von einem *biographical turn* in den geschichtswissenschaftlichen Diskurs einzugehen.³ „Biography is ‚back‘ in serious historiography, even in Germany“⁴, hieß es in einem Tagungsbericht von 2004. In den darauffolgenden zwei Jahrzehnten scheint die Rede von einer biographischen Wende ihren thetischen Status verloren zu haben. Diese Entwicklung entbehrt gerade in Deutschland, wo der Erkenntniswert

1 Jacques Le Goff: Wie schreibt man eine Biographie? [1989], aus d. Franz. v. Matthias Wolf. In: Fernand Braudel et al.: *Der Historiker als Menschenfresser. Über den Beruf des Geschichtsschreibers*. Berlin: Wagenbach 1990, S. 103–112, hier S. 103.

2 Hans Erich Bödeker: Biographie. Annäherungen an den gegenwärtigen Forschungs- und Diskussionsstand. In: Ders. (Hrsg.): *Biographie schreiben*. Göttingen: Wallstein 2003, S. 9–63, hier S. 12.

3 Vgl. u. a. ebd.; Simone Lässig: Toward a Biographical Turn? Biography in Modern Historiography – Modern Historiography in Biography. In: *Bulletin of the German Historical Institute* 35 (2004), S. 147–155; dies.: Introduction. Biography in Modern History – Modern Historiography in Biography. In: Dies. / Volker R. Berghahn (Hrsg.): *Biography Between Structure and Agency. Central European Lives in International Historiography*. New York / Oxford: Berghahn 2008, S. 1–26, hier S. 3; Bernhard Fetz: Die vielen Leben der Biographie. Interdisziplinäre Aspekte einer Theorie der Biographie. In: Ders. (Hrsg.): *Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie*. Berlin / New York: de Gruyter 2009, S. 3–66, hier S. 5–7; Hans Renders / Binne de Haan / Jonne Harmsma: The Biographical Turn. Biography as Critical Method in the Humanities and in Society. In: Dies. (Hrsg.): *The Biographical Turn. Lives in History*. London / New York: Routledge 2017, S. 3–11, hier S. 3.

4 Lässig: Toward a Biographical Turn?, S. 155.

der Biographie in der Weimarer Republik punktuell, seit den 1960er Jahren konsequent in Frage gestellt wurde, jeder Selbstverständlichkeit.

In der Zwischenkriegszeit entzündete sich die Kritik an der Biographik paradoxerweise an dem enormen Erfolg, den das Genre im populären Diskurs mit Autoren wie Emil Ludwig und Stefan Zweig feierte. Während Kurt Tucholsky diese Entwicklung humorvoll aufs Korn nahm,⁵ kritisierten Siegfried Kracauer und Leo Löwenthal die Biographie mit Argumenten, die Jahrzehnte später ins Arsenal der autoritativen Infragestellung des biographischen Genres eingingen und zu Leitmotiven der Theorie der Biographie wurden. In einer knappen Intervention von 1930 warf Kracauer der Biographie einen Anachronismus vor – ihr Erzählmodus folge einem Zwang zur Kohärenz – und entlarvte sie als ein den alten Verhältnissen verhaftetes Genre: Die Biographik sei eine die Zeit verfälschende Ausdrucksweise – ein „Mittel, um der Erkenntnis unserer Situation auszuweichen“, anstatt sie zu „enthüllen“.⁶ Leo Löwenthal bediente sich einer noch radikaleren Wortwahl. In einem Text, der bereits 1938 vorlag und in einer gekürzten Fassung 1955 veröffentlicht wurde,⁷ hieß es: Die biographische Praxis habe „jeden Anspruch auf Theorie“ zerstört, Biographie sei damit zur „Karikatur der Theorie“ geworden.⁸

Sie erhebt den Anspruch, den Stein der Weisen für alle Geschichts- und Lebenslagen gleichsam im Plural zu besitzen; aber es zeigt sich dann, daß das kunterbunte Durcheinander der Allgemeinurteile und Rezepte in Wahrheit Ausdruck völliger Ratlosigkeit ist.⁹

5 „Jetzt schießen, mit und ohne Komfort, / die Biographien aus dem Boden hervor [...] / Heute so dick wie ein Lexikon, / und morgen spricht kein Mensch mehr davon“ (Kurt Tucholsky: All People on Board! In: *Die Weltbühne*, 29.11.1927, S. 870); vgl. Levke Harders: Historische Biografieforschung. Version: 1.0. In: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 31.10.2020, S. 1–46, hier S. 2. <http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok-2014> (Zugriff am 08.03.2023).

6 Siegfried Kracauer: Die Biographie als Neubürgerliche Kunstform [1930]. In: Ders.: *Das Ornament der Masse. Essays*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1963, S. 75–80, hier S. 80.

7 Leo Löwenthal: Die biographische Mode [1955]. In: Ders.: *Literatur und Massenkultur. Schriften*, Bd. 1, hrsg. v. Helmut Dubiel. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1980, S. 231–257; vgl. die Anmerkung der Herausgeber zu diesem Text in Bernhard Fetz / Wilhelm Hemecker (Hrsg.): *Theorie der Biographie. Grundlagentexte und Kommentar*. Berlin / New York: de Gruyter 2011, S. 199–222, hier S. 199. Im Folgenden wird der Text nach der Ausgabe von 1980 zitiert.

8 Löwenthal: Die biographische Mode, S. 232.

9 Ebd., S. 231.

Die „deutsche Katastrophe“¹⁰ hätte das Vertrauen auf die epistemische Kraft der Biographik im kontinentalen Europa zerstören müssen. Nach den Erfahrungen zweier Weltkriege wäre damit der Weg zurück zur Überzeugung von der Selbstwirksamkeit und Kraftfülle des Individuums, wie sie die biographische Praxis der Zwischenkriegszeit mit ihrem Fokus auf solitäre Lebensleistungen ‚großer Männer‘ sowohl im akademischen wie im populären Diskurs gehegt hatte, versperrt gewesen. Stattdessen blieb die biographische Epistemologie des Historismus im geschichtswissenschaftlichen Mainstream hierzulande zunächst erhalten, bis neue Perspektiven und Gegenstände in den Vordergrund historiographischer Reflexion rückten: gesellschaftliche Strukturen, langfristige diachrone Entwicklungsprozesse oder kollektive Subjekte wie Klassen und Generationen. Das Versprechen neuer Erkenntnisse erfüllte sich also nicht mehr in der Betrachtung von „Ausnahmemenschen [...], die in den Prozess der Geschichte eingreifen, ihn mitgestalten und prägen“¹¹ und der Welt im Alleingang die Stirn böten, sondern in Erfahrungen von Gruppen oder von Einzelnen ‚ohne Namen‘¹², die sich bis dato jenseits elitärer Kreise im toten Winkel der Historiographie befanden wie Frauen, Arbeiter oder Bauern. Es waren neben der Struktur- und Sozialgeschichte Mentalitäts- und Alltagsgeschichte, Oral History, soziologische Lebenslaufforschung, Frauengeschichte und Historische Anthropologie, die im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts versprachen, zeitgemäße Antworten auf die Erkenntnisbedürfnisse der Gegenwart bereitzustellen.¹³ Und während die Sozial- und Strukturgeschichte, die den deutschsprachigen historiographischen Diskurs der 1970er und frühen 1980er Jahre dominierten, die Biographie in Deutschland weitgehend zum Verstummen

10 Friedrich Meinecke: *Die deutsche Katastrophe. Betrachtungen und Erinnerungen*. Wiesbaden: Brockhaus 1946.

11 Hannes Schweiger: Biographiewürdigkeit. In: Christian Klein (Hrsg.): *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien*. 2., aktual. u. erw. Aufl. Berlin: Metzler 2022, S. 43–48, hier S. 44.

12 Vgl. Michel Foucault: Das Leben der infamen Menschen [1977]. In: Ders.: *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits*, Bd. 3: 1976–1979, hrsg. v. Daniel Defert / François Ewald unter Mitarbeit v. Jacques Lagrange, aus d. Franz. v. Hans-Dieter Gondok. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2003, S. 309–332.

13 Zur Entwicklung der historischen Geisteswissenschaften im 20. Jahrhundert vgl. Lutz Raphael: *Geschichtswissenschaft im Zeitalter der Extreme. Theorien, Methoden, Tendenzen von 1900 bis zur Gegenwart*. München: Beck 2010, bes. S. 96–116, 156–214, 228–246.

brachten, waren es die anderen hier genannten Forschungsansätze, die der Biographik zu einer „Neugeburt“¹⁴ verhalfen.

Im Kontext der Erforschung der deutschen Geschichte sah sich der Historiker Moshe Zimmermann noch 1991 genötigt, die zentrale Stellung der Biographie innerhalb der Historiographie zu reklamieren und sie damit als Erkenntnisinstrument zu verteidigen. Heute scheint sich aber sein Wunsch erfüllt zu haben, Biographie nicht in einem „noman's land“¹⁵ historischer Wissenschaften verortet, sondern als geschätztes epistemisches Instrument im historiographischen Mainstream angekommen zu sehen. Die Anerkennung der Biographie nach einer langen Phase ihrer „programmatischen Ablehnung“¹⁶ macht sich in erster Linie darin bemerkbar, dass wissenschaftliche Biographien nicht mehr als „akademischer Selbstmord“¹⁷ abgetan und daher immer öfter als Qualifikationsschriften an Hochschulen eingereicht werden. Zwar steht eine umfassende Erneuerung der Biographik noch aus, es gibt jedoch deutliche Anzeichen für einen qualitativen Wandel des Genres: Neben der Masse von Biographien, die ein althergebrachtes, teleologisches Biographieverständnis im wissenschaftlichen Kontext weiterhin tradieren, entstehen zahlreiche „Biographie[n] neuen Typs“¹⁸. Beispiele für eine solche erneuerte biographische Praxis waren bereits in den 1980er Jahren zu finden und wurden schon damals als Vorboten einer Hinwendung der historischen Geisteswissenschaften zur Biographik gedeutet.¹⁹ Ein konsequentes Bemühen, die Biographik auf ein stabiles methodologisches Fundament zu

14 Peter-André Alt: Mode ohne Methode? Überlegungen zu einer Theorie der literaturwissenschaftlichen Biographik. In: Christian Klein (Hrsg.): *Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens*. Stuttgart / Weimar: Metzler 2002, S. 23–39, hier S. 24.

15 „My contention [...] is that biography cannot be considered by any means to be a ‚noman's land‘ on the border of history, but should rather be treated as history per se, and that the historian should approach biography as a pivotal element of historical research aimed at answering historical questions“ (Moshe Zimmermann: *Biography as a Historical Monograph*. In: *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte* 20 (1991), S. 449–457, hier S. 449).

16 Alt: *Mode ohne Methode?*, S. 23.

17 Cornelia Rauh-Kühne: Das Individuum und seine Geschichte. Konjunkturen der Biographik. In: Andreas Wirsching (Hrsg.): *Neueste Zeit*. München: Oldenbourg 2006, S. 215–232, hier S. 217.

18 Ebd., S. 226.

19 Vgl. Lothar Gall: *Bismarck. Der weiße Revolutionär*. Frankfurt am Main / Berlin / Wien: Propyläen 1980; Christian Meier: *Caesar*. Berlin: Severin & Siedler 1982; Thomas Etzemüller: *Biographien. Lesen – erforschen – erzählen*. Frankfurt am Main / New York: Campus 2012, S. 12.

stellen, ist hingegen ein neueres Phänomen, dessen Beginn sich auf die frühen 2000er Jahre datieren lässt.

Aus der Gleichzeitigkeit des Willens zur Theorie und einer punktuell erneuerten Praxis bildet sich seit der Jahrtausendwende unter dem Namen ‚Biography Studies‘ eine neue Disziplin heraus, die unterdessen eine vielfache Institutionalisierung und dichte internationale Vernetzung vorweisen kann.²⁰ Die Innovationen auf dem Feld der Biographik, die wir diesem Forschungsfeld verdanken, beseitigten in mancherlei Hinsicht das „bestürzende[] Defizit an kritischer Auseinandersetzung mit der wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit der Biographie“²¹, von dem Peter-André Alt 2002 sprach. Und auch wenn wir immer noch weit von einer qualitativen biographischen Wende entfernt sind, „sofern damit der nicht eingelöste theoretische Anspruch seitens eines großen Teils der aktuell entstehenden

20 Zur Institutionalisierung der historischen Biographieforschung vgl. Harders: Historische Biografieforschung, S. 9–10. Zum neusten Stand der theoretisch-methodologischen Diskussion im Bereich der Biographieforschung vgl. die zweite Auflage des *Handbuchs Biographie* von 2022: Klein (Hrsg.): *Handbuch Biographie*. Konsultiert werden kann auch die Auswahlbibliographie von 2009 in: Fetzer (Hrsg.): *Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie*, S. 537–563. Neben diesen beiden Bänden sei hier auf einige weitere Publikationen hingewiesen, die an der theoretisch-methodologischen Erschließung der Biographie seit 2000 beteiligt sind: David Ellis: *Literary Lives. Biography and the Search for Understanding*. New York: Routledge 2000; Klein (Hrsg.): *Grundlagen der Biographik*; Bernhard Fetzer / Hannes Schweiger (Hrsg.): *Spiegel und Maske. Konstruktionen biographischer Wahrheit*. Wien: Zsolnay 2006; Hans Renders / Binne de Haan (Hrsg.): *Theoretical Discussions of Biography. Approaches from History, Microhistory, and Life Writing*. Leiden / Boston: Brill 2014; Christian Klein / Falko Schnicke (Hrsg.): *Legitimationsmechanismen des Biographischen. Kontexte – Akteure – Techniken – Grenzen*. Bern: Lang 2016; Renders / Haan / Harmsma (Hrsg.): *The Biographical Turn. Lives in History*; Birgitte Posing: *Understanding Biographies. On Biographies in History and Stories in Biography*. Odense: UP of Southern Denmark 2017; Günter Blumberger / Rüdiger Görner / Adrian Robanus (Hrsg.): *Biography – A Play? Poetologische Experimente mit einer Gattung ohne Poetik*. Leiden: Fink 2020; Caitríona Ní Dhúill: *Metabiography. Reflecting on Biography*. Cham: Palgrave Macmillan 2020; Joanny Moulin: *On Biography. Critical Essays*. Paris: Champion 2021; Hans Renders / David Veltman (Hrsg.): *Fear of Theory. Towards a New Theoretical Justification of Biography*. Leiden / Boston: Brill 2022; Donna Lee Brien / Kiera Lindsey (Hrsg.): *Speculative Biography. Experiments, Opportunities and Provocations*. New York / London: Routledge 2022. Abschließend seien hier Sammlungen theoretischer Texte genannt: Fetzer / Hemecker (Hrsg.): *Theorie der Biographie*; Anja Tippner / Christopher F. Laferl (Hrsg.): *Texte zur Theorie der Biographie und Autobiographie*. Stuttgart: Reclam 2016; Wilhelm Hemecker / Edward Saunders (Hrsg.): *Biography in Theory. Key Texts with Commentaries*. Berlin / Boston: de Gruyter 2017.

21 Alt: *Mode ohne Methode?*, S. 24.

Biographik gemeint ist²², haben wir gute Gründe dafür, hierauf zu hoffen und damit eine Biographik zu erwarten, die, einen theoretischen Aufklärungsprozess durchlaufend, zu einem Erkenntnisinstrument wird, mit dem wir „das bisher schon Gewusste erweitern, ganz Neues entdecken und so zu neuen Fragen gelangen“²³ – eine Biographik, die uns die Möglichkeit eröffnet, „Verbindungen und Zusammenhänge zu erkennen, die auf andere Weise nicht miteinander auftreten und uns so Aufschlüsse über Dimensionen der Geschichte geben, die wir anders nicht erfahren können.“²⁴

Eine solche Biographik, die im Folgenden einerseits als ein im Mainstream der tatsächlichen Biographik noch zu erfüllendes Postulat und andererseits als punktuell gegebene Realität verstanden wird, ist *erstens* sozial- und strukturgeschichtlich sowie soziologisch aufgeklärt: Sie verortet das Individuum im Netz seiner Beziehungen zur Außenwelt und „stützt sich idealtypisch auf einen antiteleologischen Subjektbegriff, der die Vorstellung von Geschlossenheit und Stringenz gelebter Leben zurückweist und ihre Kontingenz und Offenheit konzeptualisiert.“²⁵ Eine Biographik, die die Überzeugung von einer Kohärenz und Zielgerichtetheit des menschlichen Lebens und seiner identitären Widerspruchslosigkeit als Illusion entlarvt, nähert sich den Spuren eines fremden Lebens in dem Bewusstsein, dass die Vorstellung einer ihnen vermeintlich vorausgehenden ‚Ganzheit des Lebens‘ obsolet ist.

Zweitens verfährt die zeitgemäße Biographik bei der Wahl ihrer ‚Objekte‘ nicht normativ. Sie erhebt den ethischen Anspruch, grundsätzlich jede individuelle bzw. kollektive Erfahrung in ihrem typischen wie besonderen Wert anzuerkennen und in einer Darstellung zur Sichtbarkeit zu bringen.²⁶ Dafür

22 Grażyna Jurewicz: Biographische Forschungspraxis in den Jüdischen Studien: ein Plädoyer für mehr Methodenbewusstsein. In: *Medaon* 15,28 (2021), S. 1–4, hier S. 1. http://www.medaon.de/pdf/medaon_28_jurewicz.pdf (Zugriff am 05.03.2023). Vgl. Ulrich Herbert: Über Nutzen und Nachteil von Biographien in der Geschichtswissenschaft. In: Beate Böckem / Olaf Peters / Barbara Schellewald (Hrsg.): *Die Biographie – Mode oder Universalie? Zu Geschichte und Konzept einer Gattung in der Kunstgeschichte*. Berlin / Boston: de Gruyter 2016, S. 3–15, hier S. 6, 8.

23 Herbert: Über Nutzen und Nachteil von Biographien, S. 15.

24 Ebd.

25 Jurewicz: Biographische Forschungspraxis, S. 2.

26 1939 forderte Virginia Woolf einen solchen nichtnormativen Blick auf mögliche biographische ‚Objekte‘. „[D]a so viel bekannt ist, was lange unbekannt war, stellt sich jetzt unausweichlich die Frage, ob nur das Leben großer Männer aufzuzeichnen sei. Ist nicht jedermann, der ein Leben gelebt und ein Zeugnis dieses Lebens hinterlassen hat, eine Biographie wert – die Gescheiterten ebenso wie die Erfolgreichen, die Geringen ebenso wie die Berühmten? Und was ist Größe? Und was Kleinheit? Der Biograph muß unsere Maßstäbe

analysiert und revidiert sie immer wieder aufs Neue momentane Kriterien der ‚Biographiewürdigkeit‘, um damit die blinden Flecken der eigenen Perspektive zu korrigieren und vergessene Menschen in das kulturelle Gedächtnis zurückzuholen. Sie macht in dieser Weise ihr „demokratisierendes Potenzial“²⁷ deutlich, auf dem ihre erinnerungspolitische Zielsetzung beruht, grundsätzlich jede vergangene menschliche Erfahrung für die Zukunft zu bewahren.

Eine reflektierte Biographik bekennt sich *drittens* zu ihrer Nähe zur Literatur²⁸ und damit zu ihrer Eigenart, „im Grenzgebiet von Wissenschaft und Kunst“²⁹ verortet zu sein. Sie weiß einerseits um die Grenzen, die „Wirklichkeitserzählungen“³⁰ inhärent sind, andererseits um die „welterschließenden Kapazitäten“³¹ des literarischen Erzählens. Im Bewusstsein der Verantwortung gegenüber realen Referenten nutzt sie den ihr eigenen „Konflikt zwischen Authentizität und Illusion, zwischen Faktizität und Fiktionalität, zwischen Information

für Preiswürdigkeit überprüfen und uns neue Helden zur Bewunderung aufzeigen“ (Virginia Woolf: *Die Kunst der Biographie* [1939]. In: Dies.: *Der Tod des Falsters. Essays*, aus d. Engl. v. Hannelore Faden / Joachim A. Frank, hrsg. v. Klaus Reichert. Frankfurt am Main: Fischer 1997, S. 179–189, hier S. 186).

27 Schweiger: *Biographiewürdigkeit*, S. 47.

28 Vgl. Hayden White: *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa* [1973], aus d. Amerik. v. Peter Kohlhaas. Frankfurt am Main: Fischer 1991; ders.: *Auch Klio dichtet oder die Fiktion des Faktischen. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses* [1978], aus d. Amerik. v. Brigitte Brinkmann-Siepmann / Thomas Siepmann. Stuttgart: Klett-Cotta 1991; Paul Ricœur: *Zeit und Erzählung*, Bd. 1: *Zeit und historische Erzählung* [1983], aus d. Franz. v. Rainer Rochlitz. München: Fink 1988; ders.: *Zeit und Erzählung*, Bd. 3: *Die erzählte Zeit* [1985], aus d. Franz. v. Andreas Knop. München: Fink 1991. Zur Einordnung der Debatte um die Narrativität der Historiographie vgl. Stephan Jaeger: *Erzählen im historiographischen Diskurs*. In: Christian Klein / Matias Martínez (Hrsg.): *Wirklichkeitserzählungen. Felder, Formen und Funktionen nicht-literarischen Erzählens*. Stuttgart / Weimar: Metzler 2009, S. 110–135.

29 Helmut Scheuer: *Biographie. Überlegungen zu einer Gattungsbeschreibung*. In: Reinhold Grimm / Jost Hermand (Hrsg.): *Vom Anderen und vom Selbst. Beiträge zu Fragen der Biographie und Autobiographie*. Königstein: Athenäum 1982, S. 9–29, hier S. 9. – „Biographien sind Mischformen von Wissenschaft und Erzählung, insofern sie angewiesen sind auf die Kombination von Vernunftbegriffen und ästhetischen Ideen, die zwischen Begrifflichem und Unbegrifflichem oszillieren und so den Möglichkeitssinn befördern“ (Günter Blamberger: „Lieblose Legenden“? Anmerkungen zur Poetologie und Ethik des Biographierens. In: Ders. / Görner / Robanus (Hrsg.): *Biography – A Play?*, S. 19–36, hier S. 21).

30 Klein / Martínez (Hrsg.): *Wirklichkeitserzählungen*.

31 Olaf Hähner: *Historische Biographik. Die Entwicklung einer geschichtswissenschaftlichen Darstellungsform von der Antike bis ins 20. Jahrhundert*. Frankfurt am Main: Lang 1999, S. 260.

und Unterhaltung, zwischen Objektivität und Deutung³² zu ihrem Vorteil – mit dem Ziel, „aus dem Widerspruch zwischen literarischen und wissenschaftlichen Ansprüchen etwas Positives“³³ zu machen, weil sie „sich von jedem der beiden Pole historisch biographischer Schriftstellerei herausfordern lässt, die Forderungen des je anderen Pols um so besser zu erfüllen.“³⁴ Sie sucht nach Alternativen zu althergebrachten narrativen Modellen biographischen Erzählens mit ihrem „Zwang zu Kondensierung, Kohärenz und Sinnbildung“³⁵ und fürchtet sich dabei nicht vor erzählerischen Experimenten,³⁶ die sie in einer Auseinandersetzung mit der Literatur entwickelt.

Biographien lehren, die unglückliche Spaltung in unserem Denken – etwa die zwischen Sachbuch und Belletristik – zu überwinden. Die Kunst gegen die Wissenschaft auszuspielen[,] führt ebenso in die Irre wie die paulinische Trennung von Körper und Geist. Jede Erkenntnis ist im wahrsten Sinne des Wortes ästhetisch [...], d. h. sie wird sinnlich vermittelt und empfangen. Wissenschaft und Kunst ringen beide um Erkenntnis, mit nur zum Teil unterschiedlichen, nie gegensätzlichen Mitteln.³⁷

Die tragende Säule der zeitgemäßen Biographik ist – *viertens* – eine selbstreflexive Erzählinstanz: Biographinnen und Biographen, die das biographische Tun im Wissen um ihre Involviertheit in die von ihnen verfassten Lebensgeschichten betreiben. Dieses Wissen entsteht, indem das traditionelle, vermeintlich ‚natürliche‘ Verständnis biographischen Erzählens dekonstruiert

32 Christian von Zimmermann: Exemplarische Lebensläufe: Zu den Grundlagen der Biographik. In: Ders. / Nina von Zimmermann (Hrsg.): *Frauenbiographik. Lebensbeschreibungen und Porträts*. Tübingen: Narr 2005, S. 3–16, hier S. 4.

33 Christian Meier: Die Faszination des Biographischen. In: Frank Niess (Hrsg.): *Interesse an der Geschichte*. Frankfurt am Main / New York: Campus 1989, S. 100–111, hier S. 102.

34 Ebd.

35 Neva Šlibar: Ist die Biographie ein anachronistisches Genre? Aporien und Chancen einer unverwüstlichen Textsorte. In: Hans-Georg Grüning / Danielle Lévy-Mongelli / Graciela Ricci-Della Grisa (Hrsg.): *Discorso fisionale e realtà storica*. Atti del I. Colloquio Internazionale „Testo e Contesto“, Macerata, 15–17 ottobre 1990. Ancona: Edizioni Nuove Ricerche 1992, S. 725–748, hier S. 726. Vgl. ebd., S. 734–736; dies.: Biographie, Autobiographie – Annäherungen, Abgrenzungen. In: Michaela Holdenried (Hrsg.): *Geschriebenes Leben. Autobiographik von Frauen*. Berlin: Schmidt 1995, S. 390–401, hier S. 399.

36 Vgl. Blamberger: „Lieblose Legenden“?, S. 26–27; Detlef Felken: Die Größe der Anderen. Anmerkungen zur Lage der Biographie. In: *Non Fiktion. Arsenal der anderen Gattungen* 8,1 (2013), S. 13–26, hier S. 26.

37 Angela Steidele: *Poetik der Biographie*. Berlin: Matthes & Seitz 2019, S. 93.

wird. Wir wenden uns nämlich im alltäglichen Erzählen den Leben anderer Menschen vom Standpunkt des eigenen Lebens zu. Weil wir unsere Leben als Geschichten mit einem Anfang, einer Mitte und antizipierten Versionen des Endes erzählen, nehmen wir an, dass diese Art von Erzählung, in der Ereignisse in kausalen Ketten entsprechend dem rationalen Handlungsmodell von definierten Zielen und Wegen zu ihrer Umsetzung sequenziert werden, der ontologischen Ordnung des Lebens entspricht: dass wir auch so *leben*. Als Expertinnen und Experten fürs Leben, denn wir führen schließlich – schlecht oder recht – selbst eins und präsentieren immer wieder dieses eigene sowie fremde Leben als teleologische Erzählungen, geraten wir in eine Naturalisierungsfalle des auto/biographischen³⁸ Erzählens³⁹ – eine Falle, für die Pierre Bourdieu den Begriff der „biographischen Illusion“⁴⁰ prägte.

Der biographischen Praxis warf der französische Soziologe 1986 vor, dass sie ideologisch sei: dass der Mensch, der die eigene Lebensgeschichte erzähle, ein besonderes Interesse verfolge – ein Interesse daran, „eine[] Konsistenz und Konstanz“ im Leben aufzufinden und die Zustände dieses Lebens so aufeinander zu beziehen, dass sie „damit zu Etappen einer notwendigen Entwicklung erhoben“ seien.⁴¹ Das „Interesse an der Sinngebung“⁴² mache den Menschen zum Ideologen des eigenen Lebens. Der autobiographischen Ideologisierung des Lebens entspreche wiederum eine „natürliche Komplizenschaft des Biographen“, der „geneigt“ sei, „diese künstliche Sinnschöpfung zu akzeptieren“.⁴³ So werde der Biograph, der das fremde Leben als sinnhafte und zielgerichtete

38 Die Begriffe ‚Auto/Biographie‘ und ‚auto/biographisch‘, die sich in den Biography Studies zunehmend durchsetzen, bringen die relationale Eigenart lebensgeschichtlicher Äußerungen zum Ausdruck: Zum einen schließt ein autobiographisches Narrativ im Normalfall auch Lebensgeschichten anderer Menschen ein, die die Autobiographin / der Autobiograph als Teil ihres / seines Lebens wahrnimmt bzw. wahrnahm; zum anderen stellt ein Dokument, das eine Interpretation eines fremden Lebens präsentiert, zugleich ein Zeugnis des Lebens seiner Autorin / seines Autors dar. Zur autobiographischen Dimension fremdreferentieller biographischer Narrative vgl. die in Anm. 45 genannte Forschungsliteratur.

39 Der vermeintlich ‚natürlichen‘ Produktionsästhetik, die auf einer Identifikation mit dem biographischen ‚Objekt‘ und einer Lebensteleologie beruht, entspricht eine analoge Rezeptionsästhetik, die für die Beliebtheit der Biographie verantwortlich ist. Vgl. Felken: Die Größe der Anderen, S. 22–25.

40 Pierre Bourdieu: Die biographische Illusion [1986]. In: Ders.: *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*, aus d. Franz. v. Hella Beister. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998, S. 75–83.

41 Ebd., S. 76.

42 Ebd.

43 Ebd.

Gesamtheit konstruiere, zum Ideologen des fremden Lebens und setze damit das Werk seines Protagonisten fort.

Bourdieu's Analyse legt eine ‚natürliche‘ biographische Produktionsästhetik offen, der traditionellen Biographien folgen, und die von einer reflektierten Biographik notwendigerweise dekonstruiert werden muss. Biographinnen und Biographen können sich dem retrospektiven Charakter des biographischen Tuns und dessen Perspektivierung auf die Interessen und Bedürfnisse der eigenen Gegenwart zwar nicht entziehen, zumal sie ihre Narrative an die zeitgenössischen Leserinnen und Leser kommunizieren und sich auch damit ihrer eigenen Gegenwart verpflichten.⁴⁴ Von diesem Wissen um den Gegenwartsbezug jedes biographischen Narrativs, also um eine umfassend zu verstehende *autobiographische* Dimension der Erforschung fremder Leben,⁴⁵ müssen jedoch anhaltende Versuche herrühren, sich in lebensgeschichtlicher Analyse dem intuitiven, von Bourdieu als kontingent aufgezeigten Verständnis des biographischen Erlebens und Erzählens zu widersetzen. Der erste Schritt in diese Richtung liegt also in der Anerkennung der eigenen Involviertheit in den Forschungsprozess und in dessen Ergebnisse; der nächste im Bekenntnis zur Unmöglichkeit, die erzählte Vergangenheit von der Gegenwart des Erzählens zu befreien. Alle weiteren Schritte gehen in einer Suche nach dem geeigneten Umgang mit dem Wissen um den homodiegetischen Charakter der Historiographie im Allgemeinen und der Biographik im Speziellen auf. Eine zeitgemäße Antwort auf diese Problematik liegt im Bemühen um möglichst große Transparenz hinsichtlich der Momente, in denen Biographinnen und Biographen in ihren Erzählungen präsent sind.

44 „Geschichte ist ein ereignishafter zeitlicher Zusammenhang von Vergangenheit und Gegenwart (mit einem Ausblick in die Zukunft), der durch seine Repräsentation in der Form einer Erzählung Sinn und Bedeutung für die Orientierung der gegenwärtigen Lebenspraxis hat“ (Jörn Rüsen: *Historik. Theorie der Geschichtswissenschaft*. Köln / Weimar / Wien: Böhlau 2013, S. 46). Vgl. Klaus Füßmann: *Historische Formungen. Dimensionen der Geschichtsdarstellung*. In: Ders. / Heinrich Theodor Grütter / Jörn Rüsen (Hrsg.): *Historische Faszination. Geschichtskultur heute*. Köln / Weimar / Wien: Böhlau 1994, S. 27–44, hier S. 32–36.

45 Vgl. Wilson Snipes: *The Biographer as a Center of Reference*. In: *Biography* 5,3 (1982), S. 215–225; Wolfgang Hildesheimer: *Die Subjektivität des Biographen*. In: Ders.: *Das Ende der Fiktionen. Reden aus fünfundsiebenzig Jahren*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1984, S. 123–138; Wilhelm Füll: *Zwischen Mythologisierung und Dekonstruktion. Die Funktion des Biographen*. In: *BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History* 11 (1998), S. 59–69, bes. S. 59–60, 66–68; Paula R. Backscheider: *Reflections on Biography*. Oxford / New York: Oxford UP 1999; Allen Hibbard: *Biographer and Subject. A Tale of Two Narratives*. In: *South Central Review* 23,3 (2006), S. 19–36; Steidle: *Poetik der Biographie*, bes. S. 23–43.

Auch wenn Bourdieus Diagnose keineswegs der avancierten Methodendiskussion in der heutigen Geschichtswissenschaft entspricht und schon zum Zeitpunkt der Erscheinung seines Essays mit derselben Begründung kritisiert wurde, hat Bourdieus Text seine Aktualität nicht verloren: Trotz aller Ansätze zur Erneuerung des Genres stützt sich ein Großteil der gegenwärtigen Biographik immer noch auf ein antiquiertes Menschenbild mit seinem Versprechen der Sinnhaftigkeit und Zielgerichtetheit des Lebens und auf die entsprechenden Erzählmuster. Das betrifft den populären Biographie-Markt naturgemäß zwar viel stärker als die wissenschaftliche Biographik, aber auch der wissenschaftliche Diskurs ist vom Positivismus sammelnder, teleologischer Geschichtsschreibung nicht frei. Sie folgt – immer noch viel zu oft – der Illusion, Biographie als „eine rein mimetische Handlung [...] als Wiedergabe – Nachschreiben – eines bereits gestalteten Geschehens, des Lebenslaufs“⁴⁶ betreiben und sich dabei auf eine ihr entsprechende „schlicht[e]“⁴⁷ Methodologie stützen zu können:

Zeugnisse werden gelesen oder Bilder betrachtet, Fakten referierend übernommen und in ein chronologisches Narrativ überführt, ein simpler Transformationsprozess von Quellen in Biographien. Biographietheoretische Reflexionen finden kaum Nachhall, ebensowenig das elaborierte sozialwissenschaftliche Instrumentarium der letzten Jahrzehnte, mit dem man habituelle Prägungen, diskursive Strukturierungen von Lebensläufen usw. untersuchen könnte.⁴⁸

Auch nach fast vier Jahrzehnten kann Bourdieus Text also mit Gewinn als Warnung davor gelesen werden, der angeblichen Greifbarkeit und Selbstverständlichkeit biographischen Tuns zu trauen.

Folgende Ansprüche lassen sich an eine zeitgemäße wissenschaftliche Biographik adressieren:

Wissenschaftliche Biographien sollen ohne die „unbegrenzte[n] Möglichkeiten formaler wie inhaltlicher Gestaltung“ [...], die die Literatur hat, erzählerisch komplex sein, individuelle, nicht standardisierte Darstellungsformen bieten. Sie sollen

46 Neva Šlibar: Paradigmen und Textsorten lebensgeschichtlichen Erzählens. In: *Linguistica* 35,1 (1995), S. 137–153, hier S. 139 (Herv. i. Orig.).

47 Thomas Etzemüller: Das biographische Paradox – oder: wann hört eine Biographie auf, eine Biographie zu sein? In: *Non Fiktion. Arsenal der anderen Gattungen* 8,1 (2013), S. 89–103, hier S. 91.

48 Ebd.

ebenso analytisch wie selbstreflexiv mit der eigenen Gattung umgehen, bei der Rekonstruktion des ausgewählten Lebensweges den Konstruktionscharakter jeder biographischen Arbeit wie auch des zugrunde gelegten Quellenmaterials berücksichtigen, wissenschaftstheoretische und -ethische Aspekte mit einbeziehen und – nicht zuletzt – die Positionierung des Biographen bzw. der Biographin als historisch und sozial kontextualisiert reflektieren.⁴⁹

Einer der möglichen Wege, eine solche Biographik umzusetzen, kann darin bestehen, aus der erfolgten biographischen Praxis theoretische und methodologische Erkenntnisse herzuleiten, um im Zuge dieser Reflexion für die künftige wissenschaftliche Praxis zu lernen. Dieser Zugriff auf die Theorie über die Praxis scheint insofern aufschlussreich, als die Biographik zur Aufklärung ihrer theoretischen Stellung als Textgattung ohne normative Poetik⁵⁰ in

49 Anita Runge: Wissenschaftliche Biographik. In: Klein (Hrsg.): *Handbuch Biographie*, S. 171–180, hier S. 178. Das Binnenzitat in der angeführten Passage stammt aus: Hedwig Röckelein: Der Beitrag der psychohistorischen Methode zur „neuen historischen Biographie“. In: Dies. (Hrsg.): *Biographie als Geschichte*. Tübingen: edition diskord 1993, S. 17–38, hier S. 28.

50 An die Stelle einer verbindlichen Poetik treten „poetologische Experimente“, wie es im Titel von Blamberger / Görner / Robanus (Hrsg.): *Biography – A Play?* heißt. Zur Poetik der Biographie vgl. Leon Edel: The Poetics of Biography. In: Hilda Schiff (Hrsg.): *Contemporary Approaches to English Studies*. London: Heinemann 1977, S. 38–58; William H. Epstein: Recognizing the Life-Text: Towards a Poetics of Biography. In: *Biography* 6,4 (1983), S. 283–306; Leon Edel: *Writing Lives. Principia Biographica*. New York / London: Norton 1984; Ira Bruce Nadel: *Biography. Fiction, Fact and Form*. London / Basingstoke: Macmillan 1984; Füßl: Zwischen Mythologisierung und Dekonstruktion; Günter Blamberger: Poetik der Biographie. Über Konstruktionsprinzipien von Lebensgeschichten. In: Rolf Füllmann et al. (Hrsg.): *Der Mensch als Konstrukt. Festschrift für Rudolf Druх zum 60. Geburtstag*. Bielefeld: Aisthesis 2008, S. 359–371; Michael Benton: Towards a Poetics of Literary Biography. In: *The Journal of Aesthetic Education* 45,3 (2011), S. 67–87; Johanna Gehmacher: Leben schreiben. Stichworte zur biografischen Thematisierung als historiografisches Format. In: Lucile Dreidemy et al. (Hrsg.): *Bananen, Cola, Zeitgeschichte. Oliver Rathkolb und das lange 20. Jahrhundert*, Bd. 2. Wien / Köln / Weimar: Böhlau 2015, S. 1013–1026; Steidele: *Poetik der Biographie*. Vgl. auch den „Dekalog der biographischen Moral“: Tobias Winstel: Das Buch zum Leben. Ein Plädoyer für den biographischen Blick. In: Theresia Bauer et al. (Hrsg.): *Gesichter der Zeitgeschichte. Deutsche Lebensläufe im 20. Jahrhundert*. München: Oldenbourg 2009, S. 9–22, hier S. 15–16 (Herv. i. Orig.). – Die konservative Geschichtswissenschaft tendiert zu einer quellenzentrierten Poetik: Sie hängt der Vorstellung an, das Narrativ werde vollständig von den Quellen beherrscht. Eine zeitgemäße Biographik lehnt diese Vorstellung ab. An der Entstehung einer Biographie sind nämlich drei Parteien beteiligt: erstens die zu Biographierenden, deren Leben materielle Spuren hinterließen; zweitens die Biographinnen und Biographen, deren Perspektiven, Interessen, Affekte und Identitäten sich in ihre Narrative einschreiben, sowie drittens die Lesenden, die als Interpretierende über die Bedeutung des Narrativs entscheiden und deren Vorlieben, Lesegewohnheiten und

besonderer Weise auf metabiographische Überlegungen jeder einzelnen Praktikerin / jedes einzelnen Praktikers angewiesen zu sein scheint.⁵¹ Wenn für die Praxis der Biographie gilt, „the only way anyone really learns to be a biographer is by doing it“⁵², kann das gleiche für deren theoretische Erkundung geltend gemacht werden: Auch auf dem Feld der Theorie gibt es keinen Ersatz für die gelebte Erfahrung der Biographin / des Biographen. Auf diesen Gedanken ging das Konzept einer Vortragsreihe zurück, die unter dem Titel „(Jüdische) Leben erzählen: Biographische Werkstattberichte“ im Wintersemester 2021/2022 online stattfand und von der Juniorprofessur für Jüdische Religions- und Kulturgeschichte Mittel- und Osteuropas an der Universität Potsdam veranstaltet wurde.⁵³ Der vorliegende Band versammelt Beiträge der an der Veranstaltung beteiligten Praktikerinnen und Praktiker des biographischen Genres, die in jahrelanger, intensiver Arbeit an „Hinterlassenschaften“⁵⁴ von Jüdinnen und Juden bzw. Menschen jüdischer Herkunft deren Leben erforschten und in monographischen Studien darstellten. Die Biographinnen und Biographen schildern im Rückblick auf ihre bereits abgeschlossenen Projekte zu modernen jüdischen Lebensläufen die Herausforderungen biographischen Forschens und Schreibens und ihre Strategien, mit diesen Herausforderungen umzugehen.

Erwartungen, von den Schreibenden antizipiert, die Gestalt der Erzählung bereits während ihrer Entstehung beeinflussen. Eine Biographie entspringt einem Kommunikationsprozess zwischen diesen drei Instanzen. Dementsprechend ist eine multiperspektivische und -faktorielle Poetik der Biographie erforderlich, die alle drei Akteursgruppen in den Blick nimmt und diese als am Entstehungsprozess der Biographie gleichsam Beteiligte begreift.

51 „Insofern die Biographie [...] keine kanonische Gattung ist, also keine normativen Poetiken, keine festen Gattungsvorschriften kennt, allenfalls die Orientierung an unterschiedlichen Prototypen der Vergangenheit, wird jede Biographie implizit zur Meta-Biographie, die ihre Konstruktionsprinzipien rechtfertigen, also Antwort geben muss auf die Frage: Welche Darstellungstechniken werden der Eigentümlichkeit einer dargestellten Person gerecht, in der Anerkennung, dass die Annäherung an die Eigentümlichkeit einer Person eine letztlich doch unabschließbare Bewegung darstellt“ (Günter Blamberger: *Wie vermeidet man „lieblose Legenden“? Zur Kunst des Biographierens*. In: Ders.: *Von der Faszination ästhetischer Ideen und der Macht poetischen Denkens*. Leiden: Fink 2021, S. 97–110, hier S. 98).

52 John Milton Cooper Jr.: *Conception, Conversation, and Comparison: My Experiences as a Biographer*. In: Lloyd E. Ambrosius (Hrsg.): *Writing Biography. Historians & Their Craft*. Lincoln / London: U of Nebraska P 2004, S. 79–102, hier S. 100.

53 Die Vorträge der Reihe sind in einem gleichnamigen Podcast dokumentiert und über folgenden Link abrufbar: <https://www.uni-potsdam.de/de/js-rw/juedische-studien/forschungsprojekte/juedische-leben-erzaehlen/podcast> (Zugriff am 24.04.2023).

54 Sigrid Weigel: *Hinterlassenschaften*, Archiv, Biographie. Am Beispiel von Susan Taubes. In: Fetz / Schweiger (Hrsg.): *Spiegel und Maske*, S. 33–48, hier bes. S. 41; Christina Pareigis: *Hinterlassenschaften*. In: *Trajekte* 15,30 (2015), S. 40–51.

Ein wesentliches Charakteristikum der Biographie als Forschungsmethode und Darstellungsweise ist ihr interdisziplinärer Charakter. Soll sie ihren epistemischen Auftrag erfüllen, ist sie darauf angewiesen, die Grenzen einzelner Fächer zu überschreiten und die Untersuchungsergebnisse aus diversen Forschungsfeldern zu synthetisieren.⁵⁵ Dementsprechend war die Unterschiedlichkeit von Zugängen, Perspektiven und Fragestellungen für den wissenschaftlichen Ertrag der oben genannten Vortragsreihe entscheidend. Für die Metaaussage dieses Bandes ist sie gleichermaßen essenziell: Das Gelingen biographischer Arbeitsprozesse hängt wesentlich davon ab, zu welchem Grad und wie methodologisch sensibel ein interdisziplinärer Forschungsmodus umgesetzt wird. Gemäß dem Verständnis der Biographik als eines *per se* interdisziplinären Tuns, für welches ein Dialog unterschiedlicher Fächer unabdingbar ist, luden wir zur Kooperation Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus zahlreichen Disziplinen ein – aus der Geschichts- und Literaturwissenschaft, Judaistik, Jiddistik, Slawistik, Kulturwissenschaft, Philosophie, Ideengeschichte, Musikwissenschaft, Kulturanthropologie und Soziologie. Vergangene Leben zu erforschen, ist zunächst – und damit wird etwas Selbstverständliches zur Sprache gebracht – eine Arbeit an und mit Geschichten von Menschen. Geboren zu werden, zu sterben, Liebe, Freude, Angst und Schmerz zu empfinden, sind Erfahrungen, die alle Menschen miteinander teilen. Trotz der Eingebundenheit dieser Erfahrungen in kontingente Sinngebungsprozesse sowie kultur- und zeitabhängige Praktiken lässt sich von einem universellen Kern des Menschseins sprechen, dessen Umfang zwar streitbar, dessen Existenz aber schwerlich anzuzweifeln ist. Ein jüdisches Leben zu erzählen, bedeutet demnach natürlich auch, ein menschliches Leben zu erzählen. Das Allgemeine eines Lebens ist gegenüber all seinen Partikularitäten jedoch nicht autonom. Ohne diese erzählt zu haben, ist noch nichts von diesem Leben gesagt worden – ein Leben ‚an sich‘ existiert nicht: In jeder menschlichen Geschichte nimmt das Universelle partikuläre Gestalten an, wird kulturell und individuell überformt. Eine zentrale Frage, die dieser Band stellt, betrifft daher das Jüdischsein biographischer ‚Objekte‘

55 Interdisziplinäre Zugänge werden hier als wissenschaftliche Strategien zum Umgang mit komplexen wissenschaftlichen Problemen verstanden. Ausgemacht werden sie nicht durch bloße Addition von Forschungsergebnissen diverser Disziplinen, sondern durch ihre Synthese zu Gesamtansichten. Vgl. William H. Newell: A Theory of Interdisciplinary Studies. In: *Issues in Integrative Studies* 19 (2001), S. 1–25; Rick Szostak: Extensional Definition of Interdisciplinarity. In: *Issues in Interdisciplinary Studies* 33 (2015), S. 94–116, hier S. 109–110.

und die Besonderheiten lebensgeschichtlicher Arbeit, die sich daraus für die Forschungspraxis ergeben.

Historische jüdische Lebensläufe verkörpern oft Phänomene vielfacher Grenzüberschreitungen. Sie sind häufig bruchreich und diskontinuierlich. Die Optionen, jüdisch zu sein, die in der Begegnung mit der Moderne zahlreichen Veränderungen unterlagen und einer vielfachen Umgestaltung unterzogen wurden, sind höchst unbestimmbar. In vielen Fällen entstand in individuellen Leben als Folge der Begegnung des Judentums mit der Moderne eine erklärungsbedürftige Leerstelle, wenn in dem zu biographierenden Leben auf den ersten Blick nichts mehr ‚jüdisch‘ zu sein scheint. Die biographische Erschließung damit verbundener Erfahrungen stellt nicht selten eine große Herausforderung dar. Multiple Identitäten bzw. Hybridität, Transgression, intersektionale Subjektpositionen, Transkulturalität, Diaspora, Exil, Transterritorialität, Akkulturation, Kosmopolitismus und Schoah sind einige der Beispiele für Phänomene, deren ‚Biographierbarkeit‘ alles andere als einfach ist und die sich sogar – wie im Fall der Schoah – jeder Darstellbarkeit entziehen können. Bei der lebensgeschichtlich orientierten Erforschung und Schilderung solcher Phänomene bedarf es einer besonderen methodologischen Diskussion, zu der die Autorinnen und Autoren dieses Bandes in retrospektiver Betrachtung ihrer biographischen Praxis beitragen. Sie machen dabei deutlich, dass Biographie zu den anspruchsvollsten historiographischen Genres gehört, dass sie aber gleichzeitig der historischen Forschung im Allgemeinen und der Erforschung jüdischer Geschichte im Speziellen besondere Möglichkeiten bietet.

Aus Quellenkonstellationen zu jüdischen Leben in der Moderne und ihrer biographischen Erschließung lässt sich in erster Linie lernen, dass reflektierte Biographien nicht nach dem Wesen der zu biographierenden Menschen fragen, sondern danach, wie ihre Lebensläufe überhaupt möglich geworden sind.⁵⁶ Eine entscheidende Erkenntnis aus einer solchen Biographik ist daher die Notwendigkeit einer lebensgeschichtlichen Arbeit jenseits von Essenzialisierung und Enthistorisierung. Zugänge und Perspektiven, die darin umgesetzt werden, haben ein Verallgemeinerungspotenzial und können einen signifikanten Beitrag zur Weiterentwicklung unserer Möglichkeiten leisten,

56 Dieses in Analogie zum Forschungsprogramm Historischer Anthropologie und unter Berufung auf Hans Blumenberg. Vgl. Jakob Tanner: Historische Anthropologie. Version: 1.0. In: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 03.01.2012, S. 1–14, hier S. 6. <http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.2.278.v1> (Zugriff am 08.03.2023).

Lebensgeschichten überhaupt und moderne Lebensgeschichten im Besonderen zu erzählen.

Wir übergeben diesen Band an die Leserinnen und Leser in der Hoffnung, dass sie hier inspirierende Einblicke in die biographische Forschungs- und Darstellungspraxis finden. Vielleicht wird die eine oder der andere, nachdem sie oder er aus erster Hand erfuhr, welche Herausforderungen beim Verfassen einer Biographie zu bewältigen sind, das Genre ‚Biographie‘ besonders schätzen? Oder den Entschluss fassen, ein bereits begonnenes biographisches Projekt wieder in Angriff zu nehmen? Oder zum ersten Mal die Lust verspüren, selbst eine Biographie zu schreiben? Wenn das so wäre, hätte dieser Band sein Ziel erreicht. Es gibt nämlich auf dem Feld der Biographik ungemein viel zu tun. Nicht nur, weil es eine unendliche Anzahl von Menschenleben gibt, die ihrer Erzählung harren, sondern auch, weil vergangene Leben immer wieder neu geschrieben werden können. Zwar bleiben die Spuren dieser Leben gleich (ausgenommen die Fälle, in denen neue Quellen zutage gefördert werden); alles andere verändert sich jedoch: das theoretische Fundament, auf welches sich die Biographinnen und Biographen stützen, um ihre Erkenntniswege zu definieren und diese zu beschreiten, ihre Menschenbilder und epistemischen Prioritäten, ihre individuellen sowie die kollektiven Bedürfnisse der Gesellschaften und Kulturen, denen sie angehören.⁵⁷ Wie wir uns selbst und einander das eigene Leben immer wieder erzählen, so werden wir immer auch fremde Leben erzählen. Häufig auch dieselben, nur anders.

Und wir: Zuschauer, immer, überall,
dem allen zugewandt und nie hinaus!
Uns überfüllts. Wir ordnens. Es zerfällt.
Wir ordnens wieder und zerfallen selbst.⁵⁸

Wir danken all denjenigen, die uns bei unserem Projekt unterstützend zur Seite standen. Unser besonderer Dank gilt den Autorinnen und Autoren dieses Bandes für ihre Großzügigkeit, mit der sie ihre Expertise und ihre Erfahrungen beim Forschen und Schreiben mit uns teilten. Wir bedanken uns

⁵⁷ Vgl. Steidele: *Poetik der Biographie*, S. 87–90.

⁵⁸ Rainer Maria Rilke: Die achte Elegie. In: Ders.: *Duineser Elegien. Die Sonette an Orpheus*. Nach den Erstdrucken von 1923. Stuttgart: Reclam 1997, S. 37.

herzlich auch bei Samira Luna, Luise Prager, Adina Schuster sowie den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Neofelis Verlages, die uns auf den unterschiedlichen Etappen des Projektes unermüdlich und höchst professionell unterstützten.

Mit großer Freude erinnern wir uns an die Online-Sitzungen der Vortragsreihe, aus der dieses Buch hervorging. Die zahlreichen Gäste, die wir jede Woche empfangen durften, ihr nicht nachlassendes Interesse und die lebhaften Diskussionen, die wir nach den Vorträgen miteinander führten, waren das größte Geschenk, das wir von den uns damals zu einem großen Teil unbekannt Menschen bekamen. Für diese Erfahrung eines authentischen Gesprächs sind wir unendlich dankbar und freuen uns, dass wir mit diesem Band etwas von dieser Erfahrung an andere weitergeben dürfen.

Beatrix Borchard

Storytelling oder ‚Lücken markieren‘?

Joseph und Amalie Joachim –
Nachdenken über den Umgang mit biographischem Material

Biographisches Schreiben

Seit Jahrzehnten setze ich mich schreibend und lehrend mit Fragen des Umgangs mit biographischen Quellen auseinander und damit mit der Bedeutung von Fragen des Erinnerns und des Vergessens für die Geschichtsschreibung. Ausgangskonstellation meines Nachdenkens waren bereits in meiner Dissertation das Wirken und die Wirkung des wohl berühmtesten Paares der Musikgeschichte: Robert und Clara Schumann. In dieser Gegenstandswahl waren verschiedene Untersuchungsperspektiven angelegt: die Rolle des Geschlechts für den Lebens- und Arbeitsweg von Musiker:innen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der zufälligen familiären Herkunft, der selbstgewählten Paarkonstellation sowie die Relevanz der unterschiedlichen Handlungsfelder als Komponist bzw. als Interpretin. (Dass Clara Schumann auch Komponistin war, die dann jedoch weitgehend das Werk ihres Mannes zu ihrem Werk gemacht hat,¹ wurde mir bezeichnenderweise erst im Laufe meiner Arbeit bewusst.) Das Thema ‚Lebensläufe jüdischer Musiker:innen‘ gewann erst im Rahmen meiner Habilitationsschrift durch meine Auseinandersetzung mit dem Quellenmaterial zu dem Geiger, Komponisten, Pädagogen, Hochschuldirektor, Dirigenten, Konzertveranstalter, Ehemann und Vater von sechs Kindern Joseph Joachim (1831–1907) an Bedeutung.²

1 Vgl. Beatrix Borchard: *Clara Schumann. Musik als Lebensform. Neue Quellen. Andere Schreibweisen*. Hildesheim / Zürich: Olms 2019.

2 Vgl. Beatrix Borchard: *Stimme und Geige. Amalie und Joseph Joachim. Biographie und Interpretationsgeschichte*. Köln / Weimar / Wien: Böhlau 2005.

Wie stark das Erzählen, ob mündlich oder schriftlich, dem Leben eines Menschen eine klare Struktur und ein Ziel zuschreibt und dadurch das Bewusstsein von Identität³ erst *herstellt*, war für mich eine Schlüsselerfahrung in meiner Auseinandersetzung mit biographischen Fragen und sogenannten Lebenszeugnissen. Fortan war es mir nicht mehr möglich, autobiographische Texte, Briefe, Tagebucheintragungen, Interviews, Bilder, Fotos etc. unhinterfragt als ungefilterte Spiegelungen von Lebenswirklichkeit zu lesen und zu benutzen.

Welche Darstellungsweisen wären indes einem reflektierten Umgang mit biographischen Quellen angemessen? *Storytelling* sicher nicht. Inzwischen gibt es sogar Masterclasses, in denen man lernen kann, in sich kohärente Geschichten nach erprobten Mustern inklusive dramaturgischer Kniffe zu erzählen. Viele Menschen verlangen nach einem auktorialen Erzähler, der die Fäden in der Hand hält (ich wähle bewusst die männliche Form, weil in unserem Kulturraum die traditionelle Erzählerfigur eine Art allwissender, omnipräsenter Gott ist, der durch Narration Zusammenhang stiftet).⁴ Wer eine solche Darstellungsweise zwar als literarisches, nicht jedoch als wissenschaftliches Verfahren für angemessen erachtet, sucht rasch nach Wegen, die Lücken, die sich in jedem noch so umfangreichen Quellenkorpus auf-tun, nicht spekulativ erzählend zu überbrücken, sondern zu markieren. Als Darstellungsmethode bietet sich dann die Montage des Rohmaterials jeder Biographie an, also der Ego- und Fremddokumente. Denn die unkommentierte Montage „mit Schere und Klebstoff“⁵ fordert die Lesenden explizit dazu auf, sich im Lesen die Geschichte selbst zu schreiben. Sie werden damit zu Mit-Erzählenden, und zwar im Bewusstsein, dass ein anderer Mensch vielleicht eine ganz andere Geschichte aus den präsentierten Bruchstücken der Dokumente eines Lebens herausliest. Dass erst im Prozess des Lesens die Geschichten entstehen, gilt selbstverständlich auch für eine erzählte

3 Der Begriff der Identität dient im Folgenden als Arbeitsbegriff. Hier soll nicht die Frage diskutiert werden, ob es überhaupt so etwas wie eine Identität gibt, oder ob wir von wechselnden, zeitlich bedingten und je nach sozialem Kontext sich wandelnden Identitäten ausgehen müssen.

4 Vgl. Fritz Breithaupt: *Das narrative Gehirn. Was unsere Neuronen erzählen*. Berlin: Suhrkamp 2022.

5 Vgl. dazu den grundlegenden Text: Beatrix Borchard: Mit Schere und Klebstoff. Montage als wissenschaftliches Verfahren in der Biographik. In: Dies.: *Clara Schumann. Ihr Leben. Eine biographische Montage, ergänzt durch einen Essay*. 3. überarb. u. erw. Aufl. Hildesheim / Zürich: Olms 2015, S. 413–430.

Biographie. In einer Montage wird jedoch der ‚Mitschreib‘-Prozess der Lesenden explizit.⁶

Die biographische Montage als wissenschaftliche Methode ist darüber hinaus ein Gegenkonzept zu einem unkommentierten Ausbreiten von Quellen, das allzu oft mit der Vorstellung verbunden ist, es könne so etwas wie eine ‚objektive Biographie‘ geben. Autobiographische Zeugnisse, Briefe, Berichte von Zeitgenossinnen und Zeitgenossen, Rezensionen, Programme oder Bilder sind jedoch nicht, wie es etwa Otto Erich Deutsch im Vorwort zu seiner Dokumentarbiographie über Franz Schubert behauptete, „Tatsachen, der Selbstabdruck eines Lebens.“⁷

Als Darstellungsweise ist auch die Montage zunächst eine literarische bzw. bildkünstlerische Methode. So stellt sich überhaupt die Frage, ob sich wissenschaftliches Schreiben im Genre ‚Biographik‘ nicht unvermeidlich an Kunst und Literatur orientieren muss, bzw. ob literarische Schreibweisen nicht auch als wissenschaftliche genutzt werden können. Denn für die zeitgenössische literarische wie auch für die wissenschaftliche Biographik ist die Hinterfragung von Begriffen wie ‚Individuum‘ und ‚Subjekt‘, ‚Erinnerung‘ und ‚Geschichte‘ kennzeichnend. Literatur und Wissenschaft gehen jedoch notwendigerweise verschiedene Wege im Umgang mit aktuellen Diskursen.

Wer eine Biographie schreibt, tritt als Autor:in in Beziehung zu Lebenszeugnissen zumeist längst verstorbener Menschen, die wir im biographischen Schreiben in der Regel als Subjekte ihrer Handlungen verstehen. Wir schreiben ihnen eine Entwicklung, eine Entfaltung ihrer Fähigkeiten und Ziele im Sinne eines ‚LebensBildes‘⁸ zu, das eingebettet ist in historische Lebenswelten, zu denen auch das Geschlechterdenken der jeweiligen Zeit gehört. Wenn es sich bei der zu biographierenden Person vom Namen her – vorsichtig formuliert – um eine Frau oder einen Mann handelt, wirkt zumeist die Bestimmung des Geschlechts wie eine Setzung, die wir nicht weiter hinterfragen,

6 Vgl. Barbara Hahn: Lesenschreiben oder Schreibenlesen. Überlegungen zu Genres auf der Grenze. In: *Modern Language Notes* 116 (2001), S. 564–578.

7 Otto Erich Deutsch: *Schubert. Die Dokumente seines Lebens*. Leipzig: Breitkopf & Härtel 1963, S. v.

8 Vgl. zur Verwendung des Begriffs ‚LebensBild‘ Sabine Brombach / Bettina Wahrung (Hrsg.): „LebensBilder“. *Leben und Subjektivität in neueren Ansätzen der Gender Studies*. Bielefeld: transcript 2006; Beatrix Borchard: Vom LebensBild zu LebensArbeits-OrteBildern. Nachdenken über eine Neuorientierung des Genres Biographie. In: Annette Kreuziger-Herr / Nina Noeske / Susanne Rode-Breyman / Melanie Unseld (Hrsg.): *Gender Studies in der Musikwissenschaft – Quo vadis?* Hildesheim / Zürich / New York: Olms 2010, S. 117–124.

als wüssten wir, was es bedeutet, eine Frau oder ein Mann zu sein.⁹ Gilt nicht Entsprechendes auch für das Merkmal ‚jüdisch‘? Die Spielräume des kulturellen Handelns der jeweiligen Person werden dann zumeist vor dem Hintergrund des Allgemeinen, des allgemeinen gesellschaftlichen Rahmens, charakterisiert. Dieser Kontext bestimmt ebenfalls den Beschreibungsmodus für das Einzelne,¹⁰ hier also Joseph Joachim als Individuum, und für das Besondere, nämlich z. B. ein Musiker zu sein. Es ließen sich als das Besondere auch seine jüdische Abstammung oder sein Geschlecht begreifen. So kann man beispielsweise eine Biographie über Joseph Joachim unter den Aspekten *Mann*, *Musiker* und *Jude* als Fallstudie für eine erfolgreiche Akkulturation schreiben, unter der Voraussetzung, dass man die Taufe als ‚Überwindung‘ des Judentums interpretiert. Interpretiert man sie indes als ‚Abfall‘ vom Judentum, wäre Joachims Karriere ein Beispiel für einen falschen, mindestens aber problematischen Anpassungsweg an die christliche Mehrheitsgesellschaft, für einen Weg der Entfremdung und Entwurzelung; seine ‚LebensArbeits-Geschichte‘¹¹ hätte keinen Platz mehr in der Geschichte des kulturellen Handelns von Juden.¹² Vorbildliche Karriere oder Scheitern – die Deutung seines Lebensweges liegt nicht nur im Auge der Biographin, sondern auch der Lesenden.

Zunächst jedoch: Musiker:innen sind nicht ‚bei sich‘, wenn sie sprechen und schreiben, sondern wenn sie Musik machen. Anders formuliert: Sie finden ihre Identität in dem flüchtigsten aller künstlerischen Ausdrucksmedien. Erinnerung sei nur an eine Formulierung von Clara Schumann in ihrem Tagebuch anlässlich der Komposition von Liedern nach Gedichten von Hermann Rollett: „Es geht doch nichts über das Selbstproduzieren, und wäre es nur, daß man es täte, um diese Stunde des Selbstvergessens, wo man nur noch in

9 Vgl. zu dieser Problematik bes. Bettina Dausien: Repräsentation und Konstruktion. Lebensgeschichte und Biographie in der empirischen Geschlechterforschung. In: Brombach / Wähling (Hrsg.): „*LebensBilder*“, S. 179–212, bes. S. 200–205.

10 Die Kategorien ‚Einzelnes‘, ‚Besonderes‘ und ‚Allgemeines‘ hat Hegel in seiner *Wissenschaft der Logik* dargestellt, und zwar in der *Begriffslogik*, dem 3. Teil der *Logik*. Vgl. Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Werke*, Bd. 6: Wissenschaft der Logik. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1979, S. 274–301.

11 Leider verfügt die deutsche Sprache über keinen Begriff, der die untrennbare Einheit von Leben und Arbeit bezeichnet, die insb. für künstlerische und wissenschaftliche Tätigkeiten charakteristisch ist. Um auf diese untrennbare Einheit hinzuweisen, benutze ich die unübliche Schreibweise der Begriffe ‚LebensArbeitsGeschichte‘ und ‚ArbeitsLeben‘.

12 Vgl. zu dieser Problematik, vor der auch jüdische Museen stehen, und zu unterschiedlichen Lösungen, zu denen sie kommen, Borchard: *Stimme und Geige*, S. 71.

Tönen atmet.“¹³ Identitätsfindung über Selbstvergessen? Meinte Clara Schumann mit ‚Selbst‘ die kulturell, biographisch und auch geschlechtlich geprägte ‚Haut‘, aus der man so schwer herauskomme, wie Fanny Hensel schrieb?¹⁴ Ist also das Ich auch eine Frage des ‚Selbst‘-Vergessens, der ‚Selbsttranszendenz‘ und damit eine Frage der zumindest temporären Überwindung „historischer Lebenswelten und kultureller Bedeutungen“¹⁵? Machen wir also einen Fehler, wenn wir Geschlecht oder eben auch jüdische Herkunft als Fokus unserer biographischen Arbeit wählen? Oder stehen ‚Ich-Perspektive‘ und sozialhistorische Tatsachen gerade bei Menschen in einem Spannungsverhältnis, die die Bestimmung ‚Frau‘ oder ‚Jude‘ als einengend wahrnehmen bzw. wahrgenommen haben?

Lebensbeschreibungen von Musiker:innen stellen eine besondere Herausforderung dar, denn, wie bereits angemerkt, diese finden ihre Identität in einem Medium, das zwischen zwei Buchdeckeln kaum darstellbar ist. Das bedeutet, die geschriebene Biographie über eine:n Musiker:in hat immer eine zentrale Leerstelle, nämlich die Musik, die sie / er komponiert, bzw. die Art und Weise, wie sie / er musiziert. Diese Leerstelle können wir bestenfalls markieren. Das ist das eine Besondere, mit dem wir uns auseinandersetzen sollten. Das andere ist, dass fast alle Materialien, die als Rohmaterial für jedes ‚LebensBild‘ dienen, in einer – aus der Sicht von Musiker:innen – Fremdsprache abgefasst sind. Diese Problematik betrifft Ego-Dokumente im besonderen Maße. Über Nietzsche ist es möglich und sinnvoll, eine „intellektuelle Biographie“¹⁶ zu schreiben – Denken, Sprechen, Schreiben, alles findet im Medium der Wortsprache statt. Über eine Musikerin wie Clara Schumann hingegen kann ich ‚nur‘ eine vielstimmige Biographie aus Fremd- und Egodokumenten montieren, immer im Bewusstsein, dass ihre eigentliche Stimme fehlt, die Stimme

13 Clara Schumann: Tagebucheintragung, 22.06.1853, zit. n. Berthold Litzmann: *Clara Schumann. Ein Künstlerleben nach Tagebüchern und Briefen*, Bd. 2: Ehejahre 1840–1856. Leipzig: Breitkopf & Härtel 1906, S. 274.

14 „Dass man doch aus seiner Zeit, seiner Familie, seinem eigenen Selbst so schwer sich erhebt“ (Fanny Hensel: Tagebucheintragung, 05.04.1840. In: Dies.: *Tagebücher*, hrsg. v. Hans-Günter Klein / Rudolf Elvers. Wiesbaden / Leipzig / Paris: Breitkopf & Härtel 2002, S. 122).

15 Susanne Rode-Breymann: Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): *Orte der Musik. Kulturelles Handeln von Frauen in der Stadt*. Köln / Weimar / Wien: Böhlau 2007, S. 1–8, hier S. 2.

16 Vgl. Domenico Losurdo: *Nietzsche, der aristokratische Rebell. Intellektuelle Biographie und kritische Bilanz*, 2 Bde., aus d. Ital. v. Erdmute Brielmayer, hrsg. v. Jan Rehmann. Hamburg: Argument 2009.

ihres Klavierspiels.¹⁷ In den letzten zehn Jahren hat sich die Quellenbasis zu Clara Schumann entscheidend verbreitert, aber die wissenschaftlichen Grundforderungen an den Umgang mit Quellen bleiben die alten: Kontextualisierung und das Angebot unterschiedlicher Interpretationen.¹⁸ Mein Ziel war ein – wie ich es nennen möchte – fragendes Erzählen als Methode. Es verwickelt die Lesenden in die Forschungs- und Schreibearbeit als Prozess. Das bisher Gesagte gilt auch für meine 2005 erschienene Doppelbiographie *Stimme und Geige. Amalie und Joseph Joachim. Biographie und Interpretationsgeschichte*, die aus der hier erwähnten Habilitationsschrift hervorgegangen ist. Mit der Künstler-Paar-Konstellation von Amalie und Joseph Joachim verknüpften sich zahlreiche inhaltliche und methodische Aspekte, die mir noch einmal die Notwendigkeit eines quellen- und überlieferungskritischen intersektionalen Ansatzes in der Biographik zeigten. Da es zu Joseph Joachim bereits ein vom Biographierten selbst autorisiertes Lebensbild gab, galt es, diese Darstellung zu kontextualisieren und auf der Grundlage neu erschlossener Quellen wie unveröffentlichte Briefe, Akten, Rezensionsmaterialien, Konzertprogramme etc. zu befragen und ‚gegenzuschreiben‘. Anders der ‚Fall‘ Amalie Joachims. Sie war nach ihrem Tod aus dem öffentlichen Bewusstsein verschwunden. Niemand hatte bisher den Versuch unternommen, ein Lebensbild von ihr zu entwerfen und es gab auch kein öffentliches Archiv, das sich dafür zuständig gefühlt hätte, Quellen über ihr Leben und ihre Arbeit aufzubewahren. Hier galt es, das ‚ArbeitsLeben‘ einer weitgehend unbekanntem Sängerin, die bereits mit 14 Jahren auf der Bühne stand und mit 59 Jahren kurz nach ihrem letzten Konzert starb, zu rekonstruieren und dabei Lücken nicht zu überschreiben, sondern zu markieren. Die Forschungswege in ihrer ganzen Bandbreite zwischen gezielter Recherche und zufälligem Entdecken von Quellenmaterial wurden durch typographisch abgesetzte kurze Forschungsgeschichten essenzieller Teil meiner Darstellung.¹⁹

17 Vgl. die aus Originaldokumenten montierte Clara Schumann-Biographie: Borchard: *Clara Schumann. Ihr Leben*.

18 Vgl. Borchard: *Clara Schumann. Musik als Lebensform*; dies.: Les-Arten oder: Wie verändert die Gender-Perspektive die Interpretation von Quellen? In: Rebecca Grotjahn / Sabine Vogt (Hrsg.): *Musik und Gender. Grundlagen – Methoden – Perspektiven*. Laaber: Laaber 2010, S. 43–56.

19 Vgl. Borchard: *Stimme und Geige*, z. B. Eine Zugfahrt (S. 48), Eine Reise nach Budapest (S. 50), Ein Koffer in London (S. 55).



Abb. 1: Berliner Postkarte mit Joseph Joachim, 1897.

Gegenlesen: Joseph Joachims Lebensstationen

Joseph Joachim wurde 1831 hineingeboren in eine deutschsprachige jüdische Kaufmannsfamilie in einem kleinen Ort im damals ungarischen, heute österreichischen Burgenland nah der Grenze zur Slowakei. Als er 1907 in Berlin starb, galt er europaweit als Repräsentant genuin deutscher Instrumentalmusik. Die Bevölkerung nahm von ihm Abschied wie von einem Monarchen. Diese Eckdaten bildeten den Rahmen für meine fragende Darstellung einer langen ‚LebensArbeitsGeschichte‘, in der sich intersektional die bereits genannten Untersuchungsaspekte mit der Frage nach der Bedeutung seiner Herkunft aus einer jüdischen Familie verknüpften. Gleich zu Beginn der Quellenauswertung stellte sich mir die Frage: Wie kann man das Spezifische einer jüdischen Abstammung eines Musikers aus dem erhaltenen Quellenmaterial ‚herausdestillieren‘? Ist ein solcher Versuch überhaupt sinnvoll, ohne in eindimensionale Erklärungen zu verfallen?²⁰ Direkte briefliche

20 Vgl. Barbara Hahn: Zwischen Adjektiven und Substantiven. In: Beatrix Borchard / Heidy Zimmermann (Hrsg.): *Musikwelten – Lebenswelten. Jüdische Identitätssuche in der deutschen Musikkultur*. Köln / Weimar / Wien: Böhlau 2009, S. 73–82.

Äußerungen von Joseph Joachim zur Bedeutung seiner jüdischen Herkunft für sein Leben und für seine Arbeit finden sich nur vereinzelt. Hauptsächlich stehen sie im Zusammenhang mit seinem Entschluss, sich taufen zu lassen, sowie mit politischen Entwicklungen im deutschen Kaiserreich, die in der sogenannten ‚Antisemitenpetition‘ im Jahr 1880 gipfelten.

Bereits zu Joseph Joachims Lebzeiten war das erste und bis zu meiner eigenen Monographie einzige „Lebensbild“ über ihn erschienen.²¹ Als Autor zeichnete sein Schüler und enger Freund Andreas Moser. 1898 in ihrer ersten Fassung anlässlich des 60. Künstlerjubiläums des Musikers veröffentlicht, sollte Mosers Hommage jedoch als eine verdeckte Autobiographie des Geigers gelesen werden, da sie weitgehend auf Joachims eigenen Erzählungen beruht. Wir können davon ausgehen, dass sein Schüler nichts geschrieben hat, was Joachims Interesse an einem positiven Öffentlichkeitsbild widersprochen hätte. Deswegen nenne ich im Folgenden beide Namen im Sinne eines Autorenteam, das gemeinsam für den Nachruhm von Joseph Joachim gesorgt hat. Diese Entscheidung soll deutlich machen, dass das, was für jede Biographie gilt, hier im besonderen Maße zutrifft: Sie ist stets ein perspektivierter Text. Man muss sich also fragen, wer hat sie in welchem Kontext mit welchem Ziel geschrieben. Im Falle Mosers ist diese Frage rasch beantwortet: Das Buch entstand, wie schon erwähnt, als Hommage anlässlich des 60. Künstlerjubiläums von Joseph Joachim.

Auch in der erweiterten Fassung der Biographie, die nach dem Tode des Musikers erschien,²² ist der Hommage-Charakter nicht zu überlesen. Im Abstand von über hundert Jahren und nach dem Zivilisationsbruch der Schoah interessierte mich besonders, was Moser / Joachim in ihrem „Lebensbild“ *nicht* thematisieren. Wichtigster Aspekt: die Frage nach der Bedeutung von Joachims jüdischer Herkunft²³ nicht nur für seine Laufbahn, sondern auch für sein wiederholt thematisiertes Gefühl der inneren Zerrissenheit, das sich vor allem auf seine kompositorische Arbeit auswirkte. Moser / Joachim erwähnen zwar die jüdische Abstammung als biographisches Merkmal, entscheidender schien ihnen jedoch der Hinweis zu sein, dass Joachim zwar in Ungarn, jedoch deutschsprachig aufgewachsen sei und

21 Vgl. Andreas Moser: *Joseph Joachim. Ein Lebensbild*. Berlin: Behr 1898.

22 Vgl. Andreas Moser: *Joseph Joachim. Ein Lebensbild*, neue, umgearbeitete und erweiterte Ausgabe in zwei Bänden. Berlin: Deutsche Brahms-Gesellschaft 1908/1910.

23 Zum Begriff ‚jüdische Herkunft‘ vgl. Beatrix Borchard / Heidy Zimmermann: Vorbemerkung. In: Dies. (Hrsg.): *Musikwelten*, S. 9–12; Heidy Zimmermann: Zwischen Assimilation und Dissimilation. Musik als Indikator jüdischer Identität. In: Ebd., S. 13–30.

nicht damit einverstanden war, als ungarischer Musiker bezeichnet zu werden.²⁴ Abstammung wird also in dieser Darstellung durch kulturelle Zugehörigkeit ersetzt, Blut durch Sprache. Kulturelle Zugehörigkeit kann man wählen, Abstammung nicht. Moser / Joachim ging es offenkundig darum, in ihrer Konstruktion einer ungebrochenen Aufstiegs Geschichte zu vermitteln, dass Joseph Joachim als ‚Nicht-mehr-Jude‘ gelten könne. Doch dazu später. Zunächst ein Beispiel für meine Methode der *gegengeseenen* Lebensstationen. Basis waren neu erschlossene Akten und Briefe.

Herkünfte

Nach Joachims eigener Angabe erfuhr er erst 1854, dass er nach dem julianischen Kalender am 28. Juni 1831 geboren war. Bis dahin feierte er am 15. Juli seinen Geburtstag.²⁵ Sein Geburtsort Kitsee²⁶ gehörte damals zum ungarischen Teil der österreichischen Monarchie und liegt heute wie damals im Grenzbereich, die heute slowakische Hauptstadt Bratislava, das damals zu Ungarn gehörende Pressburg, in Sichtweite. Der jüdische Friedhof zeugt von einer ehemals bedeutenden Gemeinde, die bereits im 17. Jahrhundert bestand. Seit 1783 war Deutsch aufgrund eines Dekretes von Joseph II. Pflichtsprache. Kitsee gehörte ab 1716 zu den sogenannten ‚Siebengemeinden‘, Besitzungen der Fürsten Esterházy, deren Schutz Juden seit 1690 ein relativ freies Leben garantierte²⁷ – im Gegensatz zur rechtlichen Lage der jüdischen Bevölkerung Pressburgs²⁸ oder Pests, wohin die Familie Joachim 1833 übersiedelte. An Joachims Geburt in Kitsee erinnerte seit 1911 (vier Jahre nach seinem Tod) eine ungarische Erinnerungstafel. Heute hängt am Haus eine deutschsprachige

24 Vgl. Moser: *Joseph Joachim* (1898), S. 51. In Frankreich blieb Joachim auch in den kommenden Jahren „le grand et célèbre violoniste hongrois“, da „man sich nicht eingestehen wollte“, so Andreas Moser mit deutlich chauvinistischem Zungenschlag, „daß er im Grunde ein deutscher Künstler sei, in dem sich alle Tugenden des Musikers zu völliger Harmonie vereinigen“ (ebd., S. 243).

25 Auch der 24. Juli stand zur Debatte. Vgl. Joseph Joachim an Heinrich Joachim, 25.07.1853. Musikhochschule Lübeck, Digitale Ressource des Brahms-Instituts, Briefe Joseph Joachims an den Bruder Heinrich. Briefe-Datenbank, <http://www.brahms-institut.de, D-LUbi, Joa: B1: 1. 1991.2.53.7> (Zugriff am 01.10.2022).

26 Der Geburtsort wird in den Quellen auch Kittsee geschrieben. Der ungarische Name lautet Köpcsény.

27 Vgl. Bernhard Wachstein (Hrsg.): *Urkunden und Akten zur Geschichte der Juden in Eisenstadt und den Siebengemeinden*. Wien / Leipzig: Braumüller 1926.

28 In Pressburg bestand bis 1839/1840 ein Ghetto, das abends abgeschlossen wurde.

Tafel.²⁹ Diese war 1931 anlässlich des 100. Geburtstages von Joseph Joachim von der Burgenländischen Landesregierung gemeinsam mit dem Gesangsverein Liedertafel Kitsee und der Ortsbevölkerung von Kitsee angebracht worden. Das Haus zeigt bescheidenen bürgerlichen Wohlstand inmitten einer bäuerlichen Umgebung. Tatsächlich soll Joachim nicht hier geboren worden sein, sondern in einem winzigen, unauffälligen Gebäude schräg gegenüber. Dorfbewohner haben angeblich nach dem Zweiten Weltkrieg die heruntergestürzte Tafel an das repräsentativste Haus des Orts gehängt, weil es als Geburtshaus eines bedeutenden Künstlers passender erschien.³⁰ Bereits diese nicht mehr verifizierbare Geschichte und die verschiedensprachigen Tafeln machen den Konstruktionscharakter von Zeugnissen des Gedenkens als wichtigen Bestandteil von Erinnerungskultur bewusst. Im Falle Joseph Joachims ist das besonders aufschlussreich. Bis heute werden mit jeweils guten Argumenten seine kulturellen Leistungen von verschiedenen Seiten für ihre jeweilige Geschichtsdarstellung in Anspruch genommen, so etwa für die jüdische, ungarische, österreichische, burgenländische, deutsche, Berliner, Hannoverische Geschichte, für die Geschichte des Geigenspiels, speziell des Quartettspiels, für die Geschichte der Berliner Musikhochschule etc. Geschichtsschreibung und Lexikographie sind immer noch weitgehend national, genealogisch, regional, ethnisch oder institutionsbezogen orientiert, während vor allem für die Laufbahn überwiegend ausübender Musiker:innen nicht nur Internationalität und Freiberuflichkeit kennzeichnend sind, sondern auch die – allerdings nur temporäre – Außerkraftsetzung von Differenzkategorien wie *race*, *sex* und *class*. Das zeigt auch Joachims Ausbildungs- und Karriereweg. Joseph Joachim war das siebte von acht Kindern, der Vater handelte mit Schafwolle. Als er zwei Jahre alt war, zog die Familie in die ungarische Hauptstadt. Moser / Joachim erwähnen diesen Ortswechsel, als sei ein Umzug selbstverständlicher Teil des Lebens. Meine Archivrecherchen in Budapest ergaben jedoch: Juden waren an ihren Geburtsort gebunden. Nur dort hatten

29 Wortlaut der Gedenktafel: „In diesem Hause erblickte am 28. Juni 1831 der Geigenfürst Joseph Joachim, Direktor der staatlichen Akademischen Hochschule für Musik zu Berlin (1869–1907), das Licht der Welt. Burgenländische Landesregierung im Verein mit Gesangsverein Liedertafel Kittsee und Ortsbevölkerung von Kittsee. 1931.“

30 Robert W. Eshbach geht indes weiter davon aus, dass die Tafel an dem richtigen Haus hängt. In seinen Veröffentlichungen ist er bemüht, die soziale Herkunft von Joseph Joachim aufzuwerten. Vgl. Robert W. Eshbach: Joachim's Youth – Joachim's Jewishness. In: *The Musical Quarterly* 94,4 (2011), S. 548–592; Styra Avins: Joachim and His Jewish Dilemma. In: Valerie Woodring Goertzen / Robert W. Eshbach (Hrsg.): *The Creative Worlds of Joseph Joachim*. Boydell: Woodbridge 2021, S. 36–51.

sie – wenn überhaupt – Niederlassungs- und Wohnrecht. Die Familie Joachim gehörte in Pest zunächst zu den „weder tolirirt noch commorirten Israeliten“³¹. Da der Schwiegervater Isac Victor aber „commorirter“ Jude war,³² durfte sich Julius Joachim mit seiner Familie als „Productenhändler“³³ am Rande des Pester Judenviertels Theresienstadt niederlassen. Diese Duldung konnte jederzeit widerrufen werden.

Pest war ein wichtiges Zentrum des Wollhandels³⁴ mit rund 63.000 Einwohnern, darunter 1.200 ethnische Madjaren und 3.200 Juden verteilt auf 224 Familien.³⁵ Diese kulturelle Mischung prägte die Kindheit Joachims: Als Sohn aus einem bildungsbewussten deutsch-jüdischen Elternhaus wuchs er in einer zwar weitgehend deutschsprachigen und dennoch sich wahrscheinlich zugleich *Hungarus* fühlenden Umgebung auf. Sein erster Geigenlehrer Stanislaus Serwaczyński, Konzertmeister an der Pester Oper, war Pole.³⁶ Zu Hause sang die Schwester, wir wissen nicht was, auf der Straße konnte er das Spiel von Roma-Kapellen hören und im Konzertsaal Virtuosenmusik. Man nahm ihn regelmäßig mit in die italienische Oper, und mit Kammermusik deutsch-österreichischer Provenienz wurde er im häuslichen Kreis seines Lehrers und in den Salons adeliger Familien vertraut, zu denen er als ‚Wunderkind‘ rasch Zugang bekam. Prägend war also ein vielfältiger musikalischer Nährboden!

Sein Geigenunterricht war von vornherein berufsorientiert und so trat er bereits mit sieben Jahren öffentlich auf. Der Ort des Debüts am 17. März 1839 ist bezeichnend: das Pester Adelskasino. Das Konzert war ein Erfolg. Das Kind schien zum Virtuosen geboren. Auch an dieses Ereignis erinnert bis heute eine in diesem Fall ungarische Gedenktafel. Sein Erfolg eröffnete

31 Deduction der Fremden, weder tolirirt noch commorirten Israeliten, welche aber Schwiegersöhne derselben sind, aus dem Jahre 1833. Stadtarchiv Budapest, Fövárosi Levéltár, o. Sig. Diese Erfassungslisten der jüdischen Einwohner enthalten genaue Angaben über Herkunft, rechtlichen Status und finanzielle Verhältnisse.

32 Die Schreibweisen variieren zwischen Avigdor, Figdor, Vigdor und Victor. Victor Figdor war „commorirt“, hatte also Wohnrecht.

33 So die offizielle Berufsbezeichnung, vgl. Borchard: *Stimme und Geige*, S. 76.

34 Vgl. Michael K. Silber (Hrsg.): *Jews in the Hungarian Economy 1760–1945. Studies Dedicated to Moshe Carmilly-Weinberger on His Eightieth Birthday*. Jerusalem: Magnes 1992; bes. László Katus: The Occupational Structure of Hungarian Jewry in the Eighteenth and Twentieth Century. In: Ebd., S. 92–105.

35 Diese Angaben gelten für das Jahr 1821. Vgl. Franz Schams: *Vollständige Beschreibung der Königlichen Freystadt Pest in Ungarn*. Pest: Hartleben 1821.

36 Zu Stanislaus Serwaczyński vgl. Moser: *Joseph Joachim*, Bd. 1 (1908), S. 5–9.

Joachim den Zugang zu der aus der Beethoven-Biographik wohlbekannten Familie des Grafen Franz von Brunswick und dessen Schwester Therese. Moser / Joachim weisen mit dieser Information darauf hin, dass der Junge früh in eine lebendige Beethoven-Tradition hineingewachsen sei, die nicht nur auf der Auseinandersetzung mit Notentexten beruht habe, sondern von persönlichem Erleben getragen worden sei. Der Bezug zu Beethoven stellt bereits das Kind, ohne dass dies explizit dargelegt wird, in eine als überkonfessionell und übernational gedachte Tradierungslinie. Die Herkunftsfrage wird dadurch sekundär.

Bei Moser / Joachim tritt nach dem ersten Konzert die Großfamilie in Gestalt seiner musikalisch hochgebildeten Cousine Fanny Wittgenstein geb. Figdor in Erscheinung. Sie habe Joachims Eltern überredet, ihren Sohn zur weiteren Ausbildung nach Wien zu schicken. Die umfangreiche, bis heute weitgehend unveröffentlichte Familienkorrespondenz lässt erahnen, wie intensiv die Großfamilie den Weg des Knaben begleitete. Sie betrachtete ihn offenkundig als ihren Stellvertreter. So schickten sich die Verwandten in Wien, Pest, Paris und London gegenseitig Abschriften von Rezensionen über seine Auftritte, diskutierten untereinander, was aus ihrer Sicht am besten für ihn sei, gaben den Eltern Empfehlungen und überschütteten sie und ihn mit Briefen. Sogar als Joachim längst ein berühmter Musiker war, reagierte die Großfamilie auf diese Weise, so im Kontext seiner Taufe oder seiner Verheiratung mit einer nichtjüdischen ‚Bühnenkünstlerin‘.

Wien (1839–1843)

In einigen Darstellungen von Joachims Ausbildungsweg ist zu lesen, er sei in Wien zunächst von dem berühmten Geiger Georg Hellmesberger senior ausgebildet worden. Nach Joachims eigener Schilderung lehnte Hellmesberger ihn jedoch nach wenigen Unterrichtsstunden wegen seiner vermeintlich steifen Bogenführung ab.³⁷ Laut Moser / Joachim reagierte „Pepi“ mit „inständigen Bitten“, vor der Rückkehr nach Pest wenigstens noch den jüdischen Geiger Heinrich Wilhelm Ernst hören und diesem vorspielen zu dürfen.³⁸ Die Bitte

37 Vgl. Moser: *Joseph Joachim* (1898), S. 20–21.

38 Ebd., S. 21. Ernst ließ sich nicht taufen. Er machte als „deutscher Paganini“ eine sehr erfolgreiche internationale Solistenkarriere, errang jedoch nie die Anerkennung, die der Weg Joseph Joachims fand. Vgl. Beatrix Borchard: Ernst und Joachim – Virtuose Selbstdarstellung vs. sachbezogene Interpretationshaltung? In: Christine Hoppe / Melanie von Goldbeck / Mai Kawabata (Hrsg.): *Exploring Virtuositities. Heinrich Wilhelm Ernst, Nineteenth-Century Musical Practices and Beyond*. Hildesheim / Zürich: Olms 2017, S. 53–74.

wurde erfüllt. Ernst empfahl den Eltern, das Kind zu seinem eigenen Lehrer Joseph Böhm zu bringen.³⁹ Böhm gilt bis heute als Begründer der Wiener Geigenschule. Er stammte ebenfalls aus Pest und war zunächst vom Vater in Geigenspiel und Gesang unterrichtet worden, später wurde der französische Geiger Pierre Rode, ein Viotti-Schüler, sein Lehrer.⁴⁰ Italien – Frankreich – Wien. Wenn Moser / Joachim immer wieder betonen, dass Joachim als Geiger der deutschen Kultur zugehörig sei, kann sich diese Aussage also nicht auf seine Spielweise bezogen haben, sondern auf die geistige Haltung, der er sich in seinem Spiel verpflichtet fühlte. Diese Haltung lässt sich kurz als eine gegenüber dem Werk dienende charakterisieren. Gegenbild in seiner Zeit war der auf die Präsentation seiner eigenen Person ausgerichtete „Nur-Virtuose“.⁴¹ Folglich wurde Joachim von vornherein nicht nur als Solist, sondern auch als Kammermusiker ausgebildet. Als Privatschüler, der im Haushalt seines Lehrers wohnte, kam er in den Genuss regelmäßiger Quartettabende.⁴² Den Unterricht bezahlten vermutlich Mitglieder der wohlhabenden Familie Wittgenstein.⁴³ Sie stellten ihm auch sein erstes wertvolles Instrument, eine Petrus Guarnerius II.,⁴⁴ zur Verfügung.

Die jüdische Gemeinde Wiens war groß. Wie in Pest gab es heftige Auseinandersetzungen zwischen orthodoxen Juden und den sogenannten Reformern um Fragen der Gottesdienstordnung, der schulischen Bildung oder der Sprache.⁴⁵ Bei all diesen Kämpfen ging es letztlich um die Frage der

39 Vgl. Moser: *Joseph Joachim*, Bd. 1 (1908), S. 26.

40 Vgl. ebd., S. 22.

41 Vgl. Beatrix Borchard: Der Virtuose – ein „weiblicher“ Künstlertypus? In: Heinz von Loesch / Ulrich Mahler / Peter Rummenheller (Hrsg.): *Musikalische Virtuosität*. Mainz: Schott Music 2004, S. 63–76.

42 Vgl. Otto Biba: „Ihr Sie hochachtender, dankbarer Schüler Peppi“. Joseph Joachims Jugend im Spiegel unbekannter Briefe an Joseph Böhm. In: *Die Tonkunst* 1,3 (2007), S. 200–204.

43 Zur Bedeutung der Familie Wittgenstein vgl. Styra Avins: Brahms in the Wittgenstein Homes. A Memoir and Letters. In: Katy Hamilton / Natasha Loges (Hrsg.): *Brahms in the Home and the Concert Hall. Between Private and Public Performance*. Cambridge: Cambridge UP 2014, S. 221–255.

44 Vgl. zu der Frage, welche Geigen Joachim gespielt hat: Ruprecht Kamlah: *Joseph Joachims Geigen, ihre Geschichten und Spieler, besonders der Sammler Wilhelm Kux*. Erlangen: Palm und Enke 2018. Die Angabe bei Borchard: *Stimme und Geige*, S. 81, ist dahingehend zu korrigieren.

45 Zur Reform des Synagogengesangs durch den Wiener Kantor Salomon Sulzer vgl. Alexander L. Ringer: Salomon Sulzer – Zwischen Emanzipation und Exotik. In: Axel Beer / Kristina Pfarr / Wolfgang Ruf (Hrsg.): *Festschrift für Christoph-Hellmuth Mahling*. Tutzing: Schneider 1997, S. 1135–1142.

Assimilation.⁴⁶ Von Moser / Joachim erfahren wir nichts zu diesem Thema, auch nicht, ob der Junge, der zunächst bei seinem Großvater Figdor in der Leopoldstadt, dann jedoch bei Böhm in einem christlichen Haushalt wohnte, nach jüdischen Gesetzen leben konnte. Moser / Joachim überliefern stattdessen nur ein aufschlussreiches Beispiel für die Einstellung der Familie Böhm zum Judentum:

Wenn die Frau Professorin aus der Kirche kam, wohin sie regelmäßig zur Beichte ging, erschreckte sie den kleinen Schüler manchmal mit dem Zuruf: „Du, Peperl, heute hat mir der Herr Kaplan wieder tüchtig die Leviten gelesen, weil wir einen solchen Heiden wie du im Hause haben; aber brauchst dich nicht fürchten, üb du nur schön brav, das andere werden wir schon beim lieben Herrgott verantworten!“⁴⁷

Welche Botschaft sollte mit dieser Erzählung Joachims verbunden sein? Stellte sich für einen zukünftigen Künstler nicht mehr die Frage nach der Religionszugehörigkeit? Konnte er sich ‚erwählt‘ fühlen und damit den herrschenden Diskriminierungen enthoben? Konnte Kunstausübung als ‚gutes Werk‘ gelten, mit dem sich auch ein ‚Heide‘ seine Rechtfertigung vor dem christlichen Gott erwerben konnte?

Leipzig (1843–1850)

Nach der Ausbildung hätte der nächste Karriereschritt den jungen Geiger nach Paris führen müssen. Von dort aus musste man sich damals in der Regel als Virtuose durchsetzen. Aber seine Cousine Fanny Figdor lebte inzwischen in Leipzig, hatte sich mit ihrem Mann taufen lassen⁴⁸ und war überzeugt, dass Leipzig dank Felix Mendelssohn Bartholdy und des neu gegründeten Konservatoriums und nicht Paris der geeignete Ort für Joachims Fortkommen wäre. Mendelssohn Bartholdy war für einen jungen Musiker aus jüdischem Haus als Vorbild bestens geeignet: Bereits als Kind protestantisch getauft, war er in kürzester Zeit zum Spiritus Rector des deutschen Musiklebens aufgestiegen.

46 Vgl. Barbara Boisits: „diese gesungenen Bitten um Emancipation“ – Akkulturationsdiskurse am Beispiel von Salomon Sulzers Wirken am Wiener Stadttempel. In: Borchard / Zimmermann (Hrsg.): *Musikwelten*, S. 91–108.

47 Moser: *Joseph Joachim*, Bd. 1 (1908), S. 28–29.

48 Das Ehepaar Wittgenstein ließ sich 1838 taufen.

Seine Karriere galt dem aufgeklärten Judentum seiner Zeit als beispielhaft.⁴⁹ Und tatsächlich prägte die Begegnung mit Mendelssohn Bartholdy Joachim so entscheidend, dass man seinen eigenen Weg als den Versuch interpretieren kann, das Lebenswerk seines Vorbildes fortzuführen – als Musiker, Pädagoge und auch als Jude.

Nach dem erfolgreichen Debüt im Leipziger Gewandhaus am 19. August 1843 brachte ihn sein Mentor nach London und stellte ihn am 27. Mai 1844 erstmals dem Publikum vor, und zwar mit dem *D-Dur-Violinkonzert* op. 61 von Ludwig van Beethoven. Diese Aufführung machte den jungen Musiker mit einem Schlag in der Musikwelt bekannt. Denn das bis dato als bizarr und unaufführbar geltende Werk erschien plötzlich verständlich in seiner ‚Gefühlslogik‘ – heute ein ungewohnter Begriff. Joachim benutzt ihn in seiner Violinschule, in der er das Konzert vorstellt, selbst.⁵⁰ In unserem Zusammenhang entscheidend: Seit diesem Zeitpunkt galt Joachim als authentischer Vermittler zwischen Beethoven und seiner eigenen Zeit. Dieses Motiv zieht sich nicht nur durch die Moser / Joachim-Biographie, sondern durch die ganze Joachim-Rezeption.

Nach diesem Erfolg musste Mendelssohn Bartholdy Joachim vor den finanziellen Erwartungen der Familie an eine rasche europäische Karriere schützen. Der überraschende Tod seines Mentors 1847 stürzte den erst Sechzehnjährigen in eine tiefe Krise: „Wer weiß, was aus mir geworden wäre, wenn ich Mendelssohn nicht so früh verloren hätte“⁵¹, so äußerte er sich Jahrzehnte später gegenüber seinem Biographen. Moser / Joachim kommentieren diese Aussage nicht. Aber was könnte sie bedeuten? Stand der Schutz Mendelssohn Bartholdys für den Raum, den er gebraucht hätte, um sein Leben auf die kompositorische Arbeit konzentrieren zu können, statt als Geiger immer unterwegs sein zu müssen? Die Familie jedenfalls erwartete, dass er nach Pest zurückkehrt. Das wollte er jedoch auf keinen Fall.

49 Vgl. Beatrix Borchard: Von Joseph Joachim zurück zu Moses Mendelssohn oder: Instrumentalmusik als Zukunftsreligion? In: Dies. / Zimmermann (Hrsg.): *Musikwelten*, S. 31–58.

50 Vgl. Joseph Joachim / Andreas Moser: *Violinschule*, Bd. 3: Vortragsstudien. Sechzehn Meisterwerke der Violinliteratur, bezeichnet und mit Kadenzten versehen von Joseph Joachim. Berlin: Simrock 1905, S. 180–181.

51 Moser: *Joseph Joachim* (1898), S. 65.

Weimar (1850–1852)

Auf der Suche nach einem eigenen Weg trat Joachim mit 19 Jahren eine Stelle als Konzertmeister unter Franz Liszt in Weimar an. Weimar und Leipzig standen zu dieser Zeit für zwei einander entgegengesetzte Kreise. Beide glaubten sich in ihrer ästhetischen Position durch Beethovens Werk legitimiert. Die musikalischen Konsequenzen, die sie jeweils aus dem Vorbild zogen, waren jedoch nach damaligem Verständnis höchst unterschiedlich. Zeit zum Komponieren fand Joachim in seiner Weimarer Zeit ausreichend. Bis zu seinem Weggang zum Jahresende 1852 entstand eine ganze Reihe von Stücken, die er immer wieder überarbeitete, später aber wegen ihres ‚neudeutschen‘ Charakters nicht mehr spielte.⁵² Schließlich lernte er Richard Wagner kennen: Hatte ihn die Weimarer Aufführung des *Lohengrin* am 28. August 1850 zutiefst beeindruckt,⁵³ so galt dies erst recht für die persönliche Begegnung in Basel⁵⁴ im Anschluss an das Karlsruher Musikfest vom 3. bis 5. Oktober 1853, das Liszt dirigierte und in dessen Rahmen der größte Teil der Musik zum *Lohengrin* aufgeführt worden war. Joachim spielte dort sein eigenes, Liszt gewidmetes *g-Moll-Konzert* op. 3 und Bachs *d-Moll-Chaconne* aus der *Partita d-Moll* für Violine solo (BWV 1004).⁵⁵ Man trank Brüderschaft, und Joachim bot Wagner, nachdem dieser den Text zu seinem *Siegfried* vorgelesen hatte, seine Konzertmeisterdienste für die Uraufführung des *Ring des Nibelungen* an.⁵⁶ Vielleicht wusste er zu diesem Zeitpunkt noch nicht, dass Richard Wagner Autor des zunächst anonym veröffentlichten Textes „Das Judenthum in der Musik“ (1850) war. Bekanntlich hatte Wagner in diesem Pamphlet die angeblich rassistisch begründete Unfähigkeit von Juden zu eigenschöpferischer Arbeit behauptet. Gemeinsam mit vor allem jüdischen Kollegen des Leipziger Konservatoriums hatte Joachim daraufhin die Entlassung von Franz Brendel verlangt. Brendel hatte diesen Text in der von ihm herausgegebenen *Neuen Zeitschrift für Musik* veröffentlicht und weigerte sich, den

52 Joachim komponierte in Weimar *Drei Stücke für Violine und Klavier* op. 2 und ein erstes *Violinkonzert in g-Moll*, das er in Karlsruhe zur Aufführung brachte. Vgl. Moser: *Joseph Joachim*, Bd. 1 (1908), S. 132; Katharina Uhde: *The Music of Joseph Joachim*. Woolbridge / Suffolk: Boydell 2018.

53 Vgl. Moser: *Joseph Joachim* (1898), S. 74.

54 Bei Moser ist Straßburg als Ort des Treffens angegeben. Vgl. ebd., S. 123.

55 Vgl. Joseph Joachim an Arnold Wehner, 25.10.1853. In: Johannes Joachim / Andreas Moser (Hrsg.): *Briefe von und an Joseph Joachim*, 3 Bde. Berlin: Bard 1911–1913, hier Bd. 1, S. 92–93.

56 Vgl. Moser: *Joseph Joachim* (1898), S. 123–124.

Namen des Autors zu nennen.⁵⁷ Joachim hatte also Wagners Zuschreibungen mit seiner Unterschrift unter das Protestschreiben öffentlich zurückgewiesen, war von dessen These eines hörbaren ‚Judentums in der Musik‘ jedoch nicht unberührt geblieben. So zumindest berichtet es Richard Wagner in genüsslicher Selbstgerechtigkeit:

Über Joachim, der stets in bescheidener, fast weicher Zurückhaltung geblieben war, sagte mir Bülow zur Erklärung, daß er in einer gewissen wehmütigen Schüchternheit gegen mich befangen sei, und zwar wegen meiner in jenem famosen Titel über das Judentum ausgesprochenen Meinungen. Bei der Vorlegung einer seiner Kompositionen habe er ihn mit einer gewissen Ängstlichkeit gefragt, ob ich dieser Arbeit wohl etwas Jüdisches anmerken würde. Dieser rührende, ja ergreifende Zug regte mich zu einem besonders teilnahmevollen Abschiedswort und einer herzlichen Umarmung Joachims an.⁵⁸

Von Moser / Joachim wird diese Szene nicht überliefert. Sollte Wagners Darstellung den Tatsachen entsprechen, und dafür spricht einiges, wäre dies ein Hinweis darauf, dass es besonders in der Kompositionsfrage nicht nur legitim, sondern notwendig ist, einen Zusammenhang zwischen Joachims Weg als Musiker und der Markierung ‚jüdisch‘ herzustellen.

Hannover (1853–1868)

Unter dem Aspekt des Besonderen seiner jüdischen Abstammung habe ich Joachims Jahre in Hannover im Dienste des Königs Georg V. auf der Basis von einander ergänzenden Briefquellen als eine Zeit der Zerrissenheit dargestellt: zwischen erster, zweiter und dritter Heimat Ungarn, Österreich und Deutschland, zwischen Judentum und Christentum, zwischen dem Bedürfnis nach sozialer Sicherheit sowie gesellschaftlicher Anerkennung und dem Verlangen nach künstlerischer Unabhängigkeit, zwischen der sich unterordnenden Rolle des Interpreten der Werke anderer und der inneren Notwendigkeit, selbst zu komponieren. Hauptthema war die Entwicklung einer eigenen Stimme. So sind seine Kompositionen, darunter drei Violinkonzerte, drei Orchesterouvertüren etc., gekennzeichnet durch seine Suche nach einer

57 Vgl. Julius Rietz an Pauline Viardot-Garcia, 15.05.1859. In: Dies.: *Pauline Viardot – Julius Rietz. Der Briefwechsel*, hrsg. v. Beatrix Borckard / Miriam Alexandra Wigbers. Hildesheim / Zürich / New York: Olms 2021, S. 384.

58 Richard Wagner: *Mein Leben*, hrsg. v. Martin Gregor-Dellin. München: List 1963, S. 514.

Synthese zwischen Lisztscher Programmmusik und Robert Schumanns Konzept einer poetischen Musik. Er selbst spricht von „psychologischer Musik“⁵⁹. Eines seiner Hauptwerke dieser Zeit betitelte er bezeichnenderweise als *ungarisches* Konzert. Joachims briefliche Verteidigung eines eigenen Weges gegen die Erwartungen seiner Eltern an ihn ist aufschlussreich hinsichtlich der Frage nach Zugehörigkeiten und Herkünften:

Mir ist überhaupt widerstrebend Wirkungen durch etwas anderes als durch künstlerische Mittel zu erzielen; auf Zufälle zu spekulieren war mir immer gegen die Würde des Künstlers. [...] Wenn meine Landsleute nicht zufrieden sind was ich in Deutschland und überall nach bestem Gewissen ausübe, so würds mich wohl schmerzen, aber ich werde es eben ertragen müssen! Daß ich mit Liebe an der Heimath und allen Erinnerungen daran hänge, habe ich empfunden als ich mein Violin-Concert in Ungarischer Weise schrieb, und das hoffe ich Ihnen nun endlich auch einmal vorzuspieln. – Auch in Bezug auf die Kritik und die Recensenten bin ich nicht Ihrer Meinung, und Sie müssen mir schon verzeihen, lieber Vater wenn ich darin fortfahre meinen eigenen Weg zu gehen, der mich ja auch, Gott sei dank dafür, nicht zum Unglück geführt hat.⁶⁰

Wie zuvor in Weimar, stand Joachim auch in Hannover in einem ständischen Abhängigkeitsverhältnis, das ihn oft unter dem „Hannover’sche[n] Joch“⁶¹ stöhnen ließ. Nach jeder Krise, die sich in umfangreichen Korrespondenzen und Berichten des Intendanten an den König niederschlug, wurde sein Vertrag zu seinen Gunsten geändert, was mehr Geld und mehr Urlaub für Konzertreisen bedeutete.⁶² Gesellschaftliche Auszeichnung und

59 Zit. n. Beatrix Borchard: Ein später Davidsbund. Zum Scheitern von Joachims Konzept einer psychologischen Musik. In: Bernhard R. Appel (Hrsg.): „*Neue Bahnen*“. *Robert Schumann und seine musikalischen Zeitgenossen*. Mainz: Schott Music 2002, S. 205–218, hier S. 209.

60 Joseph Joachim an die Eltern, 14.08.1857, zit. n. Borchard: *Stimme und Geige*, S. 153–154.

61 „Heute Abends 6 Uhr fahre ich nach Detmold um Sonntag (morgen) mit Brahms zu sein, bevor ich Montag unters Hannover’sche Joch gehe“ (Joseph Joachim an Heinrich Joachim, o. D. [12.11.1859]. Musikhochschule Lübeck, Digitale Ressource des Brahms-Instituts, Briefe Joseph Joachim an den Bruder Heinrich. Briefe-Datenbank, <http://www.brahms-institut.de>, D-LUbi, Joa: B1: 1991.2.59.12 (Zugriff am 01.10.2022)).

62 Vgl. *Personalia Acta* betr. den Concertmeister Joseph Joachim. Theatermuseum Hannover, Intendantur des königl. Theaters zu Hannover, Vol: -, Jahr 1861, W. 32. Die Personalakte enthält drei Arbeitsverträge, außerdem sind Kontraktentwürfe sowie eine Kontraktaufhebung vom 21.02.1855 enthalten.

Funktionalisierung gingen jedoch Hand in Hand: Joachim, der immer wieder betonte, ein Künstler sei nicht zur Unterhaltung anderer da, diene dennoch auf Zuruf des Königs als eine Art lebendiger Schallplattenspieler, von dem man sich immer wieder dieselben Stücke ‚ab‘spielen lässt.

Berlin (1869–1907)

Kurz vor der Gründung des Deutschen Reichs nach dem preußisch-französischen Krieg 1870/1871 wurde Joseph Joachim mit dem Aufbau der ersten staatlichen Musikhochschule auf deutschem Boden betraut. Soweit man es in den erhaltenen Dokumenten wie Akten und Briefen nachlesen kann, spielte bei seiner Berufung seine jüdische Abstammung keine Rolle, entscheidend war sein kultureller Hintergrund. Auch dieses Motiv zieht sich also durch seine Lebensgeschichte. So heißt es in der Korrespondenz des preußischen Kultusministers Heinrich von Mühlher mit dem preußischen König über den Musiker, er sei „in Ungarn geboren, aber deutscher Erziehung und Bildung“, und Joachims Ablehnung eines Rufs auf die Direktion des Brüsseler Konservatoriums wurde begründet mit dessen „Liebe zu seinem geistigen und künstlerischen Heimatlande, zu Deutschland“.⁶³

Moser / Joachim stellen den Aufbau und die Leitung der Berliner Musikhochschule als Krönung einer einzigartigen Karriere dar. Sie sei gewissermaßen Ersatz eines kompositorischen Werks durch ein pädagogisches. Joachims weitgehendes Verstummen als Komponist⁶⁴ könnte man jedoch auch als Versuch einer Konfliktlösung, als ‚Identitätsfindung über Abspaltung‘ interpretieren. Aus dieser Perspektive ist Mosers / Joachims Aufstiegsgeschichte nur bedingt die Geschichte einer geglückten Assimilation, sondern *gegengeschrieben* die Geschichte eines überragenden Musikers, der nicht zuletzt durch seine jüdische Herkunft unter einem enormen Erfolgs- und Anpassungsdruck stand und zwar als Interpret der Werke anderer zu einem der führenden Repräsentanten einer wie auch immer begriffenen genuin *deutschen* Musik im neugegründeten Kaiserreich werden konnte, nicht jedoch als Komponist. (Diese Rolle nahm rasch vor allem Richard Wagner und neben ihm Johannes Brahms ein.)

63 Heinrich von Mühlher an den König, 08.05.1869, zit. n. Borchard: *Stimme und Geige*, S. 297.

64 Joachim verstummte nicht ganz als Komponist. Aber die Werke späterer Jahre blieben vereinzelte Versuche, wieder an die Zeit in Hannover anzuknüpfen, vgl. Borchard: *Stimme und Geige*, S. 575–578, sowie Joachims Kompositionsverzeichnis im dortigen Anhang.

Gegenlesen: Jüdisch

Joseph Joachim ließ sich am 3. Mai 1855 lutherisch taufen; Pate standen der König und die Königin. Ein neuer Vorname war nicht notwendig, weil Joseph als jüdischer und christlicher Vorname gelten konnte. Dafür bekam er zwei neue Beinamen: Georg Maria – die Namen des Königs. Namenswechsel stehen gewissermaßen für Identitätswechsel. Bezeichnenderweise erfuhren seine Eltern von seinem Schritt erst aus der Zeitung. In der Regel ist in jeder Lebensbeschreibung eines Menschen jüdischer Herkunft im 19. Jahrhundert der Umgang mit der ‚Tauf-Frage‘ ein Thema. Laut Moser / Joachim wusste Georg V. nicht, dass sein Konzertmeister Jude war. Wenn dies den Tatsachen entspricht, dürfte Joachim kaum nach jüdischen Gesetzen gelebt haben. Als seine Konfession bekannt geworden sei, habe er selbst den Wunsch geäußert, sich taufen zu lassen. Die Loslösung von der jüdischen Religion wird von Moser / Joachim als längst überfälliger Schritt dargestellt:

[D]enn mehr und mehr fühlte sich Joachim zu dem Glauben hingezogen, der als höchstes Ideal die Liebe zum Nächsten hinstellt. In seinem tiefsten Innern war er längst zum überzeugten Anhänger jener erhabenen Lehre geworden[.]⁶⁵

Es sei daran erinnert, Joseph Joachim hat diese Darstellung selbst autorisiert. Aus heutiger Sicht ist sie mehr als befremdlich, da er durchaus wusste, dass im Namen des Christentums Juden seit Jahrhunderten verfolgt und ermordet wurden – nicht gerade ein Beleg für Nächstenliebe. Offenkundig sollte diese Darstellung trotz besseren Wissens betonen, dass Joachim nicht aus taktischen Motiven, sondern aus Überzeugung diesen Schritt gegangen war. Jede Biographie ist notwendig retrospektiv geschrieben, aber unmittelbar aus der Zeit der Taufe sind Briefe erhalten, wie die besonders bekenntnishaften an Gisela von Arnim, jüngste Tochter von Bettina von Arnim,⁶⁶ die diese Darstellung zu bestätigen scheinen. Gisela von Arnim war die junge Frau, um die er zu dieser Zeit warb; sie war keine Jüdin. Ihr als seiner Vertrauten gegenüber bemühte sich Joachim, die Taufe nicht als „Entréebillet“ (Heinrich Heine) in die Gesellschaft erscheinen zu lassen:

65 Moser: *Joseph Joachim* (1898), S. 160.

66 Herausgegeben von dem ältesten Sohn Joachims, Johannes, wurden sie nur als Privat-edition in einer Auflage von 60 Exemplaren veröffentlicht: Johannes Joachim (Hrsg.): *Joseph Joachims Briefe an Gisela von Arnim. 1852–1859*. Göttingen: Hubert & Co 1911.

Das dumme Zeitungsgeklatsch über mein Christenthum! was hat mir das für alberne Briefe zugezogen, von meinen Verwandten, und wie hat es mich überhaupt den Widerspruch von Sein und Schein einmal wieder recht auskosten lernen! Das Geschmeiß das so etwas nur immer mit Carrière-Sucht in Verbindung setzt. Mir ist's übrigens nicht ganz recht, daß Du liebe Seele um meine Charakter-Stärke in ein schönes Licht zu setzen, meinen Übertritt als eine Art von Nothwehr gegen Pretensionen von Juden darstellst, denen ich dadurch die Gemeinschaft aufgesagt haben soll. Es liegt innerlicher und tiefer, und ich werde darauf zurückkommen.⁶⁷

Was Joachim mit „innerlicher und tiefer“ meinte, erläuterte er in einem Brief an seinen ebenfalls nichtjüdischen Freund, den mit Gisela von Arnim eng verbundenen Herman Grimm:

Mir ist, als wär ich erst jetzt recht frei von Bitterkeit und kampfberechtigt gegen alles Unschöne des Judenthums, dem ich mich so feindlicher gesinnt fühle, je mehr ich eigne Schäden in mir zu heilen habe, an denen ich früher unbewußt, später bewußt durch jüdische Erziehung zu leiden hatte. Freies Hingeben an den Geist, ein freudiges Martyrthum [*sic*] für ihn scheinen mir die Grundzüge der Christus-Religion[.]⁶⁸

Hoffnung auf ‚Heilung von Schäden durch seine jüdische Erziehung‘? Was könnte er mit „Schäden“ gemeint haben? Das Gefühl der inneren Zerrissenheit, wie es in einem weiteren Brief an Gisela von Arnim anklingt? Diese Deutung liegt nahe, denn als Erklärung für dieses Gefühl nennt er seine Abstammung „aus dem Orient“:

Ich mus recht krank gewesen sein am Geist, das fühle ich an meinen häufigen Rückfällen; eine Schwermut beschleicht mich oft zum Erdrücken. [...] Du kennst das nicht, Dir ist's viel zu licht immer, Du kennst überirdischen Trost, Du kannst weinen, Du kennst des Schmerzes Verklärung in Dir; mir ist das nicht gegeben, ich fühle nur, wie alles herb ist, ich glaube was andern sich wehmuthvoll in linden Tau der Seele löst, bei mir ist es wie herbes, grimmes Eis, das mit seinen Zacken

67 Joseph Joachim an Gisela von Arnim, 13.03.1856. In: Joachim (Hrsg.): *Joachims Briefe an Arnim*, S. 87.

68 Joseph Joachim an Herman Grimm, 26.04.1855. In: Joachim / Moser (Hrsg.): *Briefe von und an Joseph Joachim*, Bd. 1, S. 284.

nur Wunden stößt. Ich habe mir oft Vorwürfe darüber gemacht, es zu überwinden gesucht, aber es ist wohl zu tief in mir gegründet, muß wohl zu meiner Natur gehören, und stammt vielleicht aus dem Orient, das ich so leicht in so schlimme Stimmung verfallende. Dir darf ich aber wohl nichts verschweigen, Du mußt mich kennen in meinen Schwächen und in meiner Stärke. Aber Du siehst aus alledem, zum Behagen bin ich nicht geschaffen, ich bin darauf vorbereitet in meinem ganzen Leben mit mir selbst und mit andern, wenn's sein muß, zu kämpfen. Kampf ist Leben!⁶⁹

Joachim projizierte diesen Äußerungen zufolge seine gefühlten Unzulänglichkeiten vor allem auf die Herkunftsfrage. Hier gilt es zu bedenken: Briefe sind adressierte Texte, haben einen kommunikativ-strategischen Charakter innerhalb einer Beziehung zwischen zwei Menschen. Das Bemühen Joseph Joachims, den Vorstellungen Gisela von Arnims zu entsprechen, ist mitzulesen. Diese Briefe, mögen sie noch so sehr nach Selbstanalyse und Bekenntnis klingen, können also nicht unbefragt als Beleg für Joachims Einstellung zu seiner jüdischen Herkunft herangezogen werden.

Nur selten schnitt Joseph Joachim in seinen Briefen das Thema ‚Judentum‘ direkt an, bezeichnenderweise, wie oben ausgeführt, vor allem im Zuge seiner Distanzierung vom Judentum durch die Taufe.⁷⁰ Abgesehen von diesen an bestimmte Menschen adressierten Egodokumenten sind einige wenige thematisch einschlägige Fremddokumente erhalten. Durchaus charakteristisch⁷¹ war Joachim in seinen Berliner Jahren in erster Linie mit Menschen befreundet, die ebenfalls einen jüdischen Hintergrund hatten, wie die Familien der Bankiers Franz von Mendelssohn und Robert von Mendelssohn. Nichtjüdische Freunde und Weggefährten waren indes bemüht, das, was sie als ‚Makel‘ seiner Herkunft begriffen, vergessen zu machen, indem sie darauf verwiesen, dass er und Felix Mendelssohn Bartholdy ja wohl als Deutsche gelten könnten. Was an einem Musiker jüdischer Herkunft positiv bewertet wurde,

69 Joseph Joachim an Gisela von Arnim, 03.–04.12.1853. In: Joachim (Hrsg.): *Joachims Briefe an Arnim*, S. 5.

70 Zur ambivalenten Bedeutung der Taufe vgl. Julius H. Schoeps: Christliches Bekenntnis oder modernes Marranentum? Der Übergang vom Judentum zum Christentum. Das Beispiel Abraham und Felix Mendelssohn Bartholdy. In: Beatrix Borchard / Monika Schwarz-Danuser (Hrsg.): *Fanny Hensel, geb. Mendelssohn Bartholdy. Komponieren zwischen Geselligkeitsideal und romantischer Musikästhetik*. 2. überarb. Aufl. Kassel: Furore 2002, S. 265–279.

71 Vgl. ebd.

galt in dieser Logik als nichtjüdisch.⁷² In der von Andreas Moser und dem ältesten Sohn Joachims Johannes besorgten Briefausgabe ist eine in diesem Zusammenhang aufschlussreiche Auseinandersetzung mit dem Pianisten Ernst Rudorff, einem Kollegen und Freund, überliefert. Rudorff war erklärter Antisemit und empörte sich in einem Brief darüber, dass Joachim im Rahmen eines Benefiz-Konzertes in der 1866 eingeweihten Neuen Synagoge in der Oranienburger Straße in Berlin Musik von Beethoven dirigieren wollte:

Du zählst zu denen des israelitischen Stamms, die wie Felix Mendelssohn, Nander u. Andere so sehr Deutsche geworden sind, daß Deutschland Dich als sein Eigenthum beanspruchen und auf Dich stolz sein darf als einen seiner Ersten und Edelsten; Du *darfst* Dich nicht dazu hergeben, mit einer Judenkoterie gemeinsame Sache zu machen, die mit ihrem Edelstein renommiren und Dich dazu brauchen will, in majorem gloriam *ihrer Sippschaft* ein volles Concert zu machen. Das ist es, weiter Nichts, was sie wollen.⁷³

Auf die ‚Ehre‘, gemeinsam mit Mendelssohn Bartholdy als ‚Nicht-mehr-Jude‘ zu gelten, und zwar nicht per Taufe, sondern dank seiner Verdienste um die ‚deutsche‘ Musik, antwortete Joseph Joachim mit dem Hinweis auf seine moralische Verpflichtung zur Solidarität gegenüber seinen „Stammesgenossen“:

Denke daran, daß ich ein Stammesgenosse bin, der den maßlosen Angriffen gegenüber sich zu seinem Stamm helfend wendet, wo es sich darum handelt, bodenloses Elend zu mildern. Gegen edle Instrumentalmusik ernstes Inthalt in einem Gottes-
hause habe ich unter Umständen nichts einzuwenden.⁷⁴

Rudorff schlug daraufhin noch harschere Töne an, die in den Formulierungen an die bereits erwähnte ‚Judenschrift‘ des von ihm als Komponisten heftig bekämpften Richard Wagner erinnern:

Ich spare mir weitere Erörterung auf ein Wiedersehen demnächst auf, möchte nur das heute noch sagen, daß Dein Mitleid meiner festen Überzeugung nach sich an

72 Vgl. Hans Joachim Hinrichsen: Musikalische Interpretation und antisemitisches Rezeptionsparadox. Joseph Joachim – Richard Wagner – Hans von Bülow. In: Borchard / Zimmermann (Hrsg.): *Musikwelten*, S. 181–192.

73 Ernst Rudorff an Joseph Joachim, 23.12.1879. In: Joachim / Moser (Hrsg.): *Briefe von und an Joseph Joachim*, Bd. 3, S. 218 (Herv. i. Orig.).

74 Joseph Joachim an Ernst Rudorff, 24.12.1879. In: Ebd., S. 220.

die falsche Adresse richtet. Mit den Juden im Mittelalter mag man Mitleid haben; heute fällt das, was etwa an schmutzigen, gehäßigen Angriffen in Worten gegen sie geleistet wird, zu Nichts zusammen gegenüber dem tiefen Schaden, den sie tatsächlich der ganzen Entwicklung unseres nationalen Lebens zugefügt haben und noch beständig zufügen. Mir ist schon längst nach Thränen zu Muth, wenn ich daran denke, wie die Gesinnung, die in erster Linie von ihnen ausgeht, das Zersetzen und Veräußerlichen unserer besten Güter nach sich zieht. Wie die Ichneumon [Schlupfwespe] kommen sie mir vor, die ihre Eier in den Leib einer schönen großen Raupe gelegt haben, so daß das ganze Thier nach und nach von innen ausgezogen und aufgefressen wird, nur die Hülle schließlich übrig bleibt, die die Brut mit sich herumschleppt. Jetzt ist es an der Zeit, mit den Germanen Mitleid zu haben, die so umgarnt sind, daß nicht abzusehen ist, wie ihr ursprünglicher Charakter sich wieder befreien und kräftig auf sich selbst stellen soll.⁷⁵

Eine schriftliche oder mündliche Entgegnung auf diese diffamierenden Äußerungen ist nicht bekannt. In diesem Fall kommt dem Handeln die entscheidende Aussagekraft zu. Das Konzert fand nämlich trotz aller Einwände statt.⁷⁶ Joachim distanzierte sich also nicht von seinen „Stammesgenossen“, sondern demonstrierte ‚ohne Worte‘ als Musiker, dass er in der „edlen Instrumentalmusik ernsten Inhaltes“ die Sprache sah, die in der Lage sei, alle Unterschiede zu überbrücken. Explizit von Musik als klingender „Zukunftsreligion“ schreibt Joachim in einem Brief an seine Frau Amalie, insbesondere bezogen auf die Botschaft des letzten Satzes der 9. *Symphonie* von Ludwig van Beethoven, der „Ode an die Freude“:

Wenn du nur wüßtest, wie die immer auf mich wirkt; wie mein religiöses Glaubensbekenntnis, vom Propheten selbst gesprochen. Und wär's die schlechteste Aufführung, ich fühle mich wie im Bann, muß bis zur letzten Note hören. Mir ist's immer als müßte zuletzt das Publikum, wie in der Kirche bei den Chorälen, einstimmen! Hoffe es kommt noch einmal dazu. Zukunftsreligion!⁷⁷

Im besonderen Maße war mit Beethovens Musik die Hoffnung verbunden, dass Instrumentalmusik in der Lage sei, alle Schranken zu überwinden:

75 Ernst Rudorff an Joseph Joachim, 25.12.1879. In: Joachim / Moser (Hrsg.): *Briefe von und an Joseph Joachim*, Bd. 3, S. 221.

76 Vgl. Borchard: *Stimme und Geige*, S. 561.

77 Joseph Joachim an Amalie Joachim, 30.05.1866, zit. n. Borchard: *Stimme und Geige*, S. 261.

ethnische, soziale, religiöse und sprachliche, aus weiblicher Sicht auch geschlechtsspezifische Unterschiede.⁷⁸ Angesichts zahlreicher Musiker:innen jüdischer Herkunft nicht nur im 19. Jahrhundert⁷⁹ kann man deswegen durchaus zu dem verallgemeinernden Schluss kommen, dass diese Hoffnung eine besondere Strahlkraft entwickelte. Außerdem eröffnete die europäische Kunstmusik nicht nur, aber insbesondere im deutschsprachigen Kulturraum eine Aufstiegsmöglichkeit in die christliche Mehrheitsgesellschaft. Joseph Joachim wirkte als Geiger, Pädagoge und Hochschuldirektor federführend (oder sollte man sagen: bogenführend?) an diesem Prozess mit und wurde eine europäische Schlüsselfigur sowohl für die Frage nach der Rolle der westeuropäischen Kunstmusik für die jüdische Akkulturation bzw. Assimilation als auch für die Frage, inwieweit Musiker:innen jüdischer Herkunft durch ihr kulturelles Handeln zu dem Anpassungsprozess beitrugen.

Aber wie der Begriff der ‚Zukunftsreligion‘ schon andeutet, ging es um weit mehr als um sozialen Aufstieg und Integrationswunsch. Die Auseinandersetzung mit Ernst Rudorff zeigt exemplarisch, dass sich Joachims Hoffnung nicht erfüllte. Es ist dennoch davon auszugehen, dass er an der von ihm übernommenen Rolle des ‚Botschafters einer Zukunftsreligion‘ festhielt. In der bereits zitierten Entgegnung an Rudorff spricht jemand, der sich als Ausnahme sah. Die sogenannte ‚Antisemitenpetition‘ gegen das ‚Überhandnehmen des Judentums in der deutschen Kultur‘⁸⁰ machte jedoch überdeutlich, dass die Entscheidung, sich taufen zu lassen, nichts daran geändert hatte, dass auch er selbst (oder gerade?) von Kollegen als Jude, damit als ‚eigentlich‘ nicht dazugehörig wahrgenommen wurde: „Geschieht uns schon recht, daß

78 Vgl. Beatrix Borchard: Öffentliches Quartettspiel als geschlechtsspezifische „Raumgestaltung“? In: Helmut Loos (Hrsg.): *Musik-Stadt. Traditionen und Perspektiven urbaner Musikkulturen*, Bd. 3: Musik in Leipzig, Wien und anderen Städten im 19. und 20. Jahrhundert. Verlage – Konservatorium – Salons – Vereine – Konzerte. Leipzig: Schröder 2011, S. 385–399.

79 Vgl. Daniel Jütte: Die Grenzen der Musik. Verbürgerlichung, Antisemitismus und die Musikästhetik der Moderne im Kontext der Geschichte jüdischer Interpreten (1750–1900). In: Borchard / Zimmermann (Hrsg.): *Musikwelten*, S. 227–249; ders.: Juden als Virtuosen. Eine Studie zur Sozialgeschichte der Musik sowie zur Wirkmächtigkeit einer Denkfigur des 19. Jahrhunderts. In: *Archiv für Musikwissenschaft* 66 (2009), S. 127–154.

80 Vgl. Norbert Kampe: Von der ‚Gründerkrise‘ zum ‚Berliner Antisemitismusstreit‘. Die Entstehung des modernen Antisemitismus in Berlin 1875–1881. In: Reinhard Rürup (Hrsg.): *Jüdische Geschichte in Berlin. Essays und Studien*. Berlin: Hentrich 1995, S. 85–100.

zur B.[ach]-Feier ein Jude den Prügel in Deutsch.[land] schwingen muß⁸¹, so etwa der mit Wagner verbundene Pianist Karl Klindworth an den ebenfalls judenfeindlich eingestellten Hans von Bülow anlässlich des Eisenacher Bach-Fests von 1884, an dem Joachim das Festkonzert zur Einweihung des Bach-Denkmals von Adolf von Donndorf geleitet hatte. Joachim selbst äußerte sich auf dem Höhepunkt der Antisemiten-Kampagne gegenüber seinem Bruder bezogen auf Zugehörigkeitsfragen ambivalent: „Niemand kann die Fehler unserer Stammesgenossen besser erkennen, als unser einer; aber bei der Art der Behandlung ihrer Schwächen rührt sich doch so etwas wie Zusammengehörigkeit im Leid.“⁸² Aus diesen wenigen Zeilen ein spätes Bekenntnis zu einem wie auch immer begriffenen Judentum ableiten zu wollen, scheint problematisch und verkennt die bereits angesprochene mitzulesende Adressiertheit seiner schriftlichen Äußerungen. Deswegen sei noch einmal darauf verwiesen: Joachims identitätsstiftendes Mitteilungsmedium im Dialog mit anderen war nicht das Schreiben von Briefen, auch nicht das Sprechen, sondern von Kindheit an das Musizieren und Komponieren. In seiner Musik jedoch verbanden sich ‚Herkunft‘ im Sinne einer komplexen Identität und eine nicht weniger komplexe ‚Fremde‘ produktiv miteinander, wie Katharina Uhde in ihrer Studie gezeigt hat.⁸³

Perspektiverweiterung durch eine Doppelbiographie

Bei der Bestimmung des Allgemeinen bezogen auf Joseph Joachim werden in meinem Buch vor allem zwei Aspekte thematisiert: der umfassende Kunst- und Künstlerbegriff als Basis seines Lebens als Musiker sowie die Bedeutung der Gründung des Deutschen Reiches und der mit ihr verbundenen kulturpolitischen Aufgabe der ersten staatlichen Musikhochschule auf deutschem Boden. Als das Besondere wurde bestimmt, dass es sich bei Joseph Joachim um einen Musiker handelte, speziell um einen Musiker jüdischer Herkunft. Durch die Einbeziehung der Geschichte seiner Frau, der Sängerin Amalie Schneeweiss (1839–1899), erweiterte sich das Spektrum des Allgemeinen, des Besonderen und des Einzelnen beispielsweise in Hinblick auf die Rolle des Geschlechts für Quellen- und Überlieferungsfragen. So stolperte

81 Karl Klindworth an Hans von Bülow, 04.10.1884, zit. n. Borchard: *Stimme und Geige*, S. 558.

82 Joseph Joachim an Heinrich Joachim, o. D. [17.11.1880], zit. n. Borchard: *Stimme und Geige*, S. 556.

83 Vgl. Uhde: *The Music of Joseph Joachim*.



Abb. 2
Joseph und Amalie Joachim,
J. C. Schaarwächter,
Berlin, ca. 1873.

ich auf der Suche nach Quellenmaterial als Basis für eine Gegenlektüre der Moser / Joachim-Biographie an verschiedenen Orten ‚über Koffer und Schubladen‘.⁸⁴ In einer dieser Schubladen fanden sich die Statuten einer privaten Gesangsschule in Berlin, Konzertprogramme, Kindheitserinnerungen, Fotos einer bis dahin nicht nur mir Unbekannten. Wie bereits erwähnt, gab es keine Biographie und kein Archiv, das sich dafür zuständig gefühlt hätte, Quellen über Amalie Joachims Leben und ihre Arbeit aufzubewahren. Folglich wurde jahrelange Recherche notwendig. Das Ergebnis: die lückenhafte Rekonstruktion des ‚ArbeitsLebens‘ einer unbekannteren Sängerin, die bereits mit 14 Jahren auf der Bühne stand. Basis waren die Akten des Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien, wo sie acht Jahre lang kleine Rollen an der Hofoper, dem Kärntnertortheater, gesungen hatte. Dort tauchte sie nur in Schuldenverzeichnissen auf.⁸⁵ Eine weitere Quelle war die Personalakte der Hannoveraner

84 Zu der Entdeckungsgeschichte sowie zu den Aktenrecherchen vgl. Borchard: *Stimme und Geige*, S. 33–56, 143–238.

85 Vgl. ebd., S. 192–194.

Hofoper mit Arbeitsverträgen, Urlaubsgesuchen, Abmahnungen etc. Persönliche Briefe aus den Jahren vor der Heirat waren nur sehr wenige erhalten. Aber es fanden sich an unterschiedlichen Orten zwei verschiedene Versionen von wahrscheinlich ausschließlich für ihre Kinder geschriebenen, unveröffentlichten autobiographischen Aufzeichnungen über ihre Kindheit und Jugend.⁸⁶ Aus ihnen ging hervor, dass sie u. a. in Hermannstadt (heute Sibiu, Rumänien) engagiert war. Personalakten waren dort nicht erhalten, aber Presseberichte, durch die sich ihre Erzählungen in wichtigen Aspekten verifizieren ließen. Die Heirat mit Joseph Joachim, verbunden mit einem neuen Namen, machte sie zeitweise zum Teil eines Künstlerpaars. Nach dem Scheitern der Ehe 1884 verschwand sie jedoch nicht nur aus der Moser / Joachim-Biographie, sondern auch aus der Brahms-Literatur, obwohl Johannes Brahms sie in den ehelichen Auseinandersetzungen vorbehaltlos unterstützt und sogar den Bruch mit seinem alten Freund in Kauf genommen hatte. Außerdem hatte sie einen großen Anteil an der Verbreitung von Brahms-Liedern. Auch dies fand keine Erwähnung.

Dass Biographie „Effekt von Überlieferung und Lektüren“⁸⁷ ist, wird an dem ‚Fall‘ Amalie Joachims besonders deutlich. Denn ihre Spuren verlaufen sich, obwohl sie sich nach der Scheidung noch einmal eine Karriere als Lied- und Oratoriensängerin aufgebaut und bis zu ihrem Tod kurz vor ihrem 60. Geburtstag als Gesangslehrerin gearbeitet hatte. Ihre Arbeit war im Gegensatz zu der ihres Mannes jedoch nur kurz in eine Institution eingebunden, von der kein Archiv erhalten ist, vielleicht hat auch nie existiert. Es blieben also nur zu entdeckende Koffer und Schubladen, deren Inhalt selbst die Nachkommen zumeist nicht kannten. Auch ihnen erschien nur Joseph Joachim ‚wichtig‘, während an Amalie Joachim die ‚Familienschande‘ der Scheidung klebte.

Wie in einem Brennspeigel zeigt der Vergleich, dass sich auch hinsichtlich der Aufbewahrung und Archivierung biographischen Materials nicht zuletzt die unterschiedliche Wertschätzung der Arbeit von Männern und Frauen niederschlägt. Als Amalie Joachim 1899 starb und ihr Haushalt aufgelöst wurde, waren es wie bei fast allen Künstlerinnen die Töchter, die darüber entschieden, was überliefert werden sollte und was nicht. Lediglich kurze Lexikonartikel oder Nebeneinträge in Lexikonartikeln über ihren

86 Beide Versionen wurden im Anhang von *Stimme und Geige* abgedruckt; vgl. Borchard: *Stimme und Geige*, S. 635–654.

87 Hahn: *Lesens Schreiben oder Schreiben Lesen*, S. 578.

Mann sowie längst verblichene Erinnerungsblätter ihrer Schülerin Olga Plaschke sprachen von ihr als wegweisender Sängerin.⁸⁸ Von ihrer Kindheit und Jugend hat sie selbst in autobiographischen Aufzeichnungen erzählt. Deren Wahrheitsgehalt ließ sich nur in einigen Details überprüfen. Die Lektüre galt also vor allem dem Bild, das sie von sich, ihrer familiären Herkunft und ihren frühen Jahren am Theater entworfen hatte. Moser / Joachim fassen ihre Geschichte bis zur Heirat im Alter von 23 Jahren knapp zusammen. Die Ehe der beiden Künstler wird nicht dargestellt, die Scheidung nur kurz angesprochen.⁸⁹

Im Falle Amalie Joachims galt es also zunächst einmal, ihre Berufsgeschichte erzählbar zu machen. Amalie Joachim war von ihrem 14. bis zum 60. Lebensjahr durchgehend und trotz der Geburt von sechs Kindern erwerbstätig. Dennoch ist ihre Arbeit nur noch zum Teil rekonstruierbar, da sie – abgesehen von den zehn Jahren, in denen sie an verschiedenen Opernhäusern gesungen hatte – nicht mit einer öffentlichen Institution verknüpft war. Solche Institutionen setzen, indem sie ihre eigene Geschichte archivieren und an Gedenktagen reflektieren, auch den Menschen, die sie geprägt und getragen haben, ein Denkmal. Für diejenigen, die institutionell nicht eingebunden waren oder – wie für weibliche Lebensläufe charakteristisch – nur in untergeordneten Positionen gearbeitet haben, gibt es selten öffentliche Erinnerungsorte. Die sich aus diesen und anderen Zusammenhängen ergebenden Materiallücken für die Laufbahn von Amalie Joachim galt es bewusst zu markieren, statt sie aus dem falschen Anspruch heraus, eine konsistente Geschichte zu erzählen, mit Spekulationen zu füllen und die Lücken gleichsam zu überschreiben. Ich habe dieses Verfahren mit dem paradoxalen Ausdruck ‚Lückenschreiben‘ benannt und Einträge aus Akten, Arbeitsverträge, Rollenverzeichnisse, Theaterzettel und Rezensionen mit Ausschnitten aus ihren Erinnerungen und brieflichen Rückblicken auf ihre frühen Jahre montiert. Die Methode der Montage schien mir auch der einzig angemessene Umgang mit dem sehr privaten Charakter des weitgehend unveröffentlichten Briefwechsels der beiden Partner. So

88 Vgl. Olga Plaschke: *Amalie Joachim. Blätter der Erinnerung, dem Freundes- und Schülerkreise der verewigten Meisterin*. Berlin: Harmonie 1899.

89 Joseph Joachim hatte seine Frau des Ehebruchs bezichtigt. In der Darstellung der Trennung gibt es charakteristische Unterschiede zwischen der ersten, noch zu Joachims Lebzeiten erschienenen Fassung und der zweiten, nach seinem Tode veröffentlichten. Während die Formulierung „sechs Nachkommen, die seinen Namen tragen“ es offenließ, ob das jüngste Kind Elisabeth von Joachim gezeugt wurde, heißt es in der zweiten Auflage: „[A]m 26. Juni 1881 wurde ihm zu Aigen-Salzburg die jüngste Tochter, Elisabeth, geboren“ (Moser: *Joseph Joachim* (1898), S. 250; ders.: *Joseph Joachim*, Bd. 2 (1910), S. 228).

stehen also in dieser Doppelbiographie verschiedene biographische Schreibweisen nebeneinander. Unterschiedliches Quellenmaterial, unterschiedliche Menschen, unterschiedliche historische Kontexte erfordern immer wieder neu zu reflektierende und neu zu entwickelnde biographische Zugänge.

Verena Dohrn

Die Kahans aus Baku

Familienbiographie als literarisches Verfahren

Die Kahans aus Baku

In meiner biographischen Erzählung geht es um etwa einhundert Jahre Geschichte einer wirtschaftlich aktiven jüdischen Großfamilie aus dem östlichen Europa zwischen 1850 und 1950, die drei Zwangsmigrationen erlebte und überlebte.¹ Der Unternehmensgründer Chaim Kahan, geboren um 1850 in einem Schtetl im nordwestlichen Grenzland des Russländischen Reiches und gestorben 1916 in St. Petersburg, war ein Selfmademan. Er handelte en gros mit Öl, erwarb Raffinerien, Ölfelder und machte sein Vermögen im ersten Bakuer Ölboom. Seit der Jahrhundertwende gehörten er und seine im Geschäft mittätigen Söhne und Schwiegersöhne zu jenen mobilen Eliten mit „imperialer Biographie“², in denen die neuere Forschung Akteure der Moderne erkannte. Ihr Aktionsradius reichte von Baku bis ins Baltikum.

Der Erste Weltkrieg, der Zusammenbruch der Imperien, der Oktoberumsturz und die Herrschaft der Bolschewiki in Russland zerstörten diesen Aktionsraum. Chaim und Malka Kahans sieben Kinder, sechs Familien, flohen nach Westen und wählten die deutsche Metropole Berlin als neuen

1 Vgl. Verena Dohrn: *Die Kahans aus Baku. Eine Familienbiographie*. Göttingen: Wallstein 2018; engl.: *The Kahans from Baku. A Family Saga*, aus d. Deut. v. Uri Thernal. Boston: Academic Studies Press 2022.

2 Malte Rolf: Einführung, Imperiale Biographien. Lebenswege imperialer Akteure in Groß- und Kolonialreichen (1850–1918). In: *Geschichte und Gesellschaft* 40,1 (2014), S. 5–21; vgl. ders. / Tim Buchen: Eliten und ihre imperialen Biographien. Zur Einführung. In: Dies. (Hrsg.): *Eliten im Vielvölkerreich. Imperiale Biographien in Russland und Österreich-Ungarn (1850–1918)*. Berlin / Boston: de Gruyter Oldenbourg 2015, S. 3–35.



Abb. 1: Malka und Chaim Kahan zur Goldenen Hochzeit im Schmuckrahmen, Bezalel-Werkstätten, Jerusalem 1914.

Lebensmittelpunkt. Sie gründeten dort mit Erfolg mehrere Ölgroßhandelsunternehmen mit Schiffsflotte und Tankstellennetz und pflegten weiterhin einen großbürgerlichen Lebensstil. Bis sie unter der NS-Herrschaft noch einmal zur Aufgabe ihrer Unternehmen in Deutschland und zur Flucht gezwungen wurden. Nun mit der langfristigen Folge, dass ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit die Basis entzogen war. In der Geschichte der Familie Kahan spiegelt sich ein dramatisches Jahrhundert der europäischen Geschichte, kreuzen sich Geschieke und überlagern sich thematische Schichten: jüdische Geschichte, Familiengeschichte, Geschichte der Vertreibungen im europäischen 20. Jahrhundert und Unternehmensgeschichte in der Ölwirtschaft.

Die Geschichte der Kahans konterkariert das Klischee vom armen ‚Ostjuden‘ und ‚Luftmenschen‘.³ Ihr Beispiel zeigt, dass ‚Luftmenschen‘ dank ihrer Mobilität, Flexibilität, Kreativität entscheidend zur Modernisierung von Wirtschaft und Gesellschaft beitrugen. Sie belegt, dass zur Gruppe der osteuropäisch-jüdischen Migrant:innen im Weimarer Berlin und in Paris vor Beginn des Zweiten Weltkriegs Unternehmer gehörten, die multiple – religiöse, kulturelle, politische, ökonomische – Gemeinschaften bildeten und sich, solange es möglich war, in Form von Kollektiven in die deutsche Gesellschaft und Wirtschaft integrierten.⁴ Die Geschichte des philanthropischen Engagements, das der traditionellen jüdischen Sozialethik entspricht, und die Bücherliebe der Familie über Jahrzehnte und über Staatsgrenzen hinweg ergänzen und bereichern das Bild.

Familiengeschichte ist eine Perspektive, eine Engführung, in der sich die Wechselwirkung mikro- und makrohistorischer Phänomene und Prozesse, metaphorisch gesprochen die ‚Selbstähnlichkeit‘ historischer Strukturen zeigt. Anders als in Biographien über einzelne Personen geht es um ein Kollektiv – die Großfamilie. Wird sie autoritär geführt, bestimmt das Familienoberhaupt die Agency. Viel hängt davon ab, wieviel Spielraum einzelne Familienmitglieder als Protagonist:innen erlangen, welche Agency ihnen als Individuen zukommt und in welche Richtungen diese zielt; ob sie die Interessen der Gemeinschaft vertritt oder vielmehr die der Individuen, oder ob beide Interessensphären zusammenfallen. Jüdische Familiengeschichte wiederum weist auf die besondere Funktion der Familie in der Diaspora als kleinste Einheit und Surrogat der zerstreuten Gemeinschaft hin. Seit der Zerstörung des jüdischen Staates durch die Römer und den darauffolgenden Vertreibungen und Wanderungen übernimmt die „erweiterte Familie“ religiöse und traditionelle Rituale und soziale Verpflichtungen und sichert damit das Überleben als Gemeinschaft in der Diaspora.⁵

Die Kahans waren sowohl durch Verwandtschaft, Lebens- und Arbeitsbedingungen als auch durch auf Traditionen und Religion beruhende kollektive Werte und Vorstellungen, ein kulturelles Gedächtnis und soziokulturelle

3 Vgl. Nicolas Berg: *Luftmenschen. Zur Geschichte einer Metapher*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2008, S. 85–93.

4 Vgl. Verena Dohrn / Anne-Christin Saß: Einführung. In: Verena Dohrn / Gertrud Pickhan (Hrsg.): *Transit und Transformation. Osteuropäisch-jüdische Migrant:innen in Berlin 1918–1929*. Göttingen: Wallstein 2010, S. 9–24, hier S. 15.

5 Jacob Katz: *Tradition und Krise. Der Weg der jüdischen Gesellschaft in die Moderne*, aus d. Engl. v. Christian Wiese. München: Beck 2002, S. 148.

Erfahrungen miteinander verbunden. Sie entwickelten dementsprechend ähnliche mentale Dispositionen und einen gemeinsamen großbürgerlichen Lebensstil. Sie waren eine, an konservativen Werten orientierte, patriarchalisch geführte Familie. Sie bildeten ein Netzwerk, das nach dem Muster einer traditionellen Großfamilie geknüpft war, aber den Anforderungen der modernen Industriegesellschaft in Formen und Funktionen vollends genügte. Sie vertraten ein Geschäftskonzept und verkörperten zugleich osteuropäisch-jüdische Traditionen. Sie lebten eng zusammen und waren sowohl mäzenatisch wie kulturpolitisch engagiert. Die Konstellationen innerhalb der Familie liefern wertvolles Material für binnendifferenzierende Aspekte der Biographik wie der Netzwerkanalyse in der Bürgertums- und Migrationsforschung.

In einer Gemeinschaft, die auf Werten, Erfahrungen, Lebensstil, Arbeit und zugleich auf Verwandtschaft beruht, verbinden sich Interessen und Emotionen auf mehrfache Weise. Dies geschieht in gesteigertem Maße, wenn es sich, wie bei den Kahans, aufgrund von Flucht und Vertreibung um eine Not- und Wirtschaftsgemeinschaft handelt, die transnational als migrantisches Netzwerk agiert. Verwandtschaftsnetzwerke sind komplexer als andere, physisch und sozial zugleich.⁶ Wie bei den Buddenbrooks, Rothschilds, Ephrussis besticht das Zusammenspiel von Familie und Unternehmen, Interessen und Emotionen, das in meiner Erzählung über vier Generationen hinweg geschildert wird. Das Narrativ lebt von den Spannungen zwischen dieser kleinsten (physischen und soziokulturellen) Gemeinschaft und den Individuen, wobei sich die Spannungen mit der Zeit von Generation zu Generation, je nach Bedrohungslage von außen verlagerten und veränderten. Der Zusammenhang von Zwangsmigration und ökonomischem Erfolg macht die Kahans nicht nur für die Jüdischen Studien, sondern auch für die transnationale Unternehmensgeschichte interessant.

Als deutsche nachkriegsgeborene Historikerin ist es mein Wunsch und Bestreben, dem Vergessen der jüdischen Geschichte und der Verdrängung der Schoah entgegenzuwirken. Die Kahans wurden mehrfach vertrieben, aber sie überlebten die Schoah. Insbesondere die Lebensgeschichten der Menschen, die ermordet wurden oder aber so traumatisiert sind, dass sie ihre Sprache verloren haben, sollten durch (Nach-)Erzählen hörbar und für immer bewahrt

6 Vgl. Simone Derix: Transnationale Familien. In: Jost Dülffer / Wilfried Loth (Hrsg.): *Dimensionen internationaler Geschichte*. München: Oldenbourg 2012, S. 335–351, hier S. 351; dies.: Vom Leben in Netzen. Neue geschichts- und sozialwissenschaftliche Perspektiven in sozialen Beziehungen. In: *Neue Politische Literatur* 56,1 (2011), S. 185–206, hier S. 205.

werden, da sie selbst sie nicht erzählen und wir Leser:innen auf diese Weise die Erinnerungen an sie wachhalten können.

Die Idee, über die Geschichte der Unternehmer und Ölgroßhändler Kahan zu schreiben, entstand im Kontext des von mir initiierten Projekts *Charlottengrad und Scheunenviertel. Osteuropäisch-jüdische Migranten in Berlin 1918–1939*, durchgeführt an der Freien Universität Berlin in den Jahren 2008–2011. Bei einem Forschungsaufenthalt im Rahmen des Projekts in Israel wurde ich Nachfahren der Familie vorgestellt. Diese Familie kam aus dem östlichen Europa, hatte im Weimarer Berlin gelebt und passte deshalb ins Forschungsfeld. In der Ausstellung *Berlin Transit*, die unser Projekt zusammen mit dem Jüdischen Museum Berlin veranstaltete, wurde den Kahans ein Raum gewidmet. Bei den Vorbereitungen zur Ausstellung lernte ich Jonah Gavrieli und das Familienarchiv Haimi-Cohen in Kiryat Tiv'on bei Haifa kennen, das er aufbewahrte. Jonah ermutigte mich, über die Geschichte der Kahans zu schreiben. Daraus entstand ein neues Projekt an der Leibniz Universität in Hannover, das von der Fritz Thyssen Stiftung finanziert wurde, und das hier besprochene Buch, das im November 2018 in deutscher Sprache im Wallstein Verlag in Göttingen erschien. Die Familienbiographie der Kahans erhält besondere Bedeutung als „Welt Ding“⁷ über den Tod ihrer Protagonist:innen hinaus, nachdem im September 2021 die letzte Angehörige der Kahans aus der vierten Generation, Giza Haimi-Cohen, im Alter von 101 Jahren in Israel gestorben ist. Giza Haimi-Cohen wuchs vor dem Zweiten Weltkrieg in Bukarest, mit Deutsch als Umgangssprache auf. Sie war eine der beiden ältesten Zeitzeuginnen, mit denen ich sprach. Ihr danke ich die meisten Erzählungen und Anekdoten zur Familiengeschichte. Als ich die Kahans kennenlernte, lebten noch vier Zeitzeugen der dritten und vierten Generation in Israel.⁸

Was die Geschichte der Großfamilie Kahan betrifft, so weckten insbesondere vier Aspekte mein Interesse: die minoritäre Position eines jüdischen Ölundnehmers im Russländischen Reich, die jüdische Großfamilie als Schicksalsgemeinschaft in der bedrohten Diaspora, die Koinzidenz von Vertreibungen und Unternehmenserfolg sowie der Widerspruch zwischen dem Reichtum

7 Hannah Arendt: *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. München: Piper 1967, S. 116.

8 Die Zeitzeugen waren Dvora Ettinger-Rozenfeld (Ekaterinoslav 1914 – Ramat Gan 2016), Yossi (Joseph) Cohen (Berlin 1922 – Ma'agen Michael 2013), Eli (Elijahu) Rosenberg (Berlin 1928 – Tel Aviv 2020) und Giza Haimi-Cohen (Vatra Dornei, Bukovina 1920 – Tel Aviv 2021).

der Hinterlassenschaften und der Anonymität bzw. scheinbaren Bedeutungslosigkeit der Familie.

Die Hinterlassenschaften

Trotz wiederholter Zwangsmigration erhielten sich in der Familie Privatarchive sowie mündliche und schriftliche Überlieferungen der Nachfahren. Als Jonah Gavrieli und ich zur ersten Auswertung des Materials in seinem Haus in Tiv'on zusammenkamen, versammelte er auf und neben dem Wohnzimmerisch Kisten großer brauner, prall gefüllter Briefumschläge. Nach und nach öffneten wir sie und zeigten uns gegenseitig die Funde – Fotos, Ausweise, massenweise Briefe in fünf verschiedenen Sprachen: Russisch, Deutsch, Jiddisch, Hebräisch und Polnisch.

Es handelte sich im Falle der mit Dokumenten gefüllten Umschläge im Einfamilienhaus in Tiv'on weniger um ein geordnetes Archiv als um Hinterlassenschaften. Jonah schreibt darüber: Seine Großmutter, die intensiv mit Familienangelegenheiten befasst gewesen sei, habe ihr ganzes Leben lang alles in der Familie Geschriebene gesammelt und in einer großen Reisetruhe aus dem 19. Jahrhundert verwahrt. Dort hätten die Papiere durcheinander gelegen, ohne jede Erklärung, Bezeichnung oder Ordnung. Seine Mutter habe die Truhe geerbt und sein Vater, nachdem er pensioniert worden sei, habe ohne großen Erfolg den Versuch unternommen, eine Ordnung in die Dokumente zu bringen, denn ihm hätten russische Sprachkenntnisse gefehlt. „After the passing away of my mother in 2006, my brother and I inherited the trunk. My brother made it clear that he had no interest in that part of our joint inheritance, which led to me storing the content of the trunk on specially built shelves at my home“⁹, so Jonah.

Die Hinterlassenschaften sind also Jonahs Großmutter Rosa Kahan (Haimi-Cohen) geborene Rosenberg zu verdanken, einer frommen, nach der osteuropäischen jüdisch-orthodoxen Tradition erzogenen und gebildeten Frau, die von Angehörigen „Kochlöffel“ genannt wurde, da sie unablässig in Familienangelegenheiten „herumrührte“.¹⁰ In ihrem Haus liefen Familiennachrichten schon deshalb zusammen, weil sie mit ihrem Cousin verheiratet war. Sie war demnach die erste, die darüber entschied, welche Familiendokumente es wert waren, gesammelt und verwahrt zu werden. Dafür hatte sie

9 Jonah Gavrieli: Preface. In: Dohrn: *The Kabans from Baku*, S. xiii–xv, hier S. xiii.

10 Telefonat mit Giza Haimi-Cohen am 27.05.2014.



Abb. 2: Familie Kahan inmitten der NITAG-Belegschaft anlässlich der Einweihung der neuen Büroräume, Berlin-Schöneberg 1927.

eine Auswahl getroffen und in der Reisetruhe eine (ungeordnete) Ordnung geschaffen. Jonahs Vater wiederum, ein israelischer Diplomat und Jurist, der in Breslau aufwuchs und drei der fünf Sprachen der Hinterlassenschaften verstand (Deutsch, Hebräisch und Jiddisch), hatte eine vorläufige Ordnung in die Sammlung seiner Schwiegermutter gebracht, die Jonah aufbewahrungswürdig fand. Die Dokumente waren also bereits durch die Hände von mindestens drei Personen und drei Generationen gegangen und dadurch gezeichnet, ehe sie mich erreichten. Jede Transaktion trägt etwas von der Akteurin / dem Akteur in sich und ist darin einer Übersetzung gleich.

Jonah fragte mich, ob ich die Hinterlassenschaften nicht bearbeiten wolle. Ich zögerte, wies es zunächst von mir. Die Verantwortung schien mir zu groß, das Projekt angesichts der Unordnung, der Fülle der Dokumente und deren Mehrsprachigkeit zu anspruchsvoll. Würde ich sie bearbeiten wollen, müsste ich sie zuerst ordnen. Ich bin keine Archivarin, hatte noch nie mit einer solch großen privaten Sammlung von Dokumenten gearbeitet. Dann erhielt ich unerwartet Bedenkzeit. In der Nacht brach die Gästeliege, auf der ich schlief, unter mir zusammen. Der Schreck darüber weckte mich. Jonahs Angebot erschien mir nun, als ich dalag und genauer darüber nachdachte, zu

verlockend, als dass ich es hätte ablehnen können. Zumal es thematisch wunderbar in unser Projekt passte und ich durch die Zeitzeugengespräche und einen Hinweis in den Central Archives for the History of the Jewish People in Jerusalem bereits eine Ahnung davon hatte, dass die Hinterlassenschaften Bedeutsames und Interessantes für die Geschichtsforschung enthalten und hergeben würden.

Ich dachte darüber nach, wie es mir angesichts der Fülle, der Schwerlesbarkeit und Vielsprachigkeit wohl gelingen könnte, die Dokumente zu bearbeiten. Was mich letztendlich bewog, Jonahs Angebot anzunehmen, war wissenschaftliche Neugier, die Ahnung, das Material könne bedeutsam sein, gemischt mit der Freude über das entgegengebrachte Vertrauen. Der Gedanke, dass ich für das Ordnen, Entziffern und Übersetzen der Dokumente Hilfe erhalten könnte, gab letztendlich den Ausschlag dafür, das Angebot anzunehmen.

Die Hinterlassenschaften bestimmten meine Herangehensweise. Sie sind Ausgangspunkt und Mittel der Erzählung. Der Begriff ‚Hinterlassenschaften‘¹¹ schien mir geeigneter als die Begriffe ‚Nachlass‘ und ‚Erbe‘¹², das durch die gewaltsame Migration verursachte Geworfen-, Verstreut- und Schutzloswerden der Dinge zum Ausdruck zu bringen. Die Hinterlassenschaften als Zusammenspiel von natürlichen wie kulturellen, materiellen wie immateriellen Aspekten der Überlieferung umfassen alles, was nach den Umbrüchen bewusst und unbewusst, willentlich und unwillkürlich von einem Ort zum anderen weitergegeben wurde – Anekdoten, Legenden, Erinnerungen, Briefe, Postkarten, Telegramme, Fotos, offizielle Dokumente, Bilanzen,

11 Sigrid Weigel führte den Begriff ‚Hinterlassenschaften‘ in ihrer intellektuellen Biographie über Ingeborg Bachmann ein. Er figuriert dort emblematisch bereits im Titel. Der Terminus steht – im Unterschied zum Nachlass oder Testament – für all das, was nach dem Tode einer Person zurückgeblieben ist und entdeckt werden oder auch verborgen bleiben kann oder soll. Vgl. Sigrid Weigel: *Ingeborg Bachmann. Hinterlassenschaften unter Wahrung des Briefgeheimnisses*. Wien: Zsolnay 1999, S. 322–323. Später nahm Sigrid Weigel den Begriff ‚Hinterlassenschaften‘ im Zusammenhang mit dem „Zustandekommen einer Biographie“ über Susan Taubes wieder auf, präzisierete Hinterlassenschaften als Reste und konzentrierte sich auf die Frage, „woher die Reste bzw. Hinterlassenschaften kommen und auf welche Weise sie zu so genannten biographischen Dokumenten werden“. Biographik sei nicht Darstellung des Lebens, sondern der Hinterlassenschaften (Sigrid Weigel: *Hinterlassenschaften, Archiv, Biographie*. Am Beispiel von Susan Taubes. In: Bernhard Fetz / Hannes Schweiger (Hrsg.): *Spiegel und Maske. Konstruktionen biographischer Wahrheit*. Wien: Zsolnay 2006, S. 33–48, hier S. 36).

12 Vgl. Stefan Willer / Sigrid Weigel / Bernhard Jussen: *Erbe, Erbschaft, Vererbung. Eine aktuelle Problemlage und ihr historischer Index*. In: Dies. (Hrsg.): *Erbe. Übertragungskonzepte zwischen Natur und Kultur*. Berlin: Suhrkamp 2013, S. 7–36, hier S. 7–9.

Zeitungsausschnitte, Manuskripte, Aktien, Wechsel, rituelle und alltägliche Gegenstände, Gemälde. Sie lassen das Geschehen aus der Perspektive der Zurückschauenden betrachten, die selbst dem historischen Prozess unterworfen sind. Die gleichen Familienfotos, ähnliche Erzählungen und das Rosenthal-Porzellan, das bei vielen Nachkommen, in Israel wie in den USA, in den Schränken steht, wirken wie ein unsichtbares Band zwischen Menschen, Zeiten und Räumen.

Die personelle Einheit von Archivarin und Biographin sei etwas Besonderes, Privileg und Herausforderung zugleich, so Christina Pareigis im Hinblick auf ihre eigene Position bei der Arbeit an einer intellektuellen Biographie über die Kulturwissenschaftlerin und Schriftstellerin Susan Taubes.¹³ Aus der personellen Einheit von Archivarin und Biographin entstehe eine Spannung zwischen Sammlung und Deutungshoheit im Hinblick auf den Umgang mit den Hinterlassenschaften. Tatsächlich waren die Dokumente, von denen Christina Pareigis spricht, vor Archiv und Bearbeitung ungeordnete Hinterlassenschaften im Verborgenen, zum Teil intim, auch anonym. Der Akt des Ordnen und Sichtens im Archiv störte ihr Eigenleben, überführte sie in einen neuen Zustand und machte sie zugänglich und interpretierbar. Indem ich die Hinterlassenschaften der Familie Kahan auf der Basis ihrer neuen Ordnung bearbeitete, durchbrach ich ihr Eigenleben erneut. Auch ich wurde dadurch, dass sie mir überlassen wurden, zu deren Archivarin und Bearbeiterin in einer Person.

Jonah packte alle braunen Briefumschläge mit den Dokumenten darin in Kartons und schickte sie ans Jüdische Museum in Berlin, wo ich sie mir abholte, in meinem Büro im Osteuropa-Institut der Freien Universität stapelte und im Laufe eines Jahres zusammen mit einer studentischen Hilfskraft sichtete. Auf diese Weise wurden die Hinterlassenschaften der Familie Kahan vom Privatraum in eine Institution überführt, vom Haus in Tiv'on über das Museum in die Universität.

Die technische Struktur des Archivs bestimmt, so Christina Pareigis unter Berufung auf Jacques Derrida, auch die Struktur des archivierbaren Inhalts

13 Christina Pareigis geht im Zuge der Archivierung, der biographischen Bearbeitung und der Edition von Susan Taubes' Hinterlassenschaften auf das Phänomen ein; sie personifizierte demnach sogar die dreifache Einheit von Archivarin, Biographin und Editorin, vgl. Christina Pareigis: *Vom Eigenleben der Hinterlassenschaften. Zur Verzeichnung des intellektuellen Lebens und Schreibens von Susan Taubes*. In: Falko Schmieder / Daniel Weidner (Hrsg.): *Ränder des Archivs. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf das Entstehen und Vergehen von Archiven*. Berlin: Kadmos 2016, S. 161–176, hier S. 161–163; vgl. auch Christina Pareigis' Beitrag in diesem Band.

schon in seiner Entstehung und in seiner Beziehung zur Zukunft. Die Archivierung bringe das Ereignis in gleicher Weise hervor, wie sie es aufzeichne.¹⁴ Ich wurde wider Willen zur Archivarin und ging achtsam vor, entschied mich dafür, die bestehende provisorische Ordnung der Briefumschläge beizubehalten, die Jonahs Vater geschaffen hatte. Er hatte die Dokumente grob chronologisch und thematisch, auch sprachlich und nach Genres geordnet, dabei die Sprachräume und Fluchtetappen der Familie mitberücksichtigt. Wir überführten die Dokumente von den Umschlägen in Mappen und verzeichneten daraufknapp die Inhalte. Später legte ich auf dieser Grundlage ein erstes vorläufiges Verzeichnis der Mappen und ihrer Inhalte an. Aber die Dokumente, die mir zur Verfügung gestellt worden waren, wurden in keiner Institution archiviert, sondern sie blieben bei mir, als das Forschungsprojekt beendet war und meine Stelle auslief. Ich machte sie mir zu eigen, wollte sie mit dem Einverständnis ihres Eigentümers für ein neues, eigens ihnen gewidmetes Projekt nutzen, um ihr Potenzial als Zeugnisse zu prüfen und sie als „epistemischen Schatz“¹⁵ zugänglich zu machen, dessen Geschichte zu erzählen und an die Öffentlichkeit zu bringen. Das private Arbeitszimmer wurde mein Archiv. Ich besorgte eine gesonderte Ablage, transparente Papiertaschen zur Archivierung von als kostbar erachteten einzelnen Dokumenten, vervollständigte und differenzierte das Verzeichnis. Ich verbrachte viel Zeit damit, einzelne Dokumente in die Hand zu nehmen, zu drehen und zu wenden, genauestens zu betrachten, um die schwer erkennbaren Schriften, Stempel und Spuren zu lesen und festzuhalten. Ich genoss es, die Hinterlassenschaften in der Privatheit meines Arbeitszimmers leibhaftig studieren zu können. Als ich sie zeitweilig verlassen, auf Reisen gehen musste, kam mir zu Bewusstsein, welches Risiko es birgt, sie im privaten Raum zu verwahren. Naiv fragte ich in der örtlichen Bibliothek an, für die ich als Freelancerin gearbeitet hatte, ob die Institution bereit sei, die Dokumente einige Wochen bei sich aufzunehmen. Die Antwort, dass dies rechtlich unmöglich sei, brachte mir zu Bewusstsein, dass ich eine andere Lösung finden musste. Mittlerweile war die Ausstellung im Jüdischen Museum Berlin, in der auch Dokumente aus Jonahs Archiv gezeigt wurden, eröffnet. Als es nach Ende der

14 Vgl. Pareigis: Vom Eigenleben, S. 163; sowie Jacques Derrida: *Dem Archiv verschrieben. Eine Freud'sche Impression*, aus d. Franz. v. Hans-Dieter Gondek / Hans Naumann. Berlin: Brinkmann + Bose 1997, S. 35.

15 Knut Ebeling / Stefan Günzel: Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): *Archivologie. Theorien des Archivs in Wissenschaft, Medien und Künsten*. Berlin: Kadmos 2009, S. 7–26, hier S. 21, zit. n. Pareigis: Vom Eigenleben, S. 167.

Ausstellung um deren Verbleib ging, einigten sich Eigentümer und Museum darauf, dass sämtliche Dokumente – die, die ausgestellt worden waren, und die bei mir verbliebenen – teils als Schenkung, teils als Leihgabe an das Museum gehen und mir zeitnah in digitaler Form für die Forschung zur Verfügung gestellt werden sollten. Der Direktor des Museumsarchivs versprach mir, die provisorische Ordnung, die ich vorgefunden, manifestiert und verzeichnet hatte, beizubehalten, sodass ich weiterhin damit arbeiten konnte. Diese Entscheidung löste auch meine Probleme. Erleichtert gab ich die Sammlung an das Archiv des Jüdischen Museums Berlin und erhielt dafür wenige Monate später die Dokumente in digitalisierter Form zurück. Ich hatte sie somit in meinem Arbeitszimmer virtuell wieder zur Verfügung und konnte mit der Bearbeitung fortfahren. Die Tatsache, dass ich ihre Geschichte kannte und die vorgefundene provisorische Ordnung beibehalten, dass ich sie als Archivarin zuvor real vor Augen gehabt und in Händen gehalten hatte, ließ mich sie als ihre Bearbeiterin in ihrer Leiblichkeit begreifen, ihr Eigenleben wertschätzen. Dies erhöhte ihre Bedeutung für die Darstellung der Familienbiographie.

Nicht eine Institution mit ihrer technischen Struktur, nach dem Vorbild des Archaion in der griechischen Polis mit seinen Archonten, den die Dokumente ordnenden und interpretierenden Beamten,¹⁶ sondern Privatpersonen, Jonah als Eigentümer und ich als Bearbeiterin, sorgten dafür, dass die Dokumente mit institutioneller Hilfe geborgen, bearbeitet und ans Licht der Öffentlichkeit gebracht wurden. Wir wurden zu Komplizen, um die Dokumente wie eine Beute in Sicherheit und zum Ziel, zur Lesbarkeit zu bringen. Jonahs Intention war dabei sicher eine andere als meine, denn es ging um seine Familiengeschichte. Indem er mir die Dokumente gab, überließ er mir als einer Fremden deren Interpretation und Gestaltung.

Archivieren, indem man verdrängt? Derrida erkannte das Ordnen von Dokumenten im Archiv als etwas Ambivalentes, als Erinnern und Vergessen zugleich.¹⁷ Christina Pareigis nimmt diesen Gedanken auf und spricht im Kontext ihrer Arbeit an der Taubes-Biographie von einer „doppelte[n] Verzeichnung: der Materialien in ein Inventar als Voraussetzung für die Verzeichnung des Lebens und Werks“ ihrer Protagonistin.¹⁸ Die Biographin

16 Vgl. Derrida: *Dem Archiv verschrieben*, S. 11; Pareigis: *Vom Eigenleben*, S. 161.

17 Vgl. Derrida: *Dem Archiv verschrieben*, S. 10.

18 Pareigis: *Vom Eigenleben*, S. 163.

bezeichnet dies als „lustvolle und problematische Aufgabe“¹⁹. Auch ich verzeichnete die Hinterlassenschaften der Kahans im doppelten Sinne; in diesem Prozess gewannen sie für mich Bedeutung und Sinn. Meine Erzählung beruht im Wesentlichen auf diesen Hinterlassenschaften. Durch die Bearbeitung setzte ich deren „transitorisches Potenzial“²⁰ frei und transformierte sie zu einem Monument in der Form einer Familienbiographie. Denn Geschichte ist, „was Dokumente in Monumente transformiert und was dort, wo man von Menschen hinterlassene Spuren entzifferte“²¹, eine Gesamteinheit konstituiert. Zu den Hinterlassenschaften aus dem Haus Gavrieli kamen weitere aus den Häusern und Wohnungen anderer Nachkommen. Dazu fand ich in den verschiedensten öffentlichen Archiven in Deutschland und Russland, in neun weiteren europäischen Ländern und in den USA ergänzende Dokumente, die ich wie fehlende Teile im Puzzle zur Bearbeitung der Hinterlassenschaften hinzuzog, sodass es mir möglich wurde, das Bild weiter zu zeichnen. Um der Reichhaltigkeit und dem historischen Wert, zugleich der Fremdheit und dem fragmentarischen Charakter der Hinterlassenschaften Genüge zu tun, machte ich sie und ihre Geschichte zum Gegenstand der biographischen Erzählung und brachte sie in ihrer Vielfalt, Unvollständigkeit und Unterschiedlichkeit zum Sprechen. Als Erzählerin nahm ich sie sinnlich auf, gruppierte sie, ließ sie sprechen, verflocht, analysierte, kontextualisierte und kommentierte sie. Der doppelten Verzeichnung der Dokumente durch das Ordnen und Bearbeiten trug ich mit Formen der literarischen Verfremdung Rechnung. Auf diese Weise versammelten sich im darstellenden Umgang mit ihnen nicht nur zwei, sondern vier verschiedene Instanzen in einer, meiner, Person. Der eigenen Verstrickung mit den Hinterlassenschaften und mit dem transitorischen Prozess verließ ich in Form der Differenzierung zwischen Archivarin, Autorin, Erzählerin und durch punktuelle Einführung eines Text-Ichs Ausdruck. Das Text-Ich markiert meine Betroffenheit als Autorin, fungiert also als eine literarische Figur. Es verweist den / die Leser:in auf Kontingenzen und Interpretationsleistungen, die immer auch anders ausfallen könnten; das Text-Ich führt eine zweite Ebene ein, auf der die vermeintliche Objektivität der Geschichtsschreibung dekonstruiert wird.

19 Pareigis: Vom Eigenleben, S. 165.

20 Christina Pareigis: Hinterlassenschaften. In: *Trajekte* 15,30 (2015), S. 40–51, hier S. 40.

21 Michel Foucault: *Archäologie des Wissens*, aus d. Franz. v. Ulrich Köppen. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1973, S. 15, zit. n. Pareigis: Hinterlassenschaften, S. 42.

Die erzählende Familienbiographie

Während ich die Geschichte der Ölunternehmer Kahan schrieb, dachte ich über literarische Verfahren nur nach, wenn ich sie für die Darstellung brauchte. Die Form der Familienbiographie half mir, den Anforderungen einer Wirtschaftsgeschichte auszuweichen, der ich mich kaum gewachsen fühlte, und war später ein Mittel, die für mich und vielleicht auch für andere trockene und schwierige Materie der Ölwirtschaft zu erzählen und umgekehrt, die Darstellung der Wirtschaftsgeschichte mit Lebensgeschichten komplexer zu gestalten. Bei der Wahl der Biographie als historische Darstellung spielten verschiedene Konzepte implizit eine Rolle, die ich meiner Bildungsgeschichte verdanke: der alltags- und mikrogeschichtliche Ansatz der Annales-Schule, wie er in den 1970er Jahren an den deutschen Universitäten rezipiert wurde; das Programm der Oral History, das mit den Interviews der Holocaust-Überlebenden durch die von Steven Spielberg gegründete Shoah Foundation für mich Bedeutung bekam; die lebensweltliche Perspektive, die Heiko Haumann in den 1990er Jahren in die osteuropäisch-jüdischen Studien hineintrug; der *postmodern turn* durch Lyotard-Lektüren ebenfalls in den 1990ern und schließlich der *cultural turn* in den Geschichtswissenschaften.

Geschichte lässt sich akteurszentriert, in Form von Geschichten durch verschiedene Protagonist:innen, erzählen – anstatt nur als Geschichte über sie: „um die Agency einzelner Menschen im Zusammenspiel individueller Autonomie und gesellschaftlicher Determiniertheit zu ermitteln“²², wie Grażyna Jurewicz über die Bedeutung der Biographik in den Jüdischen Studien feststellte. Die sprechenden und so präsentierten und porträtierten Protagonist:innen eröffnen Wege, um komplexes Geschehen aus verschiedenen Blickwinkeln zur Sprache zu bringen. Dabei geht es mir darum, jüdische Lebensgeschichten zu würdigen, indem ich diese durch strukturfokussierende Kontext- und Hintergrundinformationen in ihren gesellschaftlichen Zusammenhängen begreife und darstelle. Ich stimme Grażyna Jurewicz zu, dass „der primäre Fokus der jüdischen Biographik – die minoritären bzw. minorisierten Seinsweisen und Erfahrungen vielfacher Grenzüberschreitungen – [...] die Problematik der inneren Inkongruenz des Individuums besonders dringlich [macht]“²³. Infolgedessen sieht sich die Biographik in den Jüdischen Studien

22 Grażyna Jurewicz: Biographische Forschungspraxis in den Jüdischen Studien. Ein Plädoyer für mehr Methodenbewusstsein. In: *Medaon* 15,28 (2021), S. 1–4, hier S. 2. http://www.medaon.de/pdf/medaon_28_jurewicz.pdf (Zugriff am 25.05.2022).

23 Ebd., S. 3.

zur Auseinandersetzung mit Fragen der Positionierungen, Platzierungen und Deplatzierungen, Identität und Differenz, variablen Identifizierungen geradezu herausfordert.

Literatur als Verfahren begriff ich, nach Lektüren von Walter Benjamin, in Auseinandersetzung mit der russländischen Avantgarde in Literatur, Kunst und Film, insbesondere mit der Formalen Schule, der russländischen Variante des Strukturalismus, vertreten vor allem durch Boris Ėjchenbaum, Jurij Tynjanov, Roman Jakobson und Viktor Šklovskij, aber genauso mit den theoretischen Schriften des Regisseurs Sergej Eisenstein. Die genannten Gewährsmänner sind jüdischer Herkunft. Sie kamen aus dem russisch akkulturierten jüdischen Bürgertum, aus säkularisierten Familien – Jakobson und Šklovskij aus den Hauptstädten Moskau und Petersburg, die anderen drei aus Städten an der Peripherie (Voroneš, Rešica, Riga). Sie hatten sich von Tradition und Gemeinschaft entfernt. Geblieben waren ihnen als Ausgangspunkt ihres Denkens jedoch die Bücherliebe, die Schriftgelehrsamkeit, die Erfahrung, als Juden rechtlich restriktiv behandelt und ausgegrenzt zu werden, und damit der Blick des Außenseiters.

Als Autorin ging es mir darum, die nach allen Regeln der Wissenschaft erforschte Geschichte der Unternehmerfamilie Kahan so reflektiert und komplex, so lebendig und spannend wie möglich darzustellen. Ich wollte sie erzählen und dadurch verdichten, unterschiedliche Perspektiven zu Wort kommen lassen, die Teilnahme der Erzählerin deutlich machen, die Verschiedenverständbarkeit von Positionen erhalten, dramatisieren, Emotionen zeigen, ohne zu psychologisieren. Denn was sind Lebensgeschichten ohne Emotionen? Meine Familienbiographie rekonstruiert historische Realität erzählend aus den Perspektiven des Sprechens und Handelns verschiedener Protagonist:innen. Die Erzählerin nahm diese Perspektiven auf und montierte sie. Daher der Untertitel meines Buches in der englischen Übersetzung: „A Family Saga“. Oder um mit Hannah Arendt zu sprechen: Die Familienbiographie nimmt als Ausgangspunkt „das Bezugsgewebe menschlicher Angelegenheiten“, in dem Sprechen und Handeln Lebensfäden spinnen, die, erst nachdem sie zu Ende gesponnen sind, „klar erkennbare Muster“ ergeben und als „Lebensgeschichten“ erzählbar sind.²⁴ „Für mich könnte der Reiz nur sein, ihrem Lebensweg nachzuspüren. Von ihr [Christiane von Goethe] aus zu erzählen“²⁵, schrieb Sigrid

24 Arendt: *Vita activa*, S. 226 (Herv. i. Orig.).

25 Sigrid Damm: *Christiane und Goethe. Eine Recherche*. Frankfurt am Main: Insel 1998, S. 11.

Damm in der Einführung zu ihrem Werk *Christiane und Goethe*: „Aber nicht im Sinne einer poetischen Erfindung, eines neu hinzugefügten Bildes, sondern einer Annäherung an die tatsächlichen Vorgänge, an das authentisch Überlieferte. Durch die Recherche, die Rekonstruktion, die nüchterne Spurensuche.“²⁶

Ich war ergriffen von den Lebensgeschichten, wie sie mir aus den Korrespondenzen der Kahans entgegentraten. Sie erschienen mir fantastischer als jede literarische Erfindung. Ich machte mich daran, die Briefe zu entziffern, die Geschichten zu ergründen und zu rekonstruieren. Ich wollte ihnen nichts Fiktionales hinzufügen. Aber wissenschaftliche Analyse und historische biographische Darstellung sind bekanntlich nicht dasselbe. Für die Darstellung brauchte ich literarische Verfahren: Ich benötigte ein Narrativ. Geschichtsschreibung ist (im Unterschied zur historischen Quelle) stets Erzählung.²⁷ Das ist ihre Kunst und zugleich ihr Dilemma. Sie ordnet ihren Gegenstand und versucht ihn zu beherrschen.

Wenn die Geschichte einer Großfamilie nacherzählt werden soll, ist die Unübersichtlichkeit des Personals ein zentrales Problem, ein Mittel dagegen – die verengte Erzählperspektive durch Auswahl der Protagonist:innen. Im Fokus meiner Biographie steht ein Sample von etwa dreißig Personen. Die Geschichte wird jedoch aus der Perspektive von nicht mehr als acht Personen erzählt, von besonders markanten und in den Hinterlassenschaften präsenten Konstellationen und Figuren, die als Medien, narrative Sprachrohre, fungieren. Ich wählte die Protagonist:innen nach paradigmatischen wie nach pragmatischen Gesichtspunkten aus. Pragmatisch nach Quellenlage, paradigmatisch nach Konfliktlinien und Agency der Akteur:innen.

Die historischen Hauptakteure sind der Firmengründer und *pater familias* Chaim Kahan und in der zweiten Generation die Söhne Aron und David als Unternehmer sowie der ungehorsame Bendet als Verleger. Der Schwiegersohn Jonas Rosenberg, Gelehrter und Lebemann, figuriert als Gegenspieler zum erfolgreichen Unternehmer Chaim Kahan. Obgleich die Frauen im Geschäft kaum eine Rolle spielen, führen Malkas Konflikte mit ihrem Ehemann Chaim zu folgenreichen Familiendifferenzen. Die Meinungsverschiedenheiten zwischen Chaim Kahan und seinen beiden Schwiegersöhnen setzen sich nach dessen Tod in Beziehungskonflikten zwischen den sieben Kindern

26 Ebd.

27 Vgl. Jean-François Lyotard: *Der Widerstreit*, aus d. Franz. v. Joseph Vogl. München: Fink 1989, S. 251.

und deren Ehepartner:innen mit Konsequenzen für das Unternehmen fort. Im Zentrum der Differenzen in der zweiten Generation stehen Aron Kahan wegen seines Führungsanspruchs und seiner Eigenwilligkeit und Sina, verheiratet mit Arons Bruder Pinchas, da nach dessen Tod zwei ihrer Schwäger sie begehren. Die Konflikte in der dritten Generation sind durch kulturelle Unterschiede zwischen den amerikanischen und den israelischen Familienzweigen gekennzeichnet. Mithilfe der Enkel Jacob Kahan und Rosa Rosenberg lässt sich die Geschichte verdichten, denn Cousin und Cousine verbinden die Geschicke von zwei Zweigfamilien durch Heirat und Verwahrung der Hinterlassenschaften. Ich stelle die Großfamilie in deren Binnenperspektiven dar, dem Selbstverständnis einer auf sich bezogenen, traditionsbewussten und zionistisch orientierten jüdischen Gemeinschaft entsprechend. Fremdschreibungen spielen dabei eine untergeordnete Rolle.

Die Protagonist:innen wie die Räume, in denen sie sich bewegen, haben Namen. Namen sind bedeutsam, aber es ging mir nicht darum, sie essenziell, symbolisch oder gar mystisch zu interpretieren, wie es beispielsweise der russisch-orthodoxe Philosoph Pavel Florenskij versuchte,²⁸ sondern funktional. Die Ortsnamen in meiner Erzählung, hervorgehoben in den Kapitelüberschriften, markieren die Herkunft und Mobilität sowie die Zwangsmigration, den transnationalen Radius der historischen Akteur:innen wie deren Vertreibungen. Was den Familiennamen ‚Kahan‘, hebräisch Cohen, russisch Kagan, betrifft, so prädestiniert er die Geschichte der Unternehmerfamilie dafür, unbekannt und unbedeutend zu bleiben. Cohen, biblischer Titel für Männer, die Altardienste im Jerusalemer Tempel verrichteten, ist ein besonderer, zugleich ein Allerweltsname, in der jüdischen Welt so verbreitet wie Müller, Meier, Schulze in Deutschland, sodass dessen Träger:innen, obgleich die Bezeichnung traditionell ihre Besonderheit markiert, leicht übersehen, in öffentlichen Räumen unsichtbar werden. Das Buch mit dem Allerweltsnamen ‚die Kahans‘ zu betiteln, war verwegen. Es war der Versuch, die Familie in den Stand der ‚Buddenbrooks‘ zu erheben.

In der Biographie bezeichnet der Name ‚Kahan‘ die gesamte Großfamilie über vier Generationen, obgleich andere Namen vorkommen, es Variationen gibt. (Kahan wird in der zweiten Generation durch Heirat um die Namen Rosenberg und Ettinger ergänzt und in der dritten Generation, nach der Alija, in Palästina durch Haimi-Cohen, Cohen-Mintz und Ater ins Hebräische

28 Vgl. Pawel Florenski: *Werke in zehn Lieferungen*, Bd. 4: Namen, aus d. Russ. v. Fritz Mierau, hrsg. v. Sieglinde Mierau / Fritz Mierau. Berlin: Kontext 1994, S. 26.

rückübersetzt, differenziert oder ersetzt. In der Erzählung werden diese Namen eingeführt, aber dem Familiennamen Kahan untergeordnet.) Durch diese Engführung betone ich die Interpretation der Großfamilie als eine Gemeinschaft, ein Netzwerk, und auf diese Weise vereinfache ich, fokussiere ich den Blick der Leserschaft. Die Wiederkehr von Vornamen innerhalb der Familie (wie Aron, Rosa, Nachum, Chaim, Malka, Jonas) ist jüdische Tradition, verbindet die Generationen, betont die Gemeinschaft. Da sie leicht zu Verwechslungen führt, verwende ich die Deminutive, Spitznamen, die in der Familie üblich waren. So erhält jede:r Hauptprotagonist:in einen eigenen, unverwechselbaren Namen und Individualität. Die Erzähler:in bezeichnet alle Protagonist:innen, wenn es um die Familiengeschichte geht – der für die Darstellung gewählten Binnenperspektive entsprechend –, in der Regel mit ihren Vornamen. Bis auf den *pater familias*, um auf dessen Autorität hinzuweisen. Die Personennamen der übrigen Akteur:innen sagen etwas aus über ethnisch-religiöse Herkunft, über den gesellschaftlichen Radius der Kahans und folglich über Milieus. In der Familienbiographie kommen fast nur jüdische Namen vor. Ausnahmen sind Namen von Verbindungsmännern zur nicht-jüdischen Mehrheitsgesellschaft, die für die Unternehmenstätigkeit wichtig waren – wie der Name des dänischen Partners, des Sachbearbeiters bei der Berliner Hausbank Hardy & Co., des Kompagnons im niederländischen Unternehmen Nohaka in Amsterdam, des Verbindungsmanns zu British Petroleum in London. Die Konzentration jüdischer Namen ist ein Indiz dafür, dass sich die Kahans gesellschaftlich in einer auf die jüdische Gemeinschaft begrenzten Welt bewegten. Dies entspricht dem Selbstverständnis der Familie, bekundet in der „Familienkonstitution“. Sie liegt auf Russisch, Französisch und Deutsch vor und entstand in einer existenziell bedrohlichen Situation, in Vichy im Februar 1940, wenige Monate nach Kriegsbeginn und vor dem Waffenstillstandsabkommen NS-Deutschlands mit Frankreich. In der „Familienkonstitution“ wurde schriftlich festgehalten, was vorher angeblich mündlich als Konsens galt: dass die Geschichte der Familie mit Chaim und Malka Kahan begonnen habe und der Geist der Zusammengehörigkeit aufrechtzuerhalten sei; dass die „teutonische Barbarei“²⁹, die die Menschheit durch eine nie dagewesene Tyrannei und das jüdische Volk mit der völligen Vernichtung bedrohe, jeden einzelnen von ihnen verpflichte, das Interesse der

29 Aron Kahan / David Kahan: Familienkonstitution. Vichy, Februar 1940. Archiv des Jüdischen Museums Berlin, Archiv Haimi-Cohen, Serie I, Mappe 28.

Gemeinschaft über das persönliche zu stellen. Diese Konstitution wurde Ende der 1950er Jahre in Israel anlässlich innerfamiliärer Konflikte reaktiviert. Meine Intention war, durch die Nennung von Namen an vergessene, weil gesellschaftlich scheinbar unbedeutende, vertriebene, in alle Welt zerstreute oder ermordete Menschen zu erinnern, Juden aus dem östlichen Europa. Die Familienbiographie kann auf diese Weise als Find- oder Gedenkbuch gelesen werden, wie ich es von Simon Dubnows Erinnerungen *Buch des Lebens* lernte.³⁰

Im Narrativ der Biographie über die Kahans treffen verschiedene Chronotopi aufeinander, dargestellte und erschaffende, um mit Michail Bachtin zu argumentieren. Ein Chronotop ist, so der russische Literaturtheoretiker, mehr als ein Zeitraum, vielmehr ein Gefüge von Zeit- und Raumerfahrung, ein dynamischer wechselseitiger Zusammenhang raumzeitlicher Beziehungen.³¹ Hiernach gliedert und dimensioniert der Raum die chronologische Bewegung. Räumlich betrachtet, ist die erzählte Geschichte der Kahans auf die einander in Funktion und Form ähnlichen Wohnungen der Familie an vielen verschiedenen Orten zentriert – in Brest, Warschau, Charkow, Saratow, Baku, St. Petersburg im Russländischen Reich, in Berlin, Paris, New York und Tel Aviv. Die Zeit wiederum erfüllt den Raum mit Sinn. Die Geschichte erzählt, zeitlich betrachtet, von der Mobilität der Familie im Russländischen Reich und ihren Vertreibungen aus Russland, Deutschland und Frankreich. Sie setzt mit Chaim Kahans Kindheit ein und endet ein Jahrhundert später mit dem Beginn der „Wiedergutmachungs- und Entschädigungsverfahren“ in der Bundesrepublik Deutschland Anfang der 1950er Jahre. Im dargestellten Chronotop konkurrieren Zeit- und Raumerfahrung miteinander, die Repressionen in der historischen Zeit mit der Resilienz der Familie im Raum.

Die gestalterische Bedeutung des Chronotops³² kommt im konstruktiven Umgang mit Zeit und Raum in der Erzählung zum Ausdruck – zum Beispiel in der Parallelisierung verschiedener Zeitebenen in einem Raum in dem Kapitel „Unterwegs. Wilna, Warschau, Charkow, Saratow“ oder durch das Hin- und Herwechseln im Raum in derselben Zeit in dem Kapitel „Über

30 Vgl. Simon Dubnow: *Buch des Lebens. Erinnerungen und Gedanken. Materialien zur Geschichte meiner Zeit*, 3 Bde., aus d. Russ. v. Vera Bischoitzky (Bd. 1 u. 3) / Barbara Conrad (Bd. 2), hrsg. v. Verena Dohrn. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2004/2005.

31 Vgl. Michail M. Bachtin: *Formen der Zeit im Roman. Untersuchungen zur historischen Poetik*, aus d. Russ. v. Michael Dewey, hrsg. v. Edward Kowalski / Michael Wegner. Frankfurt am Main: Fischer 1989, S. 7.

32 Vgl. ebd., S. 200–201.



Abb. 3: Das Berliner Zimmer in der einstigen 10-Zimmerwohnung der Kahans, Schlüterstraße 36, Berlin-Charlottenburg, im Umbau, 2011.

die Fronten. Berlin, Warschau, Baku, Moskau, Wilna, Charkow, Kiew“ oder aber durch die Spiegelung als Konfrontation, Vergleich und Zusammenschau verschiedener raumzeitlicher Situationen in dem Kapitel „Sommerfrischen im Krieg. Bad Harzburg, Bad Neuenahr, Bad Polzin“. Damit verdichte ich die Erzählung und biete der Leserschaft auf diese Weise Deutungen an. Zur dargestellten historischen Welt kommen die erschaffenden Chronotopoi der Autorin alias der Erzählerin und die der Leser:innen hinzu.

Mit der Familienbiographie knüpfe ich an die beiden essayistischen Reisebücher an, die ich Anfang der 1990er Jahre schrieb und in denen ich von meiner Spurensuche in Wendezeiten erzähle, der Suche nach Spuren der Geschichte und Gegenwart jüdischen Lebens und dessen Zerstörung im östlichen Europa, in Ostpolen, der Westukraine und in den Baltischen Staaten.³³ Als deutsche Nachkriegsgeborene bin ich Teil der Geschichte. Diese Ein- und Selbstsicht prägt meine Fragen und mein Vorgehen. Ich reiste, wenn möglich, an die Orte des Geschehens, um mithilfe von Hinterlassenschaften und Fragmenten, die als Pars pro Toto imaginiert werden und als Merkzeichen dienen

33 Vgl. Verena Dohrn: *Reise nach Galizien. Grenzlandschaften des alten Europa*. Frankfurt am Main: Fischer 1991; dies.: *Baltische Reise. Vielvölkerlandschaft des alten Europa*. Frankfurt am Main: Fischer 1994.

können, der Geschichte im Raum nachzuspüren.³⁴ An die Orte des Geschehens zu reisen, gehört für mich zu den sinnlichen Berührungen mit den Hinterlassenschaften. Ich suchte den Kontakt mit Zeitzeugen und Nachkommen und interviewte sie, um das mündlich Tradierte aufzunehmen, welches die Quelle ist, aus der – so Walter Benjamin – alles Erzählen schöpft. „Der Erzähler nimmt, was er erzählt, aus der Erfahrung, aus der eigenen oder berichteten. Und er macht es wiederum zur Erfahrung derer, die seiner Geschichte zuhören.“³⁵ Als Erzählerin versuche ich, meine Verwicklungen in die Geschichte durch explizite Präsenz anzuzeigen. Doch im Unterschied zur literarischen Erzählung wie bei den von Benjamin interpretierten Erzählungen Nikolai Leskows ist die Erzählung einer Familienbiographie ein kritisch reflektiertes, wissenschaftlich fundiertes literarisches Verfahren. Die Kunst ist, Nachempfinden, Empathie, Mimesis durch Analyse und Distanzierung in Form reflektierten Schreibens aufzuheben.

Die Montage

Die russländischen Formalisten waren die ersten Theoretiker des neuen Mediums Film. Insbesondere die frühsowjetischen Literaturtheoretiker und Filmemacher, allen voran Sergej Eisenstein, revolutionierten die Montage, konzipierten, realisierten und reflektierten sie als künstlerisches Verfahren. Die konstruktive Montage arbeitet mit der Wahrnehmung der Rezipient:innen. Die menschliche Perzeption montiert Sinneseindrücke unbewusst, der Filmregisseur jedoch bewusst und dramaturgisch planvoll, allein schon, um das Interesse, die Neugier des Publikums zu erwecken und aufrechtzuerhalten. Der Theoretiker der Formalen Schule Viktor Šklovskij schrieb über das bedeutungsbildende Potenzial des Schnitts: Das Wichtigste stehe in der Literatur wie im Film zwischen den Teilen.³⁶ Der Sinn eines Kunstwerks, egal ob Film oder Text, entsteht demnach erst durch den Cut, den Schnitt, d. h. die Montage. Eisenstein arbeitete mit den Emotionen der Zuschauenden. Er erfand die

34 Vgl. Jan Assmann: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München: Beck 1992, S. 215, S. 218–219.

35 Walter Benjamin: Der Erzähler. In: Ders.: *Erzählen. Schriften zur Theorie der Narration und zur literarischen Prosa*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2007, S. 103–129, hier S. 107.

36 Vgl. Viktor Šklovskij: Пишу я уже пятнадцать лет [Ich schreibe schon seit fünfzehn Jahren]. In: Andrej Belyj / Maksim Gor'kij / Evgenij Zamjatin et al.: Как мы пишем [Wie wir schreiben]. Leningrad: Izdat. pisatelej 1930. Reprint: Moskau: Kniga 1989, S. 184–188, hier S. 184.

symbolhafte Montage und setzte in seinen Filmen aus den 1920er Jahren auf schnelle kontrastierende Schnitte, um das Publikum durch Schock zu erreichen, Aufmerksamkeit und Bewusstsein zu wecken. Die eigentliche Aufgabe der Montage liege in der Erkenntnisvermittlung, erklärte der später durch die stalinistische Zensur geknebelte Regisseur und Filmtheoretiker.³⁷ Die Montage unterbricht die Erzählung, ermöglicht die Abschweifung, parallelisiert die Erzählstränge. Sie dramatisiert die Erzählung, stellt Spannungsbögen her, indem sie stört, verfremdet und – verbindet, Sinneinheiten schafft. Dementsprechend setze ich in meiner Biographie verschiedene Montagetechniken und Verfahren der Rhythmisierung ein, zum Beispiel Parallelisierung und Verflechtung von Erzählungen, die nicht-lineare, d. h. nicht chronologisch geordnete Erzählzeit, die literarischen Zitate und Anspielungen, den Kunstgriff des *skaz*, die Szene sowie Verfahren der Retardierung der Handlung. Nach Šklovskij ist das Wichtigste bei der Parallelisierung, trotz aller Ähnlichkeit die Inkongruenz empfinden zu lassen. Die Parallelisierung ist eine semantische Verschiebung, um den Gegenstand der gewöhnlichen Wahrnehmung zu entheben.³⁸ Räumlich betrachtet, gibt es in der Biographie über die Familie Kahan verschiedene Erzählstränge analog zu den unterschiedlichen thematischen Schichten: zunächst die beiden Haupterzählungen über die Ölwirtschaft und über die Großfamilie. Die eine Geschichte wird mithilfe der anderen erzählt, dadurch verfremdet, ungewöhnlich gemacht. Aber nur zusammen betrachtet, ist jede von ihnen, sind sie beide zu verstehen. Untergeordnete Erzählstränge separieren die Geschicke der Zweigfamilien oder nehmen einzelne Personen ins Visier, thematisieren spezifische Problemfelder wie die Staatsbürgerschaften, die Bildungswelt, die Sommerfrischen der Familie oder deren Philanthropie und Bücherliebe. Zeitlich gesehen werden die Bewegungen der historischen Akteur:innen im Raum vom Schtetl in die Ölmetropole Baku, von dort in die russländischen Hauptstädte als aktive Expansion gegen rechtliche und politische Widerstände dargestellt, hingegen die Bewegungen über die Staatsgrenzen nach Westen danach als ein Kampf gegen erzwungenes Ausweichen, gegen auferlegte Passivität. Um den Druck, die Spannung dieses Gegeneinanders von aktiven und passiven Bewegungen in Raum und Zeit literarisch umzusetzen, beginnt die Erzählung mitten in

37 Vgl. Sergei Eisenstein: Montage 1938. In: Ders.: *Ausgewählte Aufsätze*, aus d. Russ. v. Lothar Fahlbusch. Berlin: Henschel 1960, S. 325–372, hier S. 325.

38 Vgl. Viktor Šklovskij: *Theorie der Prosa*, hrsg. u. aus d. Russ. v. Gisela Drohla. Frankfurt am Main: Fischer 1966, S. 24.

der Geschichte, bildlich gesprochen im Epizentrum des Bebens, d. h. in einem Gefängnis in Berlin zu Beginn des Ersten Weltkriegs. Betrachtet man die Folge der Kapitel unter symmetrischen Gesichtspunkten, so gliedern sie sich in zwei Hälften. In der ersten Hälfte kreist die Erzählung um das dramatische Zentrum ‚Erster Weltkrieg‘ und ‚Russische Revolution‘, sich zwischen West und Ost, Deutschland und dem Russländischen Reich bzw. dem revolutionären Russland in Raum und Zeit hin- und her, vor und zurück bewegend. Erst in der zweiten Hälfte, mit der Darstellung der Vertreibungen aus Russland ins Weimarer Berlin, der Vertreibung aus Deutschland nach Frankreich und Palästina, der dritten Vertreibung aus Frankreich in die USA, entwickelt sich die Erzählung in den letzten zehn Kapiteln, ohne ein definiertes Ziel, in eine Richtung, der Chronologie der Familien- und Unternehmensgeschichte folgend. Alle Kapitel sind problemorientiert. Im Kontrast zu den Abschweifungen fungieren die Kapitelanfänge als Verkettung, als Bindeglieder und Zusammenführung der miteinander konkurrierenden Aspekte im dargestellten Chronotop. Liest man nur die Kapitelanfänge, so ergibt sich daraus eine Kurzform der Familienbiographie.

Historiker:innen kritisieren die Verwendung literarischer Zitate in geschichtlichen Darstellungen gern mit dem Argument, sie seien nur illustrativ, nicht argumentativ gebraucht. Aber die Montagen literarischer Zitate und Anspielungen in der Familienbiographie über die Kahans leisten mehr. Sie entschlüsseln Figuren in Romanen von Shalom Asch und Lion Feuchtwanger,³⁹ führen diese auf historische Prototypen zurück, die im Narrativ der Biographie wiederum als Protagonisten fungieren. In Shalom Aschs Roman *Die Sintflut* erkannte ich den jüdischen Bakuer Ölunternehmer Boris Chaimowitsch Goldstein als Aron Kahan, den der Schriftsteller tatsächlich durch einen gemeinsamen Bekannten, den Reeder Pollok aus Nižnyj Novgorod und Baku, gekannt haben mag.⁴⁰ In Lion Feuchtwangers Roman *Exil* identifizierte ich die Figur des Chefredakteurs Heilbrunn als den Berliner Journalisten Georg Bernhard, der in Paris die Exilzeitung *Pariser Tageblatt* herausgab und im Salon der Kahans verkehrte.⁴¹ Anspielungen auf Kurban Saids Roman *Ali und Nino* konturieren und kontrastieren kulturelle Differenzen in den

39 Vgl. Shalom Asch: *Die Sintflut*, aus d. Jidd. v. Siegfried Schmitz. Berlin / Wien / Leipzig: Zsolnay 1930, S. 40–57, 983–985, 1259–1273; Lion Feuchtwanger: *Exil*. Berlin / Weimar: Aufbau 1994, S. 278.

40 Vgl. Dohrn: *Die Kahans aus Baku*, S. 136.

41 Vgl. ebd., S. 409.

christlich-muslimisch-jüdischen Lebenswelten der Ölmetropole Baku.⁴² Schilderungen des kaukasischen Kurbads Kislovodsk in Gaito Gazdanovs Roman *Ein Abend bei Claire* markieren Ähnlichkeit und Unterschiede zwischen deutschen und russländischen Kurbädern während des Ersten Weltkriegs.⁴³ Erich Maria Remarques Literarisierung der Stadt Lissabon als Wartesaal von Flüchtlingen vor nationalsozialistischer Verfolgung Anfang der 1940er Jahre nahm ich zu Hilfe, um der erzählten Situation eine Atmosphäre anzubieten, aber nicht um zu illusionieren.⁴⁴ Der Wechsel von der sachlich erzählenden Rekonstruktion zum illusionierenden literarischen Zitat und umgekehrt, vom illusionierenden Zitat zu dessen unmittelbar folgender Aufdeckung, tritt stets unvermittelt, schockartig ein. Wie ein Vexierspiegel spielt der Wechsel mit der Wahrnehmung, um zu irritieren, um den Unterschied zwischen Fiktion und Fakt kenntlich zu machen und zu verfremden.

Ein zentraler Kunstgriff der multiperspektivisch erzählten Familienbiographie ist der narrative *skaz*, wie der Formalist Boris Ėjchenbaum ihn erfand (*skaz* von russ. *skazat'* – sagen). Der *skaz* bezeichnet die perspektivisch motivierte Wiedergabe der Rede der Protagonist:innen. Er realisiere „in der Sprachgestik die lautliche Präsenz der Sprechenden, ohne auf die Bezeichnung oder die Imagination ihrer optischen Qualitäten angewiesen zu sein, ohne eine von außen charakterisierende oder von innen motivierende Psychologie“⁴⁵, so Aage A. Hansen-Löve in seinem Opus magnum über den Russischen Formalismus. Dabei sei der *skaz* immer als Stilisierung erkennbar.⁴⁶ Hansen-Löve verweist auf Ėjchenbaums Kollegen und Freund Jurij Tynjanov, der argumentierte: „Das Wort ist völlig ausreichend für die Konkretheit des Helden und der optisch sichtbare Held zerfließt (daher die enorme Bedeutung der Vor- und Familiennamen der Helden).“⁴⁷

Im Unterschied zu den erfundenen Heldenreden der Prosa fand ich die Stimmen und Reden der Protagonist:innen in den Korrespondenzen und

42 Vgl. Kurban Said [Lev Nussimbaum]: *Ali und Nino*. Wien: Tal 1937. Reprint: Hamburg: Gruner & Jahr 2010; Dohrn: *Die Kabans aus Baku*, S. 119–134.

43 Vgl. Gaito Gasdanow: *Ein Abend bei Claire*, aus d. Russ. v. Rosemarie Tietze. München: Hanser 2014, S. 68–70; Dohrn: *Die Kabans aus Baku*, S. 179.

44 Vgl. Erich Maria Remarque: *Die Nacht von Lissabon*. Berlin / Weimar: Aufbau 1986, S. 5–6, 30, 110, 196; Dohrn: *Die Kabans aus Baku*, S. 416, 418.

45 Aage A. Hansen-Löve: *Der Russische Formalismus*. Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften 1978, S. 165.

46 Vgl. ebd., S. 289.

47 Ebd., S. 165.

Erinnerungen der Familie. Sie geben jedem / jeder von ihnen eine Lautgestalt und schaffen die Illusion der Gegenwart der Sprechenden. Sie unterscheiden sich im Ton von der Rede der Erzählerin. Sie repräsentieren rekonstruierte Korrespondenzen und treten in Dialog mit der Erzählerin wie mit den Lesenden. Sie entfesseln Dynamik, setzen Prozesse in Gang. Beispiele sind im ersten Kapitel die Briefe, die der Student Jacob Kahan im September 1914 aus dem Berliner Gefängnis an die Verwandten schrieb, im vierten Kapitel Großvater Chaim Kahans Postkarten, verschickt über die Fronten des Ersten Weltkriegs hinweg an die Angehörigen in Berlin, oder im neunten Kapitel die Liebesbriefe, die zwischen Jacob und seiner Cousine Rosa in jenen Jahren hin und her wechselten. Chaim Kahans Rede in gebrochenem, vom Jiddischen geprägtem Russisch ohne Punkt und Komma charakterisiert seine Person. Seine Art, Postkarten zu schreiben, ist jedoch ebenso durch den Krieg, die erzwungene Trennung von seiner Ehefrau Malka, von den Kindern und Enkeln determiniert. Die Kosenamen, die Rosa in ihren Briefen für den Cousin Jascha erfindet – Kizik, Kizja, Kota, Jašulja, Jašulenka, čěrninkij –, sind Ausdruck ihrer individuellen Emotionen und zugleich ein Indiz für den russischen Brauch, die Lieben mit zahllosen Varianten von Kosenamen sprachlich zu umarmen.

Die Reden der Korrespondierenden haben jeweils ihren eigenen Rhythmus, eine eigene Intonation und Lexik. Sie heben einzelne Akteur:innen exemplarisch hervor, geben ihnen jeweils ein eigenes Format und emotionale Färbung. Funktion der Erzählerin ist, sie einzuführen, zu gruppieren, zu erläutern, zu prüfen, auseinanderzunehmen. Die brieflichen Reden der Protagonist:innen machen die Dialogizität, sogar Mehrstimmigkeit der Erzählung deutlich. So entsteht ein Chor mit unterschiedlichen, lauterem und leiseren Stimmen und daraus Verschiedenverstehbarkeit. Tonangebend sind drei Erinnerungen, die unveröffentlichte aus der zweiten Generation von Aron Kahan und die publizierten aus der dritten von Aaron (Arusja) Cohen-Mintz und Dvora Ertinger-Rozenfeld.⁴⁸ Alle drei sind als Rechtfertigungen verfasst und aufeinander bezogen. Dazu kommen die Interviews mit den Zeitzeugen.

Auch die Szene oder szenische Entfaltung ist ein wirksames Mittel, Wahrnehmung zu steigern. Aber sie ist nur autobiographisch oder literarisch

48 Vgl. Aron Kahan: Erinnerungen in zwei Teilen (hebr. / dt.). Archiv des Jüdischen Museums Berlin, Archiv Haimi-Cohen, Serie I, Mappe 42; Aaron (Arusja) Cohen-Mintz: חיימ כהן ז"ל וביתו. עם מלאות 120 שנה להולדתו [Chaim Kahan s. A. und sein Haus. Anlässlich seines 120. Geburtstags]. In: העבר [Die Vergangenheit] 18 (1971), S. 1–21 (S. 287–308); Dvora Ertinger-Rozenfeld: האטינגרים [Die Ertingers]. Tel Aviv: Selbstverlag 2008.

unmittelbar darstellbar, denn sie ist emotionale Vergegenwärtigung. In eine biographische Erzählung findet sie nur vermittelt, und dadurch prismatisch gebrochen Eingang. In der autobiographischen Szene wird das Narrativ durch die „floods reality“, die Fluten der Realität, aufgebracht, wie Virginia Woolf feststellte:

A scene always comes to the top; arranged; representative. This confirms me in my instinctive notion – it is irrational; it will not stand argument – that we are sealing vessels afloat upon what it is convenient to call reality; at some moments, without a reason, without an effort, the sealing matter cracks; in floods reality; that is a scene – for they would not survive entire so many ruinous years unless they were made of something permanent; that is a proof of their ‘reality’.⁴⁹

Für Virginia Woolf ist die Szene etwas, das ihr beim Schreiben geschieht und das sie aufnimmt, „the natural way of marking the past“⁵⁰. Ich fügte Szenen durch die Stimmen der Zeitzeugen in die biographische Erzählung ein. Zum Beispiel die Szene, wie der fünfjährige Junge Eli 1933 die Ankunft in Palästina erlebte, oder die Szene, wie die Mädchen Ylana und Mirriam in New York der Großmutter Sina beim Kämmen ihres langen Haares zusahen. Die aus dem Familiengedächtnis wiedererzählten und verschriftlichten, dadurch prismatisch gebrochenen Szenen unterbrechen die Erzählung der Historikerin, zeigen an, dass sie sie berühren, sodass die Erzählerin sie aufnimmt und weitergibt. Eine Szene verfremdet die Erzählung und belebt die Wahrnehmung. Ebenso die Abschweifung. Sie dient dazu, neues Material einzuführen, die Erzählung aufzuhalten, Kontraste zu schaffen, um die Wahrnehmung für Unterschiede zu steigern.⁵¹ Die Passagen und Kapitel über die Geschichte der Ölwirtschaft, da sie all diese Funktionen erfüllen, lassen sich als Abschweifungen lesen. Bedeutsame Abschweifungen sind jeweils in der Mitte der beiden Buchhälften die kulturgeschichtlichen Kapitel über Bildungsgänge, Probleme der Staatsangehörigkeit und die Bücherliebe, die mäzenatischen und verlegerischen Initiativen der Kahans.

Um zu dramatisieren, verzögerte ich den Erzählfluss, zum Beispiel durch eine Rahmenhandlung nach dem Vorbild der Novelle. So im Kapitel

49 Virginia Woolf: *A Sketch of the Past*. Editor’s Note (1939). In: Dies.: *Moments of Being. A Collection of Autobiographical Writing*, hrsg. v. Jeanne Schulkind. San Diego / New York / London: Harcourt 1985, S. 61–159, hier S. 142.

50 Ebd.

51 Vgl. Šklovskij: *Theorie der Prosa*, S. 168.

„Staatsbürgerschaften und Bildungswelten“. Bendet, Jacob und Arusja Kahans Anträge auf Staatsbürgerschaft aus den Jahren 1927 bis 1931 boten sich an, um die Bildungsgänge von Familienmitgliedern der zweiten und dritten Generation und die rechtlichen Schwierigkeiten damals, die deutsche Staatsbürgerschaft zu erwerben, darzustellen. Im Kapitel „Die Nitag, Berlin“ gibt Nomek Rosenbergs Brief an seinen Onkel Aron Kahan aus dem Jahre 1961 in Reaktion auf dessen Erinnerungen den Rahmen ab für die Darstellung der Geschichte der Naphta-Industrie- und Tankanlagen A. G. in Berlin und für die Diskussion über den Stellenwert der Firma im Firmennetz.

Im Kapitel „Leben und Wirtschaften im Krieg, Berlin“ verzögerte ich die Erzählung durch Stufung. Die Stufenkomposition, so Šklovskij, dient der Retardierung. Sie zerlegt die Erzählung und ist eine Bewegung, ein Rhythmus, um die Empfindung, die Aufmerksamkeit zu steigern.⁵² Wie im Märchen Formeln wie „drei Wünsche“, „drei Brüder“ eine wichtige Rolle spielen, so in diesem Kapitel die formelhafte, sich in vier Stufen entfaltende Erzählung von der allmählichen Annäherung an die Adresse der Kahans, Charlottenburg, Schlüterstraße 36, im Weimarer Berlin: „Ich machte Halt [...]“ / „Dann kam Chaim Kahans Urenkel [...]. Mit ihm drang ich ins Treppenhaus und bis zur Wohnungstür vor.“ / „Als ich das nächste Mal vorbeikam, sah ich ein großes Bauschild am Hauseingang und fand offene Türen vor.“ / „Das vierte Mal kam ich mit einer Gruppe von Chaims Nachfahren“⁵³.

Wie in der musikalischen Form der Fuge setzen die erzählenden Stimmen nach und nach kontrapunktisch ein, stimmen ihre jeweils eigene Melodie an und führen auf diese Weise allmählich von der Gegenwart in die Geschichte, den historischen Chronotop, zurück.⁵⁴ Die Zeit, um die es geht, sind die Jahre des Ersten Weltkriegs. Der Raum meint das Zentrum des Großfamilienlebens in Charlottenburg. Die Erzählerin beginnt und bricht ab, da sie allein nicht in den Raum vordringen kann. Sie beginnt erneut, unterstützt vom ersten Zeitzeugen, der fünf Jahre alt war, als die Familie Berlin 1933 verließ. Dessen Gedächtnisraum öffnet sich nur einen Spalt. Dementsprechend

52 Vgl. Šklovskij: *Theorie der Prosa*, S. 37–38.

53 Dohrn: *Die Kahans aus Baku*, S. 37–38.

54 Schon Sergej Eisenstein bezieht in seinem Aufsatz „Über den Bau der Dinge“ die Kompositionsprinzipien des Films auf Sebastian Bachs Kompositionsform der Fuge. Bach habe gelehrt, die Instrumentalstimmen als Personen und das mehrstimmige Instrumentalwerk als Unterhaltung zwischen diesen Personen zu betrachten; und er habe es zur Vorschrift gemacht, dass jede von ihnen gut und zur rechten Zeit spreche, aber besser schweige oder warte, wenn sie nichts zu sagen habe. Vgl. Eisenstein: *Über den Bau der Dinge*. In: Ders.: *Ausgewählte Aufsätze*, S. 277–324, hier S. 279.

bleibt auch in der erzählten Gegenwart der gesuchte Raum verschlossen. Die Erzählerin setzt zum dritten Mal an, findet eine offene Tür zur Wohnung, findet diese aber im Umbau, wüst und leer, bis sie sich die Erinnerungen einer zweiten Zeitzeugin ins Gedächtnis ruft, die im Alter von zehn Jahren dort lebte. Beim vierten Annäherungsversuch kommt die Erzählerin mit einer Gruppe von Nachkommen in die mittlerweile frisch renovierten Räume. Deren Geschichte ist zum Teil überbaut, unsichtbar gemacht, zum Teil jedoch erhalten und hervorgehoben wie der Stuck an den Decken, die Kastenfenster. Elektronisch über das Handy ihrer Tochter, die zur Gruppe gehört, vermittelt, entfaltet sich nun die Stimme und Erzählung der zweiten Zeitzeugin und öffnet die Türen des Gedächtnisraums weit für das Thema. Sie gibt der dritten Zeitzeugin den Einsatz, das Wort. Auf diese beruft sie sich. Die dritte Zeitzeugin führt noch tiefer in die Erinnerung und in die Geschichte ein, da sie, eine halbe Generation älter, entsprechend mehr Erfahrungen sammelte und in schriftlichen Erinnerungen festhielt. Die Stimme der dritten Zeitzeugin wird ergänzt um solche, die aus zeitgenössischen Quellen stammen, aus Briefen, die zwischen Russland und Deutschland, Berlin und der Sommerfrische in Bad Harzburg hin und her wechselten. Nun sind der dargestellte historische Chronotop und das Thema erreicht und die mehrstimmige Erzählung kann sich entfalten.

Claudia Willms

Geschichtsschreibung von den Rändern?

Franz Oppenheimer aus der Perspektive der kulturanthropologischen Biographieforschung

Ein konfessionsneutraler Jude und Zionist?

Im Jahr 2012 begann meine Reise auf den Spuren einer historischen Persönlichkeit – eine Reise zu einem außergewöhnlichen Gelehrten, zu Objekten, Fotografien, Zeitungsartikeln, Briefen, Büchern, Netzwerken, Erinnerungskulturen, in fremde Länder und zu vielen mir zuvor unbekannt Personen und Orten.¹ Gegenstand meiner biographischen Auseinandersetzung war der Arzt, Nationalökonom und Soziologe Franz Oppenheimer, der um die Jahrhundertwende lebte, und den ich in einer Monographie, auf die sich die folgenden Ausführungen beziehen, als Utopisten, liberalen Sozialisten und Zionisten porträtierte.² Meine Recherchen innerhalb des Frankfurter Projekts „Leben und Werk Franz Oppenheimers (1864–1934)“ dienten aber zunächst einem anderen Zweck: der Erstellung einer „scientific biography“³ über den

1 In den Jahren 2012–2013 war ich innerhalb des von der Fritz Thyssen Stiftung geförderten Forschungsprojekts „Leben und Werk Franz Oppenheimers (1864–1943)“ unter der Leitung von Klaus Lichtblau als wissenschaftliche Mitarbeiterin tätig und neben anderen Aufgaben für die internationalen Archivrecherchen zuständig. Ergebnisse des Projekts sind u. a. in der von Lichtblau erstellten Chronik abrufbar: www.fb03.uni-frankfurt.de/54043985/Oppenheimer_Chronik_06_02_2015.pdf (Zugriff am 12.10.2022).

2 Vgl. Claudia Willms: *Franz Oppenheimer (1864–1943). Liberaler Sozialist, Zionist, Utopist*. Wien / Köln / Weimar: Böhlau 2018.

3 Anita Runge beschreibt die spezifischen Herausforderungen, mit denen eine „scientific biography im engeren Sinn“ verknüpft ist: Sie erfordere eine „Beschäftigung mit den wissenschaftlichen Diskurssystemen“ und übernehme außerdem „eine Metafunktion für Prozesse wissenschaftlicher Erkenntnisgewinnung“ (Anita Runge: *Wissenschaftliche Biographik*. In: Christian Klein (Hrsg.): *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien*. Stuttgart / Weimar: Metzler 2009, S. 113–121, hier S. 120, Herv. i. Orig.).

„Ökonom[en] und Soziologe[n] der ersten Stunde“, die der Soziologe Klaus Lichtblau gemeinsam mit dem Volkswirtschaftler Volker Caspari für die Biographienreihe der Goethe-Universität „Gründer, Gönner und Gelehrte“ verfasste.⁴

Durch meine Mitarbeit im Projekt erwuchs zunehmend ein eigenes Interesse an dem vielseitigen Akteur Franz Oppenheimer, dessen eigenwilliger Biographie und seiner soziologischen Theorie. Ausschlaggebend für meine Beschäftigung mit dem Thema waren Oppenheimers Identitätswürfe, seine theoretischen Erkenntnisse und seine gelebte Praxis in Bezug auf die zeittypischen (und bis heute aktuellen) Fragen von nationaler, emotionaler, kultureller und religiöser Zugehörigkeit.⁵ Im Kontrast zur *scientific biography* bemerkte ich, dass ich als Kulturwissenschaftlerin ganz eigene Perspektiven auf Franz Oppenheimer entwickelte und in die Debatte einbringen konnte.⁶ Ich hatte erstens ein bestimmtes disziplinäres Set an Vorannahmen und theoretischen Grundlagen (und eine daraus resultierende forschend-lernende Herangehensweise an das Feld); zweitens stellte ich Oppenheimer verstärkt in den spezifischen Frage- und Erkenntniszusammenhang jüdischer Identitäten⁷ und drittens konnte ich durch die Anwendung kulturwissenschaftlicher Methodiken,

4 Volker Caspari / Klaus Lichtblau: *Franz Oppenheimer – Ökonom und Soziologe der ersten Stunde*. Frankfurt am Main: Societäts-Verlag 2014.

5 Ein berühmtes Zitat Oppenheimers fasst seine spezifische Situierung und Positionierung innerhalb der komplexen Diskurslandschaft zusammen: „[I]ch fände, wenn ich in mich hineinfühlte, neunundneunzig Prozent Kant und Goethe und nur ein Prozent Altes Testament, und auch das noch wesentlich durch Vermittlung Spinozas und der Lutherbibel. Ich fühlte mich durchaus als Deutschen, aber ich habe niemals verstehen können, warum mein jüdisches Stammesbewußtsein mit meinem deutschen Volks- und Kulturbewußtsein unvereinbar sein sollte, und war darum niemals Assimilant“ (Franz Oppenheimer: *Erlebtes, Erstrebtes, Erreichtes. Lebenserinnerungen*. Düsseldorf: Melzer 1964, S. 211–212).

6 Mein kulturwissenschaftliches Interesse war zudem dadurch beeinflusst, dass ich zuvor an dem Projekt „Vor dem Holocaust – Fotos zum jüdischen Alltagsleben in Hessen“ am Pädagogischen Zentrum (Zusammenschluss des Fritz Bauer Instituts und des Jüdischen Museums Frankfurt) unter der Leitung von Monica Kingreen mitgewirkt hatte. In dem Projekt konnten wir über 5.000 Fotografien zusammentragen und digitalisieren, die uns von Überlebenden des Holocausts oder ihren Nachkommen zur Verfügung gestellt wurden.

7 In der begrifflichen Arbeit, die ich meiner Oppenheimer-Biographie voranstellte, setzte ich mich ausführlich mit den Begriffen der Jüdischkeit, der *Jewishness*, der deutsch-jüdischen Identität und mit dem sozialkonstruktivistischen Konzept der Identität auseinander. Die Termini ‚Jüdischkeit‘ und *Jewishness* verwende ich synonym, sie sollen eine positive Bezugnahme auf das Jüdischsein transportieren. Im Sinne der wissenschaftlichen Neutralität habe ich mich letztendlich für den Begriff der jüdischen Identität entschieden, der aber m. E. erst als dynamisch verstandene ‚Identitätskonstruktion‘ der kontingenten Wirklichkeit einen angemessenen Ausdruck verleiht. Vgl. Willms: *Franz Oppenheimer*, S. 25–29.

Konzepte und Verfahren neuartige Schlüsse im Hinblick auf sein Leben und Werk ziehen.

Folgende exemplarische Situation mag darüber Aufschluss geben: In einer Redaktionssitzung sprach das Projektteam über den religiösen Standpunkt bzw. die religiöse Selbstverortung Oppenheimers. Es wurde diskutiert, dass dieser sich selbst in seiner Autobiographie als „konfessionell völlig neutral“ bezeichnet:

War doch das alte Testament auch den Christen ein heiliges Buch, und lockte doch mächtig gerade die im Sinne jener Zeit religiösen Gemüter der ewig unverlierbare Gehalt des Urchristentums an menschlicher Güte und Liebe! Heute, und schon für die Generation, der ich angehöre, liegt und lag das ganz anders. Heute soll man einem Drucke weichen, den der Edle als unmoralisch empfinden muß; soll man eine Gemeinschaft verlassen, während sie im Kampfe steht, soll von der Schanze desertieren, auf die geschossen wird; das ist auch für solche, die, wie z. B. ich selbst, konfessionell völlig neutral sind, eine unmögliche Zumutung.⁸

Meines Erachtens sollte Oppenheimers Selbstbeschreibung als ‚konfessionsneutraler Jude‘ jedoch nicht in verkürzter Weise als bloße „Artikulation empirischer Realität“⁹ verstanden werden, sondern stattdessen der „Inszenierungs- und Konstruktionscharakter“¹⁰ dieser Aussage kontextuell und lebensgeschichtlich eingeordnet und analysiert werden. Denn ebenso, wie sich in Interviews „subjektive Wahrheiten über vergangene Ereignisse und Epochen“¹¹ abbilden, müssen auch die Äußerungen Oppenheimers in seiner Autobiographie als Teil einer „rezipierenden Gegenwart“¹² verstanden

8 Oppenheimer: *Erlebtes, Erstrebtes, Erreichtes*, S. 39. Oppenheimer hatte seine Autobiographie erstmals im Jahre 1931 veröffentlicht, vgl. Caspari / Lichtblau: *Franz Oppenheimer*, S. 151.

9 Christian Klein: *Lebensbeschreibung als Lebenserschreibung? Vom Nutzen biographischer Ansätze aus der Soziologie für die Literaturwissenschaften*. In: Ders. (Hrsg.): *Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens*. Stuttgart / Weimar: Metzler 2002, S. 69–85, hier S. 72.

10 Christian Klein: *Einleitung: Biographik zwischen Theorie und Praxis. Versuch einer Bestandsaufnahme*. In: Ebd., S. 1–22, hier S. 14.

11 Johannes Hofinger: *Mikrogeschichte und Oral History. Das Projekt MenschenLeben – Erzählebenen lebensgeschichtlicher Interviews und Fragen der Auswertung in der Sekundäranalyse*. In: Ewald Hiebl / Ernst Langthaler (Hrsg.): *Im Kleinen das Große suchen. Mikrogeschichte in Theorie und Praxis*. Innsbruck / Wien: Studienverlag 2012, S. 266–280, hier S. 276.

12 Ebd.



Franz Oppenheimer,
ca. 1928.

werden – in diesem Fall als rezipierende Gegenwart der soziokulturellen Situation um das Jahr 1930 und somit der spezifischen national-religiösen Konstellation der deutschen Judenheit zwischen Assimilation und Dissimilation zur Zeit der krisenhaften späten Weimarer Republik. So müssen zur Analyse des Zitats erstens Oppenheimers biographische Daten herangezogen werden (er war u. a. Sohn eines Reformrabbiners, hatte als junger Mann Antisemitismus in seiner Burschenschaft erfahren, war Zionist und Herzl-Begleiter und gründete Siedlungsgenossenschaften im Deutschen Kaiserreich und in Palästina). Und zweitens muss die Ebene der Rezeption der damaligen Gegenwart durch den Akteur (folglich das Erstarken des Nationalsozialismus und der zunehmende Ausschluss von Jüdinnen und Juden aus der Gesellschaft) beachtet und damit seine aus einer Mischung von professionellen und persönlichen Gründen und Einstellungen entstandene (zum Teil strategische, zum Teil praktische) Positionierung im Geflecht der nationalen und religiösen Zugehörigkeiten nachvollzogen werden. Quellenkritische, biographische und diskursanalytische Verfahren gehen in solch einem historisch-sozialkonstruktivistischen Vorgehen Hand in Hand.

Oppenheimer vermittelt durch seine Selbstbezeichnung als „konfessionell völlig neutral“ zwar wichtige Hinweise in Bezug auf die Komplexität seiner sozialen und emotionalen Zugehörigkeiten, doch gleichzeitig positioniert

er sich damit innerhalb des historischen Kampfes um Deutungshoheiten im Diskurs. Neben seiner individuellen Reaktion auf den gesellschaftlichen Assimilationsdruck lassen sich in dem Zitat Elemente seiner wissenssoziologischen Theorie und seines theoretischen und praktischen Kampfes um Minderheitenrechte erahnen. Die von ihm beanspruchte ‚konfessionelle Neutralität‘ bezieht sich demnach eher auf die Thematik der kulturellen und anthropologischen Gleichwertigkeit der monotheistischen Religionen (bzw. der je spezifischen Rolle und Bedeutung der unterschiedlichen Religionen für die Geschichte der Menschheit) und ist eben nicht schlicht als eine Aussage zu werten, die die empirische Realität abbildet. Zuletzt macht Oppenheimer die Angelegenheit, die jüdische Gemeinschaft zu verlassen, durch seine Äußerung – heutzutage würde man wohl sagen: durch ein bestimmtes ‚Framing‘ – zu einer Frage der ‚Ehre‘. Er verbindet edle Standfestigkeit und Treue zum Judentum mit jener deutsch-nationalistischen Ideenwelt und Praxis, die er biographisch bereits früh, nämlich während seiner Mitgliedschaft in schlagenden Burschenschaften, inkorporiert hatte.¹³ Seine hier angeführte Äußerung legt nahe, dass Oppenheimer es wie kaum ein anderer schaffte, sich der unterschiedlichen historisch wirkmächtigen Ideen, Konzepte und Praktiken zu bedienen, um substantielle Gegennarrative zu konstruieren und zu inszenieren. Dabei sind Leben und Werk, Anspruch und Wirklichkeit, Theorie und Praxis historiographisch kaum mehr auseinanderzuidividieren: Oppenheimer war vielleicht „konfessionell völlig neutral“, aber er war stets auch ein bekennender Jude, der nicht zulassen wollte und dagegen ankämpfte, dass Jüdinnen und Juden systematisch dazu genötigt wurden, ihre religiöse Zugehörigkeit aufzugeben. Zudem war er ein öffentlich agierender und von der Öffentlichkeit wahrgenommener Soziologe, der somit eine Art Vorbildfunktion innehatte. Die durchgängige Ambiguität seiner dynamischen Positionierung in Kombination mit seiner Überzeugungskraft und Integrität im öffentlichen Auftreten war Teil der Faszination, die ich für Oppenheimer entwickelte. Wie war es möglich, dass ein und dieselbe Person sich sowohl durch eine solch standfeste und gut begründete Argumentation auszeichnete und sich gleichzeitig in einer gesellschaftlich fragilen, oppositionellen Position befand? Aus kulturwissenschaftlicher Perspektive hatte sich mit dem Auffinden von Oppenheimers Selbstbeschreibung die

13 Antisemitismus hatte Oppenheimer nie nur mit Worten bekämpft, sondern auch auf dem Paukboden mit dem Degen. Mehr Informationen zu Oppenheimers Wirken in den Burschenschaften Alemannia (Freiburg) und Hevella (Berlin) in Willms: *Franz Oppenheimer*, S. 101–118.

Frage nach seiner Identität nicht erübrigt, sondern sie war damit erst virulent geworden, und die tiefgehende Recherche- und Interpretationsarbeit konnte beginnen.

Disziplinäre und erkenntnistheoretische Überlegungen

Biographie und biographische Verfahren, *scientific biography*, kulturwissenschaftliche Historiographie, biographische Sinnkonstruktionen, kulturwissenschaftliche und soziologische Definitionen und Praktiken des Biographischen, neue biographische Ansätze in den Jüdischen Studien – worauf hatte ich mich eingelassen, als ich mich dafür entschied, meine Promotion im Cotutelle-de-thèse-Verfahren an den Universitäten Frankfurt am Main und Basel in den Fächern Kulturanthropologie und Soziologie anzumelden? Und was wird aus dem Genre der Biographie, wenn das biographische Arbeiten unter den Voraussetzungen der wissenschaftlichen Qualifikation erfolgt? Gibt es eigentlich eine genuin kulturwissenschaftliche Biographieforschung? Woran orientiert sie sich bzw. woran sollte sie sich aktuell orientieren?

Voraussetzung für die Wiederbelebung der wissenschaftlichen Biographik ist die Abkehr von traditionellen Formen: Als wissenschaftlich – und auch ästhetisch – inakzeptabel gelten Biographien, die am Modell einer im 19. und frühen 20. Jahrhundert beliebten Form der Geschichtsdarstellung, der Historiographie entlang der Lebensbeschreibungen ‚großer‘ (in der Regel) männlicher Individuen orientiert sind. Diese gattungsgeschichtlich einfluss- und umfangreiche Tradition biographischen Erzählens mit ihrer chronologisch-teleologischen, geschlossenen Darstellungsweise stellt nachgerade die Negativfolie für aktuelle biographietheoretische Arbeiten dar, von der aus methodisch reflektierte neue biographische Modelle entwickelt werden.¹⁴

Die sogenannte neue Biographik basiert demnach auf der zunehmenden Reflexivität und Theoretisierung des Genres. Die Kritik aus der Feministischen Theorie, der *narrative turn* und das wachsende „Interesse an der Alltagsgeschichte“ und somit an „den historischen Ausprägungen von Subjektivität“ haben, so formuliert es Hans Erich Bödeker, zu einer „überraschende[n] Renaissance“ und Aufwertung der biographischen Verfahren in

14 Runge: Wissenschaftliche Biographik, S. 113.

den Geschichts-, Literatur- und Kulturwissenschaften geführt und „neue[] reflektierte[] Formen des biographischen Schreibens“ hervorgebracht.¹⁵ Auch die wissenschaftliche Biographik soll sich dementsprechend in verstärkter Weise mit ihren Darstellungs- und Erzählformen sowie mit den Methoden und Strategien biographischer Sinnstiftung beschäftigen. Gleichzeitig haftet ihr die Erwartung an, einem hohen „Wahrheits-‘ oder Faktualitätsanspruch“ zu genügen und sich an „Konventionen“ wie „typischen Gliederungsmodi, wissenschaftlichen Zitierformen und Anmerkungsapparaten“ zu orientieren.¹⁶ Die in den Geistes- und Kulturwissenschaften aktuell stark erhöhte Anforderung an Reflexivität und die soziologische Debatte um die „biographische Illusion“¹⁷ verlangen nach einer intensiven Auseinandersetzung mit der Geschichte der Biographie sowie den Theorien und Praktiken des biographischen Schreibens einerseits und nach einer Reflexion eigener biographischer und disziplinärer Vorannahmen andererseits. Solche Reflexionsprozesse ermöglichten mir, methodische, fachliche, erkenntnistheoretische und kreativ-gestalterische Entscheidungen in meiner Biographie-Werkstatt zu treffen. Diese Entscheidungen begründend, handle ich in den folgenden drei Abschnitten meine Zugänge (disziplinär – erkenntnistheoretisch – methodisch) und deren Voraussetzungen, Hintergründe und Konsequenzen ab. Um den kulturanthropologischen Zugriff auf biographisches Material zu exemplifizieren, diskutiere ich im Anschluss ein Beispiel für die quellenkritische Vorgehensweise aus meiner Oppenheimer-Biographie und beende die Ausführungen mit einer Metareflexion meines biographischen Zugriffs, für den ich hier den Begriff der Geschichtsschreibung von den Rändern vorschlage. Wissenschaftliche Biographinnen und Biographen müssen sich zunächst das eigene disziplinäre Selbstverständnis vergegenwärtigen. Nur auf diesem Weg können sie eruieren und reflektieren, welche Grundannahmen und Vorgehensweisen sich für den jeweiligen Fall anbieten und welche – für diesen einen Fall oder sogar grundlegend – verworfen werden sollten. Als Kulturanthropologin, Ethnologin und Soziologin ist mir ein transdisziplinäres Denken und Vorgehen vertraut. Das archivalisch-historische Arbeiten stellte mich

15 Hans Erich Bödeker: Biographie. Annäherungen an den gegenwärtigen Forschungs- und Diskussionsstand. In: Ders. (Hrsg.): *Biographie schreiben*. Göttingen: Wallstein 2003, S.9–63, hier S.12–15.

16 Runge: Wissenschaftliche Biographik, S.115.

17 Pierre Bourdieu: Die biographische Illusion, aus d. Franz. v. Hella Beister. In: Bernhard Fetz / Wilhelm Hemecker (Hrsg.): *Theorie der Biographie. Grundlagentexte und Kommentar*. Berlin / New York: de Gruyter 2011, S.303–310.

allerdings vor neue Herausforderungen, da ich in meiner akademischen Ausbildung hauptsächlich gegenwartsorientierte Forschung erprobt und erlernt hatte. Ich hatte mich folglich mit den Beziehungen zwischen den Kultur- und Geschichtswissenschaften auseinanderzusetzen und fand erste produktive Berührungspunkte in den 1970/1980er Jahren. Zu dieser Zeit setzte ein Paradigmenwechsel in den Geschichtswissenschaften ein, der sich als eine Orientierung weg von der Erforschung der Sozialstrukturen hin zur Alltagsgeschichte und Mikrohistorie,¹⁸ also zur Arbeitergeschichte, Frauengeschichte, Geschichte der Geschlechterverhältnisse und Familiengeschichte, beschreiben lässt.

Dabei haben sich die Geschichtswissenschaften auch von der ethnologischen Perspektive inspirieren lassen. Präziser: Die Sozialgeschichte wurde durch ethnologische Erkenntnisweisen herausgefordert. Der Historiker Hans Medick kritisierte in seinem Artikel „Missionare im Ruderboot“ von 1984 ein sowohl eurozentristisches als auch sich am Modernisierungsnarrativ ausrichtendes Verständnis der Struktur- und Sozialgeschichte und argumentierte für die Übernahme des Konzepts der Dichten Beschreibung aus der Ethnologie in die Geschichtswissenschaft, um vergangene Lebenswelten und die Handlungs- und Konfliktfelder der Akteure umfassend rekonstruieren zu können. Zudem solle diese Vorgehensweise auch ermöglichen, den mithilfe der Dichten Beschreibung „erstellten möglichst kompletten Text mit seiner Vielzahl und Hierarchie von Bedeutungsstrukturen für spätere und andere Interpretationen offenzuhalten.“¹⁹ Medick machte damit deutlich, wie wichtig es ist, sich des Konstruktionscharakters der historischen Narration bewusst zu werden, Selbstverständlichkeiten in der Geschichtsschreibung in Frage zu stellen und in der Rekonstruktion vergangener Erfahrungswelten die Methodik der Dichten Beschreibung zu nutzen, das heißt, sich an Kontextualisierung und ‚Beobachtung‘ zu orientieren, statt zu interpretieren.

Gleichzeitig entwickelten sich in den Geschichtswissenschaften andere innovative Ansätze, die von der Geschlechterforschung und den Subaltern Studies angeregt wurden.

18 Vgl. Alf Lüdtke: Einleitung: Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte? In: Ders. (Hrsg.): *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*. Frankfurt am Main / New York: Campus 1989, S. 9–47.

19 Hans Medick: „Missionare im Ruderboot“? Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte. In: Lüdtke (Hrsg.): *Alltagsgeschichte*, S. 48–84, hier S. 61.

Es wird sich zeigen, dass die Mikrogeschichte, historiografiegeschichtlich gesehen, eine sehr lange Tradition und vielfältige Beziehungen hat. Sie hatte nicht nur die Alltagsgeschichte und ethnologisch inspirierte Ansätze als wichtige Verbündete, auch die postkolonialen Studien und die Geschlechtergeschichte halfen dabei, die Schwächen der traditionellen sogenannten „Allgemeinen Geschichte“ und der Historischen Sozialwissenschaft auszumachen.²⁰

Die Historikerin Angelika Epple konnte herausarbeiten, dass es auf der Grundlage dieser unterschiedlichen Perspektiven bzw. ihrer Korrespondenz und gegenseitigen Inspiration zu einer der wichtigsten Neuerungen in den Geschichtswissenschaften kommen konnte, indem die „Analyse von Relationen“²¹ ins Zentrum der Betrachtung rückte. Diese Analyse geht nicht nur davon aus, dass ein Untersuchungsgegenstand „ausschließlich über seine jeweiligen Relationen zu begreifen“ sei, sondern auch davon, dass Globalgeschichte „als relationale Geschichte an einem konkreten Ort mit einem konkreten Akteur ihre Analyse beginnen muss.“²²

Erkenntnisse aus der Geschlechtergeschichte, alltagsgeschichtliche Ansätze und postkoloniale Theorien bilden die Grundlage einer relationalen und mikroanalytischen Geschichtsschreibung. Diese werden durch die Erkenntnisse der soziologischen Lebenslauf- und Biographieforschung ergänzt. Als Kulturwissenschaftlerin interessieren mich hierin besonders die Überlegungen zur „individuellen Lebensführung als Schlüsseldimension des sozialen Lebens“ und zur Biographie als „soziales Konstrukt [...], das etwas für den Einzelnen wie für die Gesellschaft leistet.“²³ Ich teile dabei Christian Kleins literaturwissenschaftliche Kritik an der immer noch anzutreffenden Tendenz der soziologischen Biographieforschung: dass sie das „autobiographische Zeugnis schlicht als Artikulation empirischer Realität rezipiert“²⁴. Die volkskundlich-ethnologischen Überlegungen, die disziplinär von der Märchen- und Sagenforschung ausgehend das Erzählen als soziale Praxis

20 Angelika Epple: Globale Mikrogeschichte. Auf dem Weg zu einer Geschichte der Relationen. In: Hiebl/Langthaler (Hrsg.): *Im Kleinen das Große suchen*, S. 37–47, hier S. 37.

21 Ebd., S. 44.

22 Ebd., S. 37, 42.

23 Klein: *Lebensbeschreibung als Lebenserschreibung?*, S. 72.

24 Ebd. Hierzu gilt es allerdings anzumerken, dass es auch Strömungen in der Soziologie gibt, die differenzierter vorgehen, vgl. Carsten Heinze: Zum Stand und den Perspektiven der Autobiographie in der Soziologie. Sozialkommunikative Konzepte zur Beschreibung einer literarischen Gattung. In: *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen* 23,2 (2010), S. 201–231.

konzeptualisieren, sind meines Erachtens für die Analyse autobiographischer Daten ebenfalls einzubeziehen, da sie sich verstärkt für die Rahmenbedingungen des Erzählens und die soziale Positionierung interessieren, die von den Subjekten in und durch ihre Erzählung inszeniert und vollzogen werden.²⁵

Aus kulturwissenschaftlicher Perspektive sind an einem historischen Akteur die Praktiken der sozialen Positionierung zentral, und diese spiegeln sich in Werken und Texten ebenso wie in den Netzwerken und Beziehungen. Die soziale Praxis des Positionierens ist, ähnlich wie es Bourdieu in seinem Habitus-Konzept denkt, sowohl durch das verinnerlichte Soziale und die Diskurse als auch durch die Handlungsfähigkeit des Subjekts geprägt. Subjekte sind im Laufe ihres Lebens gezwungen, sich gegenüber gesellschaftlich dominanten Argumentationsmustern und kollektiven Identitätszuschreibungen zu positionieren, „[d]ies könne durch ein einfaches sich Hineinfügen geschehen, aber auch durch eine kreative Ausgestaltung oder Veränderung der Position bzw. durch einen anhaltenden Kampf gegen die Position“²⁶. Auch der Kulturtheoretiker Stuart Hall betont die Notwendigkeit des Sich-Positionierens und Positioniert-Werdens der Subjekte, die sich unausweichlich mit den gesellschaftlichen Diskursen auseinandersetzen haben: „You only discover who you are because of the identities you are required to take on, into which you are interpellated: but you must take up those positionalities, however temporarily, in order to act at all.“²⁷

Innerhalb der Soziologie werden zwar zunehmend Diskurs- und Biographieforschung miteinander verknüpft,²⁸ aber die kulturanthropologische Biographieforschung zeichnet sich darüber hinaus dadurch aus, dass sie von

25 „Mit ihrer Auswahl und Gestaltung der Geschichte beeinflussen Erzählende ihre soziale Stellung und erreichen situativ Anerkennung und Zustimmung in bestimmten sozialen Gruppen“ (Silke Meyer: Narrativität. In: Timo Heimerdinger / Markus Tauschek (Hrsg.): *Kulturtheoretisch argumentieren. Ein Arbeitsbuch*. Münster: Waxmann 2020, S. 321–350, hier S. 328).

26 Tina Spies: „... ich sag Ihnen jetzt mal was...“. Subjektpositionierungen unter dem Einfluss gesellschaftlicher Diskurse über Gewalt, Geschlecht und Ethnizität. In: *Feministische Studien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung* 27,1 (2009), S. 67–82, hier S. 71.

27 Stuart Hall: Fantasy, Identity, Politics. In: Erica Carter / James Donald / Judith Squires (Hrsg.): *Cultural Remix. Theories of Politics and the Popular*. London: Lawrence & Wishart 1995, S. 63–69, hier S. 65.

28 „[E]ine Biografie wird nicht nur durch die individuelle Erfahrungsgeschichte und durch situative und kommunikative Bedingungen strukturiert, sondern eben auch durch Diskurse, die quer zu den übrigen Konstitutionsprozessen liegen“ (Tina Spies: Diskurs, Subjekt und Handlungsmacht. Zur Verknüpfung von Diskurs- und Biographieforschung

dynamischen Beziehungen zwischen Diskurs, Akteur, Werk und Biographie ausgeht. Auch der Aspekt der Temporalität spielt hier eine herausragende Rolle, weil in dynamischen Verlaufsprozessen die Verschiebungen von Diskursen, Subjektivierungen und Positionierungen erkennbar werden. „Eine Zugehörigkeit kann im Selbstverständnis mehr oder weniger hoch rangieren und dies variiert auch in der Lebenszeit, Zugehörigkeiten haben biografische Konjunkturen.“²⁹ Die sozialen Positionierungen im Feld der Zugehörigkeiten, Identitätskonstruktionen und Kategorisierungen lassen sich demnach in ihrer individuellen und gesellschaftlichen Bedeutung besser durch den Einbezug der Temporalität einordnen.

Innerhalb meiner Perspektive auf den Aspekt der *Jewishness* und im Hinblick auf eine soziale Konstruktion bzw. Praxis der „Humandifferenzierung“³⁰ ist festzuhalten, dass es Zeiten, Felder, Netzwerke und Wirkungsstätten gibt, in denen das Jüdischsein in seiner Bedeutung für die Akteure variiert. Dies wiederum geschieht sowohl innerhalb ihrer individuellen Erfahrungsgeschichte als auch bedingt durch die Diskursverschiebungen, die die Subjekte zu Praktiken der sozialen Positionierung drängen. Da ich auf der Grundlage poststrukturalistischer und postkolonialer Identitätskonzepte³¹ ein besonderes Interesse für den Konstruktionscharakter von Identitäten und somit für die dynamische Dimension deutsch-jüdischer Identitätsoptionen und für die Vielfalt der gelebten Mehrfachzugehörigkeit³² habe, spielt innerhalb meiner Biographie die Temporalität bzw. die chronologische Darstellung (trotz deren scheinbarer Antiquiertheit) eine bedeutsame Rolle – und zwar sowohl für die strukturelle Darstellung der Biographie als auch innerhalb der theoretischen Erkenntnisgewinnung.

mithilfe des Konzepts der Artikulation. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* 10,2 (2009), Art. 36, Abs. 70. www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1150 (Zugriff am 12.10.2022).

29 Stefan Hirschauer / Tobias Boll: Un/doing Differences. Zur Theorie und Empirie eines Forschungsprogramms. In: Stefan Hirschauer (Hrsg.): *Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung*. Weilerswist: Velbrück 2017, S. 7–54, hier S. 46.

30 Hirschauer (Hrsg.): *Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung*.

31 „Identität ist [...] immer nur ein vorläufiges Produkt des Versuches, disparate Selbst- und Welterfahrungen psychisch zu synthetisieren und sich selbst so in Abhängigkeit von Situation und Kontext zu bestimmen“ (Hanne Birk / Birgit Neumann: Go-between. Postkoloniale Erzähltheorie. In: Ansgar Nünning / Vera Nünning (Hrsg.): *Neue Ansätze in der Erzähltheorie*. Trier: WVT 2002, S. 115–152, hier S. 121).

32 Mein Verständnis der Mehrfachzugehörigkeit ist angelehnt an Zygmunt Bauman: *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*, aus d. Engl. v. Martin Suhr. Hamburg: Hamburger Edition 2005.

An das disziplinäre Selbstverständnis schließt sich die Frage nach dem zu fokussierenden Frage- und Erkenntniszusammenhang der biographischen Arbeit an. Unerlässlich war meines Erachtens die Begrenzung auf einen Teilaspekt von Oppenheimers reichhaltiger Lebensgeschichte, nämlich auf seine deutsch-jüdischen Identitätskonstruktionen. Der Judaist und Koestler-Biograph Christian Buckard reflektierte seine eigene biographische Arbeit³³ und konstatierte hierbei:

Der ideale Koestler-Biograf müsste über ein derart breites Wissen verfügen – angefangen bei der Geschichte des Zionismus, über die der kommunistischen Bewegung, der modernen Literatur, Philosophie, Psychologie, Neurologie, Biologie, bis hin zur Parapsychologie – dass es sich bei ihm fast um eine Art „zweiten Koestler“ handeln müsste.³⁴

Mir stellte sich zu Beginn meiner Beschäftigung mit Oppenheimer dasselbe Problem, zumal der eigene Fokus in der Arbeit mit dem Material leicht verloren gehen kann.³⁵ Deswegen half mir die pragmatische Fokussierung auf einen Teilaspekt, wie Buckard sie vorschlug, nämlich basierend erstens auf „der spezifischen Interessenlage“ der Autorin / des Autors, zweitens auf der bisher unzureichenden wissenschaftlichen Bearbeitung des gewählten Aspekts und drittens auf der im Leben und Werk selbst zutage tretenden Signifikanz des Themas.³⁶

Nach der naheliegenden Entscheidung³⁷ für die Thematik deutsch-jüdischer Identitätskonstruktionen bzw. für die *Jewishness* des Akteurs als zentralen

33 Vgl. Christian Buckard: *Arthur Koestler. Ein extremes Leben 1905–1983*. München: Beck 2004; ders.: *Moshé Feldenkrais. Der Mensch hinter der Methode*. München: Piper 2017.

34 Christian Buckard: Über biographisches Schreiben. In: Birgit Klein / Christiane E. Müller (Hrsg.): *Memoria. Wege jüdischen Erinnerns*. Berlin: Metropol 2005, S. 531–538, hier S. 535.

35 Dieses ziellose Schweifen würde ich gleichzeitig als unabdingbar und bereichernd beschreiben. So hat mich beispielsweise die Biographie von Franz' Schwester Paula stark inspiriert und mich in die Welt der Berliner Bohème und in die Dreiecksgeschichte von Paula, Richard Dehmel und Ida Auerbach geführt. In meinem Buch findet sich zwar nur ein Exkurs von vier Seiten zu diesem Thema (vgl. Willms: *Franz Oppenheimer*, S. 118–122), trotzdem hat mir die Kenntnis dieser ‚Tragödie‘ das Milieu und das geistige Klima greifbarer gemacht, in dem Oppenheimer seine adoleszente Sozialisation und erste Politisierung erfuhr.

36 Buckard: Über biographisches Schreiben, S. 535.

37 Naheliegend, da ich mich erstens bereits seit einigen Jahren mit jüdischer Kultur und Geschichte auseinandergesetzt hatte (vgl. Anm. 6), zweitens war Oppenheimers Beschäftigung mit Nationalismus und religiöser Abstammung sowohl für ihn als auch für sein

Aspekt meiner Beschäftigung mit Franz Oppenheimer konnte ich das Material im Hinblick auf diesen Frage- und Erkenntniszusammenhang eingrenzen. Ich begann also, Dimensionen von *Jewishness* in allen mir vorliegenden Dokumenten, Netzwerken und Praktiken Oppenheimers ausfindig zu machen. Die heuristische Begrenzung funktionierte wie ein Sieb, durch welches jene Dinge, Akteure und Texte hindurchrieseln konnten, die wenig oder kaum etwas zum Aspekt der *Jewishness* als Erfahrungsweise des Akteurs beizutragen hatten.³⁸ Im Sieb blieben Hinweise, einzelne Aufsätze, Beziehungen, Erfahrungen, Erzählungen etc. hängen, die ich dann chronologisch ordnete, um die Entwicklung und Dynamik der zu beschreibenden deutsch-jüdischen Identität besser zu verstehen. Wann bezeichnete sich Oppenheimer bewusst als Juden, wann als Zionisten, wann als Berliner, wann als Deutschen, wann als Europäer? In welchen Diskursfeldern wollte er als „konfessionell völlig neutral“, in welchen Kontexten als entschieden jüdisch wahrgenommen werden? Aufgrund welcher Annahmen bezeichnete er sich erstmals als „Zionist“ in meinem Sinne³⁹ und wann war er nicht mehr mit den Entwicklungen des deutschen Zionismus einverstanden bzw. mit welchen wohl überlegten Worten distanzierte er sich von der Bewegung? Welche Auseinandersetzungen mit seiner Herkunft, seiner Familie, mit den diversen jüdischen Netzwerken und der nichtjüdischen Umwelt veranlassten ihn zu seinen jeweiligen sozialen und emotionalen Praktiken der Positionierung?

Meine biographische Darstellung beginnt mit der Familie Oppenheimers und seiner Erziehung im Milieu des Reformjudentums – wobei ich die archivierten Memoiren seines Vaters Julius als literarischen Einstieg nutze.⁴⁰ Daraufhin behandle ich Oppenheimers Erfahrungen als Student und Burschenschaftler in Freiburg und Berlin. Das Kapitel „Sozialismus: Gelobtes Land“ beschäftigt sich mit dem Wandel, den die Kenntnis von liberalen und sozialistischen Schriften und das Engagement in sozialreformerischen Kreisen bei dem

soziologisches Werk höchst signifikant. Und drittens fanden sich bislang nur verstreute Untersuchungen zu Oppenheimers deutsch-jüdischen Identitätskonstruktionen in einzelnen Artikeln und Büchern, vgl. Willms: *Franz Oppenheimer*, S.21–44.

38 Dies ist trotz allem eine undeutlich abgegrenzte Auswahl, da nicht alle Artikel, in denen sich Oppenheimer mit jüdischer Identität auseinandersetzt, einen Titel tragen, der diese Auseinandersetzung verrät. Zudem bleibt es notwendigerweise kontingent, welche Dinge, Akteure und Texte mit dem Konzept der *Jewishness* verbunden werden.

39 Theodor Herzl / Franz Oppenheimer: Briefwechsel, hrsg. v. Alex Bein. In: *Bulletin des Leo Baeck Instituts* 7,25 (1964), S. 21–55, hier S. 24.

40 Vgl. Julius Oppenheimer: Memoiren eines greisen Kindes, o.D. [um 1907]. Central Zionist Archives (im Folgenden: CZA), A161, Ordner 7.

jungen Arzt Oppenheimer auslösten, und mit der Frage, wie er zum Chefredakteur der *Welt am Montag* avancierte. In weiteren Kapiteln widme ich mich dem praktischen Zionismus und den Aktivitäten, denen Oppenheimer während des Ersten Weltkriegs als Vorsitzender des Komitees für den Osternachging. Nachdem ich Oppenheimers ‚Frankfurter Zeit‘ und damit seine Tätigkeit als Professor für Soziologie und theoretische Nationalökonomie abgehandelt habe, fokussiere ich auf seine Pensionierung und die Emigration aus Deutschland über Japan und Shanghai in die USA. Die Erzählung lasse ich in die Analyse eines historischen Einzeldokumentes münden, nämlich eines Berichts über die gemeinsame Flucht, den wir Oppenheimers Tochter Renata verdanken.⁴¹ Der Bericht markiert gemeinsam mit Oppenheimers letzten Briefen (einschließlich eines ‚Abschiedsbriefs‘ an seine Söhne) den Endpunkt meiner Biographie. Erst im Nachhinein wurde mir klar, dass ich mich mit der Rahmung von Oppenheimers Leben und Werk durch die autobiographischen Texte seines Vaters und seiner Tochter wohl eines häufigen und gut geeigneten Zugriffs innerhalb der jüdischen Geschichtsschreibung bedient hatte:

Neben individualbiographischen Zugriffen [...] eignen sich für die Jewish Studies typischerweise familienbiographische Arbeiten [...]. [...] Dabei interessiert sich diese Richtung insbesondere für längerfristige, eben generationsübergreifende Prozesse wie Verbürgerlichung, Integration und Akkulturation sowie die Tradierung religiöser Inhalte über Generationen hinweg angesichts der zunehmenden Aushöhlung religiöser Werte und traditioneller Sinnstiftungsprozesse in der Moderne.⁴²

Oppenheimers Wirken wird auch in meiner Biographie durch eine (jüdische) Genealogie und Familiengeschichte gerahmt.

Die Verfahrensweise. Analyse und Methodik der Biographie

Die spezifische Mischung aus disziplinären Voraussetzungen und meiner Entscheidung für das Thema deutsch-jüdischer Identitätskonstruktionen brachte mich auf Distanz zu den klassischen Ansätzen aus der Soziologie, den

41 Vgl. Renata Lenart: *One, Who Got Away*, o. D. [um 1940]. Jüdisches Museum Berlin, Akte Franz Oppenheimer.

42 Marcus Pyka: *Jewish Studies*. In: Klein (Hrsg.): *Handbuch Biographie*, S. 414–418, hier S. 416.

Geschichtswissenschaften und den Jüdischen Studien.⁴³ Ich versuchte, mir die Spezifika des kulturanthropologischen Ansatzes zu erschließen. So erarbeitete ich mir eine Perspektive, die sich einerseits auf die Suche nach den Selbstverortungen des Akteurs begibt und dessen Selbstverständnis und Erfahrungen ernst nimmt und die andererseits bestrebt ist, die rahmenden Handlungs-, Diskurs- und Konfliktfelder sowie die Fremdzuschreibungen umfassend zu rekonstruieren. Dabei war ich mir zudem der Eigenart der biographischen Arbeit bewusst, in der die Tendenz, geschlossene Geschichten zu erzählen, vorherrscht, und entschied daher, die Widersprüche und Inkohärenzen in Oppenheimers Leben offenzuhalten, anstatt sie um jeden Preis aufzuklären oder aufzulösen. Ich konzentrierte mich darauf, die Wandlungen der Person darzustellen, mehr Kontext und Dichte zu liefern oder Zitate sprechen zu lassen, um den Leserinnen und Lesern ihren eigenen Interpretationsspielraum einzuräumen und sie durch Dichte Beschreibung und Wissen um Diskurse und Felder in die Lage zu versetzen, eigene weiterführende Gedanken und potenzielle Antworten zu entwickeln.

Meine methodologischen Überlegungen führten mich trotz der zuvor referierten Kritik an Schilderungen geschlossener, oftmals männlicher und als historisch herausragend betrachteter Lebensläufe zur althergebrachten chronologischen Darstellungsweise, die in meinem Fall allerdings als ergebnisoffene Narration zu verstehen ist.⁴⁴ Der von mir gewählte Erkenntniszusammenhang jüdischer Identitätskonstruktionen im Rahmen einer ethnographisch-kulturwissenschaftlichen Geschichtsschreibung war bereits Wagnis genug, sodass ich entschied, von weiteren literarischen Verfahren und kreativen Erzählmustern Abstand zu nehmen. Zudem sollte mit meiner Arbeit zum einen das Thema der Jüdischkeit in Franz Oppenheimers Biographie erstmals umfassend rekonstruiert werden und zum anderen war ich bestrebt, mithilfe eines ausführlichen Fußnoten- und Quellenapparats kommenden Forschenden den Zugang zum Feld zu erleichtern. Meine Rolle als Biographin verstand ich daher in dem Sinne, dass ich selbst Fragen an das Material und den

43 Beispielsweise wollte und konnte ich Oppenheimers Biographie nicht vonseiten der Jüdischen Studien oder mit den jeweils spezifischen Fachkenntnissen einer Historikerin oder Judaistin unter besonderer Bezugnahme auf die jüdischen religiösen Diskurse schreiben, sondern musste auf meine kulturwissenschaftlich-soziologische Perspektive zurückgreifen bzw. mir eine transdisziplinäre Perspektive erschließen.

44 Ich würde allerdings von einer reflektierten Chronologie sprechen, die ich als narratologisches Muster anwendete, d. h. von einer Chronologie ohne den Anspruch auf eine lückenlose Erzählung der Lebensgeschichte.

Akteur richte und diese Fragen vor dem Hintergrund des kontingenten historischen Prozesses und in Auseinandersetzung mit den verschiedenen Akteuren aus den unterschiedlichen Zeiten zu klären versuche. Daneben verhandelte ich die bereits vom Soziologen Oppenheimer angesprochenen Fragen von nationaler, kultureller und emotionaler Zugehörigkeit und jüdischer Identität vonseiten seiner eigenen Disziplin, indem ich die Theorien von Georg Simmel (Fremdheit ‚par excellence‘), Robert Ezra Park (partielle Alterität), Alfred Schütz (der Fremde) und René König (Affinität des jüdischen Gelehrten zur Soziologie) diskutierte.⁴⁵ Ebenso entschied ich mich, die Stimmen der bisherigen Biographen Oppenheimers – Adolph Lowe⁴⁶, Alex Bein⁴⁷, Dieter Haselbach und Bernhard Vogt⁴⁸ – und deren vielschichtige Deutungsversuche in meine Darstellung einfließen zu lassen – mit dem Ziel, die Spannweite der Interpretationsmöglichkeiten und die anhaltende wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den von Oppenheimer behandelten Themenkomplexen aufzuzeigen.

Mit meinem Vorgehen verfolgte ich den Grundsatz, jenen Positionen zu widersprechen, die essenzialisieren, biologisieren und / oder reifizieren. Zu einem schwierigen Zwischenbereich gehören meines Erachtens jene Äußerungen von Soziologinnen und Soziologen, die Jüdinnen und Juden in bestimmten historischen Lagen eine nahezu ‚natürliche‘ Disposition zur Dissidenz und zur Widerständigkeit zusprechen bzw. zugesprochen haben. Gegen die These von einer ‚wesenhaften Andersheit‘ argumentierte ich mit Gelya Frank: „Marginality, and Jewishness, does not always lead to liberal or progressive

45 Vgl. Willms: *Franz Oppenheimer*, S. 45–50.

46 „It certainly was not religious orthodoxy. Soon he translated even his Reform Judaism, declaring himself ‘fully assimilated’ and ‘confessionally neutral’. Nor was he inspired by nationalist or racial convictions. Rather he denounced extreme forms of Jewish nationalism as the ‘photographic negative of antisemitism’ and a danger to the true aspirations of Zionism, which he interpreted as the wish to build up Palestine as a ‘Levantine Switzerland’“ (Adolph Lowe: In Memoriam Franz Oppenheimer. In: *Leo Baeck Institute Year Book* 10 (1965), S. 137–149, hier S. 139).

47 Der ehemalige Direktor der Central Zionist Archives schreibt, dass im Falle Oppenheimers die „innere Verbundenheit mit der deutschen Kultur und dem deutschen Nationalgefühl irgendwie harmonisch vereint war mit dem Glauben an die Werte des Judentums, das er, wie sein Vater, im Sinne der Propheten auffasste – und manche sahen in ihm sogar einen Nachfahren der prophetischen und messianischen Gestalten des Judentums“ (Alex Bein: Franz Oppenheimer als Mensch und Zionist. In: *Bulletin des Leo Baeck Instituts* 7,25 (1964), S. 1–20, hier S. 9).

48 Vgl. Dieter Haselbach: *Franz Oppenheimer. Soziologie, Geschichtsphilosophie und Politik des „liberalen Sozialismus“*. Opladen: Leske + Budrich 1985; Bernhard Vogt: *Franz Oppenheimer. Wissenschaft und Ethik der sozialen Marktwirtschaft*. Bodenheim: Philo 1997.

politics.“⁴⁹ Mir ging es dabei allerdings nicht um eine abschließende Beweisführung, sondern darum, die unterschiedlichen Herangehensweisen und die Unabgeschlossenheit der historischen und aktuellen Fragen zu deutsch-jüdischer Identität, zum säkularisierten Messianismus und den multiplen Zugehörigkeiten vor- und darzustellen. Meine Aufgabe bestand also darin, die Vorstellung jüdischer Identität nicht zu vereinfachen, sondern komplexer zu machen. Und zwar komplexer in der Hinsicht, dass Identitäten und Zugehörigkeiten sich im Laufe eines Lebens ändern, anpassen und immer wieder neu konfigurieren, abhängig sowohl von individuellen Erfahrungen als auch von äußeren Umständen. Mein Buch sollte also weniger die *eine* Antwort darauf geben, wie Oppenheimer sich als Jude und Zionist verstand, oder gar eine Definition seiner religiösen Identität liefern, sondern aufzeigen, wie sich je nach Situation, Zuhörerschaft und gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen sein Selbstverständnis und dessen Wahrnehmung seitens seines Umfeldes änderten. Dabei verstand ich das Verhältnis von Geschichte und Individuum mit Jean-Paul Sartre nicht als ein Nebeneinander, sondern als einander bedingend: als einen „lebendigen Konflikt“, ein „Hin-und-Her zwischen dem Gegenstand und der Epoche.“⁵⁰

Wie bereits ausgeführt, dachte ich als Kulturwissenschaftlerin während der analytischen Arbeit folglich immer den Konstruktionscharakter der jeweiligen Texte, Materialien und Archive sowie die anhaltende Interpretation der vergangenen Ereignisse und Erfahrungen in der Gegenwart mit.

Denn wer sich an Vergangenes erinnert, stellt auf die Wahrnehmung des Erlebten zum Zeitpunkt des Erlebens ab und schichtet gleichzeitig die vorhandenen und aktualisierten Erinnerungen nach den kulturellen Regeln seines eigenen Sprechens in der unmittelbaren Gegenwart auf.⁵¹

Interpretationen von Geschichte sind darum, wenn wir dem Kulturanthropologen Jacques Picard folgen, stets auch Ausdruck einer gegenwärtigen Praxis des Erinnerns und Interpretierens, weshalb die Geschichte selbst „zu einem

49 Gelya Frank: Jew, Multiculturalism, and Boasian Anthropology. In: *American Anthropologist* 99,4 (1997), S. 731–745, hier S. 740.

50 Jean-Paul Sartre: Die progressiv-regressive Methode, aus d. Franz. v. Vincent von Wroblewsky. In: Fetz / Hemecker (Hrsg.): *Theorie der Biographie*, S. 233–245, hier S. 244.

51 Jacques Picard: Biografie und biografische Methoden. In: Christine Bischoff / Karoline Oehme-Jüngling / Walter Leimgruber (Hrsg.): *Methoden der Kulturanthropologie*. Bern: Haupt 2012, S. 177–194, hier S. 190.

Gegenstand wie zu einem Reflexionsraum der anthropologischen Arbeit werden⁵² kann. Die Relationen und die Konstruktion der Beziehungen zwischen Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft sind und bleiben demnach zentraler Aspekt der kulturanthropologischen Auseinandersetzung. So ergeben sich Fragen nach den Gründen für Oppenheimers anhaltende Bedeutung für die heutige Erinnerung und für mich selbst: Welche Rolle spielt womöglich das bislang unerfüllte liberal-sozialistische Projekt; wieso faszinieren und bewegen mich Oppenheimers gelebte Mehrfachzugehörigkeit, seine klare Ablehnung des Kapitalismus, seine Staatslehre und Geschichtsphilosophie, sein utopischer Entwurf und sein genossenschaftliches Engagement?⁵³

„Name als Stigma“ – ein Beispiel für die kulturwissenschaftliche Vorgehensweise

Eine Besonderheit von Oppenheimers Biographie ist sicherlich, dass sich das Thema deutsch-jüdischer Identität und Existenzweise nicht nur innerhalb seiner wissenschaftlichen Schriften (je nach Publikationsort sowohl an ein jüdisches als auch an ein nichtjüdisches Publikum gerichtet) und anhand seines breiten gesellschaftspolitischen Engagements aufzeigen lässt, sondern es kann auch dank umfangreicher Ego-Dokumente⁵⁴ nachverfolgt werden, die Aufschluss über seine Netzwerke, Freundschaften und Familienbeziehungen geben.⁵⁵ Die Selbstverständnisse und soziologisch-politischen Überzeugungen, die sich beispielsweise in seinen öffentlichen wie auch in seinen privaten Äußerungen und Texten finden, sind dabei als miteinander verstrickt zu verstehen. Im Zuge der Analyse sollte daher, wie Christian Klein richtig feststellte, keine Unterteilung in die Bereiche des Authentischen einerseits und in die Bereiche des Inszenierten andererseits vorgenommen werden. Stattdessen geht es darum, „die Beweggründe für diese oder jene

52 Picard: Biografie und biografische Methoden, S. 192.

53 Eine Antwort auf diese und weitere Fragen versuche ich im Vorwort zu meiner Oppenheimer-Biographie zu formulieren, in dem ich mich selbst ‚interviewt‘ habe, vgl. Willms: *Franz Oppenheimer*, S. 13–20.

54 Vgl. Winfried Schulze: Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte? Vorüberlegungen für die Tagung „EGO-DOKUMENTE“. In: Ders. (Hrsg.): *Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte*. Berlin: Akademie 1996, S. 11–30.

55 Vgl. Claudia Willms: Der Jerusalemer Nachlass von Franz Oppenheimer (1864–1943). In: Martin Endreß / Klaus Lichtblau / Stephan Moebius (Hrsg.): *Zyklus 2. Jahrbuch für Theorie und Geschichte der Soziologie*. Wiesbaden: Springer 2015, S. 167–176.

Handlung oder Entwicklung zu rekonstruieren, Parallelitäten herzustellen, Einflüsse aufzuzeigen, Traditionslinien nachzuzeichnen.“⁵⁶ Das folgende Beispiel zum Thema „Name als Stigma“⁵⁷ soll die Korrespondenz zwischen privaten Erfahrungen und wissenschaftlicher Arbeit, wie Oppenheimer sie erfuhr und nutzte, verdeutlichen.

Im Jahr 1922 verfasste Oppenheimer seinen bekannten Text *Die Judenstatistik des preußischen Kriegsministeriums*, mit dem er beabsichtigte, den Vorwurf der ‚Drückebergerei‘, den die Oberste Heeresleitung gegenüber den jüdischen Mitbürgern erhob, zu entkräften.⁵⁸ Er schreibt darin, dass „die Oppen, Oppington und Oppé früher einmal Oppenheimer geheißen haben“ und

dass Männer, die ihrer Religion entfremdet waren und ihren Kindern die Kränkungen und Zurücksetzungen sparen wollten, denen auch der höchstgebildete und seiner Haltung nach vornehmste Jude in Deutschland [...] ausgesetzt war, zwar selbst mit ihren Frauen der jüdischen Statistik erhalten blieben, aber ihre Kinder in der christlichen Religion erzogen.⁵⁹

Mit seiner Schrift wollte Oppenheimer die tendenziöse und tendenziell antisemitische Erhebung und Verwendung von Statistiken vonseiten des preußischen Kriegsministeriums aufdecken. Er führt das „Oppen“-Beispiel an, um zu erklären, dass die Statistik stark verzerrt sei, da viele der Wehrdienstleistenden im Ersten Weltkrieg schlicht als Christen gezählt worden seien, da ihre Eltern sie u. a. aufgrund des äußeren Drucks hätten taufen lassen. Er konnte zudem nachweisen, dass Juden und Jüdinnen aufgrund ihres Bildungsstandes oftmals in weniger bekannten bzw. kaum statistisch ausgewerteten Einsatzbereichen im Krieg aktiv waren (beispielsweise überproportional als Ärzte, Sanitäter und in der Militärverwaltung).

Doch auch im privaten Bereich hatte sich Oppenheimer mit dieser Fragestellung auseinandergesetzt. Und zwar in Form eines kontroversen Briefwechsels mit seinem Bruder Carl im Jahr 1919. Da ich mit meinen Überlegungen an dieser subjektiven und biographischen Ebene ansetze, möchte ich vorausschicken, dass es mir bei der Interpretation des Briefwechsels nicht darum geht,

56 Klein: Einleitung, S. 15.

57 Dietz Bering: *Der Name als Stigma. Antisemitismus im deutschen Alltag 1812–1933*. Stuttgart: Klett-Cotta 1988.

58 Vgl. Willms: *Franz Oppenheimer*, S. 209–211.

59 Franz Oppenheimer: *Die Judenstatistik des preußischen Kriegsministeriums*. München: Verlag für Kulturpolitik 1922, S. 35–36.

zu beweisen, dass und inwieweit *Die Judenstatistik des preußischen Kriegsministeriums* auf faktischen Erfahrungen basiert.⁶⁰ Die Briefe interessieren mich stattdessen als „Ort individueller und kollektiver Sinnproduktion“⁶¹ und als Medium des Austauschs zweier Brüder über ihre Alltagserfahrungen, als Quelle des „Erfahrungszusammenhang[s] von Lebenswelten, von Familien, von Gruppen.“⁶² Die feinen, affektiven und emotionalen Auseinandersetzungen des Akteurs mit seiner Umwelt waren es, die mich in der biographischen Arbeit immer wieder begeisterten.

Oppenheimers jüngerer Bruder Carl erwog im Jahr 1919 aufgrund „der fressenden antisemitischen Seuche, die ihren Höhepunkt noch lange nicht erreicht hat“⁶³, und damit verbundener diverser Diskriminierungserfahrungen, seinen Familiennamen aufzugeben und folglich seinen jüdischen Namen, den er als eine lebenslange „Kette am Bein“⁶⁴ bezeichnete, loszuwerden. Er beschreibt dem Bruder eindringlich, wie er in seinem Arbeitsumfeld ausgegrenzt werde und wie er sich dort als der „in Herablassung geduldete Jude“⁶⁵ behandelt fühle. Die Antwortbriefe von Franz sind zwar nicht erhalten; aus Carls Reaktionen in den überlieferten Zeugnissen können wir jedoch auf ihren Ton und Inhalt schließen: Franz vermag Carls Nöte anscheinend nicht ganz ernst zu nehmen und zieht dessen Überlegungen wohl eher ins Lächerliche, wodurch er ob seiner ‚Arroganz‘ bei seinem kleinen Bruder großen Ärger erregt. Carl wirft daraufhin Franz vor, dass er nicht mehr mitbekäme, wie der „Judenhass in seiner übelsten Form geradezu Orgien feiern“ würde, da dieser sich „in seiner königlichen Stellung als Ordinarius“ darüber erheben könnte.⁶⁶ Und Carl besteht auf der Legitimität seiner Erwägung: „Dass ich aber meinen Jungen wenigstens diese Fessel, die mich selbst im Wettrennen um den

60 Dies war nicht Thema meiner biographischen Darstellung, trotzdem würde ich Oppenheimers Replik auf *Die Judenstatistik des preußischen Kriegsministeriums* als äußerst stichhaltig beurteilen.

61 Ulrike Jureit: Authentische und konstruierte Erinnerung – Methodische Überlegungen zu biographischen Sinnkonstruktionen. In: *WerkstattGeschichte* 18 (1997), S. 91–101, hier S. 99.

62 Wolfgang Kaschuba: Volkskultur und Arbeiterkultur als symbolische Ordnungen. Einige volkskundliche Anmerkungen zur Debatte um Alltags- und Kulturgeschichte. In: Lüttke (Hrsg.): *Alltagsgeschichte*, S. 191–223, hier S. 192.

63 Carl Oppenheimer an Franz Oppenheimer, 20.12.1919. CZA, A 161, Ordner 73.

64 Carl Oppenheimer an Franz Oppenheimer, 19.01.1919. CZA, A 161, Ordner 72.

65 Carl Oppenheimer an Franz Oppenheimer, 20.12.1919. CZA, A 161, Ordner 73.

66 Ebd.

Erfolg schwer gehemmt hat, abstreifen will, was kann man dagegen sachlich im Ernst vorbringen?⁶⁷

Dieser Einblick in die private Alltagswelt zweier Brüder aus dem Jahr 1919 macht sichtbar, wie sich mehrere Ebenen und Felder verschränken: familiäre und psychosoziale Komponenten, soziokulturelle Erfahrungen und strukturelle Bedingungen in der Arbeitswelt, die intergenerationale und geschlechtsspezifische Frage (das heißt die Weitergabe des väterlichen Namens⁶⁸) und die antisemitische Atmosphäre der Weimarer Republik. Wie unter einem Brennglas wird hier deutlich, welches Leid der mal unterschwellige, mal offenkundige Antisemitismus (auch) einem gebildeten, gut situierten jüdischen Deutschen wie Carl Oppenheimer bereitete. Die Herablassung, die Carl nur aufgrund seines Namens in Arbeitssituationen und in der Öffentlichkeit erfuhr, führte folglich angesichts seiner Verpflichtung, den „guten Namen unseres Vaters“⁶⁹ an seine getauften Kinder weiterzugeben, zu einem inneren Konflikt. Die „Lebenszukunft [s]einer Söhne“ mache schließlich, so schreibt Carl in einem langen, klärenden Brief an Franz im Dezember 1919, den Schritt unverzichtbar, dass er auch seinen Namen wechsele:

Ich habe also sehr lange geschwankt, ob ich nicht *nur* den Kindern einen anderen Namen geben lassen sollte, habe aber das aufgegeben, erstens weil es kaum zu erreichen ist, und vor Allem weil ich dadurch meine Familie auseinandergerissen hätte.⁷⁰

In jenem über ein Jahr sich hinziehenden Briefwechsel wird der „quälende Widerspruch“⁷¹, der von vielen Jüdinnen und Juden innerhalb der Weimarer Republik erfahren wurde, an einem Einzelschicksal und im Rahmen der Alltagskultur nachvollziehbar. Oder anders herum: Solche Schicksale und Erfahrungen wie Carls Ringen um den Namenswechsel veranschaulichen

67 Ebd.

68 „Der einzige ernste Punkt ist das Andenken des Vaters und der gute Name, den Du und ich uns geschaffen haben. [...] Und doch – was ist der Name Oppenheimer? Viele Tausend Juden heißen so, was soll sich am Andenken unseres Alten bei uns daran ändern, wenn ein Zweig der Familie anders heisst? Tragen ja auch die Enkel von den Töchtern andere Namen“ (ebd.).

69 Carl Oppenheimer an Franz Oppenheimer, 19.01.1919. CZA, A 161, Ordner 72.

70 Carl Oppenheimer an Franz Oppenheimer, 20.12.1919. CZA, A 161, Ordner 73 (Herv. i. Orig.).

71 Paul Mendes-Flohr: Juden innerhalb der deutschen Kultur. In: Ders. / Avraham Barkai / Steven M. Lowenstein (Hrsg.): *Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit*, Bd. 4: 1918–1945. München: Beck 2000, S. 167–190, hier S. 167.

jenen Widerspruch, der die jüdischen Lebenswelten zur Weimarer Zeit prägte. „Während die Juden endlich voll an der Kultur und dem öffentlichen Leben Deutschlands beteiligt waren, wurde ihr Recht auf diese Beteiligung immer hitziger in Frage gestellt“⁷², so beschreibt der Historiker Paul Mendes-Flohr die politische Lage und die Debatte um die Partizipation der deutschen Jüdinnen und Juden in der Republik. Am Briefwechsel wird zudem sichtbar, was der Historiker Dietz Bering in seinem Buch *Der Name als Stigma* herausarbeitete: dass nämlich erstens „Namen tatsächlich als Stigma fungierten“⁷³ und dass zweitens Namensprobleme vor allem in ‚Grenzfällen‘ wie jüdisch-christlichen Eheschließungen oder dem generationalen Verlust jeglichen Bezugs zum Judentum auftraten.⁷⁴ Warum Carl Oppenheimer, der einen solchen exemplarischen ‚Grenzfall‘ darstellt, den Schritt des Namenswechsels letzten Endes doch nicht vollzog, konnte ich allerdings aus dem Briefwechsel oder anderen Dokumenten nicht abschließend rekonstruieren – klar ist aber, dass er im Jahr 1920 als Leiter der wissenschaftlichen Abteilung der Berliner AG für chemische Produkte (vormals H. Scheidemandel) angestellt wurde. Möglicherweise reichten bereits der Wechsel in eine bedeutsame Stellung und die Rückkehr in seine Heimatstadt Berlin für den Gesinnungswandel aus. Beachtenswert an dem beschriebenen Fall ist die Tatsache, dass ich die privat geführte Debatte um den Namenswechsel in einer der Schriften Oppenheimers, in der *Judenstatistik des preußischen Kriegsministeriums*, wiederentdeckte. Darin erkannte ich erstens die Verarbeitungsmöglichkeit, die das öffentliche Schreiben für Oppenheimer bot, und konnte nachvollziehen, wie der Übersetzungsprozess von Erfahrung zur Wissensproduktion ablief. Zweitens wurde mir deutlich, dass diese Übersetzung analog zu Oppenheimers wissenssoziologischem Verständnis erfolgte, nach welchem bei jedem Menschen eine „persoenliche[] Gleichung“ auszumachen sei (das heißt die Vertretung der jeweiligen Gruppeninteressen, seien dies die „Vorurteile seines Volkes oder Staates oder seiner Konfession oder seiner Rasse oder Klasse“).⁷⁵ Dass Oppenheimer auch als Wissenschaftler seine (und seines Bruders) Erfahrungen im Sinne der eigenen Gruppeninteressen interpretierte und diese innerhalb seiner Schrift in eine Hypothese umwandelte, geschah daher in

72 Mendes-Flohr: *Juden innerhalb der deutschen Kultur*, S. 167–168.

73 Bering: *Der Name als Stigma*, S. 291.

74 Vgl. ebd., S. 302.

75 Franz Oppenheimer: *Grundlagen und Bedingungen wissenschaftlicher Arbeit*. In: *Shanghai Jewish Chronicle*, 21.10.1939, S. 6.

Übereinstimmung mit seinem wissenschaftlichen Streben, der „Wahrheit“⁷⁶ näher zu kommen.

Für mich als Kulturanthropologin sind es vor allen Dingen dichte Ego-Dokumente wie dieser Briefwechsel, die meine Aufmerksamkeit erregen. Die Akteure sind gezwungen, sich in einem gesellschaftlichen Konfliktfeld praktisch zu positionieren und zu artikulieren – „in order to act at all“, wie Hall feststellte. Die Identitäts- und Positionierungsarbeit der Subjekte findet dabei stets in einem prädeternierten sozialen und diskursiven Raum statt, bringt aber gleichzeitig selbst wieder soziale Wirklichkeit hervor und verdeutlicht somit die Handlungsmacht der Akteure.⁷⁷ Und darum strahlen Ego-Dokumente eine besondere Faszination aus: Sie sind erstens als alltagskulturelle Quellen leichter nachvollziehbar und berichten zweitens von den verdichteten Erfahrungen der Akteure, die die vielfach in der Forschung herausgearbeitete Ambivalenz der erfolgreich assimilierten Generation, von Dissimilation, Assimilation und Übertritt widerspiegeln. „[K]ulturell[e] Praxen und kulturell[e] Werte“⁷⁸ werden durch eine solche Vorgehensweise und Darstellung unmittelbar(er) entzifferbar. Indem sich Alltagskultur, persönliche Erfahrungen und politische Diskurse verdichten, offenbart sich in den Briefen von Carl und Franz auch der „lebendige[] Konflikt“⁷⁹ von Struktur und Individuum.

Wie bereits erläutert, spielen Temporalität und die chronologische Abfolge in meiner Biographie eine wichtige Rolle, denn die Selbst- und Fremdwahrnehmung variiert über die Zeit hinweg sowohl aufgrund der Veränderung der Diskurse als auch aufgrund individueller Erfahrungen – das heißt, es gibt biographische Konjunkturen. Es war mir ein Anliegen, auch die Veränderungsprozesse, die Diskontinuitäten und subjektiven Wahrnehmungen aufzuzeigen. So konnte ein und derselbe Mann völlig unterschiedlich wahrgenommen werden: Galt Oppenheimer den jungen Zionistinnen und Zionisten der zweiten Generation als zu assimiliert, war er in den Augen seines Bruders ein abgehobener Professor, der es sich leisten konnte, den ‚jüdischen‘ Namen des

76 Ebd.

77 Vgl. Claudia Willms: Irritation, Erkenntnis und Verwandlung infolge eines Interviews mit einer muslimischen Umweltschutzaktivistin. (Narrative) Positionierung und Selbstreflexivität in der Interviewanalyse. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* 23,1 (2022), Art. 6. www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/3746 (Zugriff am 12.10.2022).

78 Kaschuba: *Volkskultur und Arbeiterkultur*, S. 192.

79 Sartre: *Die progressiv-regressive Methode*, S. 244.

Vaters bewusst weiterzutragen (und zudem ein Sturkopf, der die notwendigen Papiere zur Namensänderung nicht unterschreiben wollte). Kurzum: Eine konsistente, im Laufe einer Lebensgeschichte stabile (jüdische) Identität ist ein Abstraktum, ihre widerspruchsfreie Darstellung eine Fiktion.

Geschichtsschreibung von den Rändern?

„Geschichtsschreibung von den Rändern“, so würde ich meine Form des biographischen Arbeitens und Schreibens bezeichnen.⁸⁰ Ein Rand wird im Duden sowohl als die „äußere Begrenzung einer Fläche“ als auch als „etwas, was etwas umfasst und ihm Halt gibt“, definiert.⁸¹ An diesem Begriffsgehalt interessieren mich gleichermaßen das Außen wie das umfassende, Halt gebende Element des Rands bzw. der Ränder. Die von mir postulierte Form der Geschichtsschreibung, die ich hier mit der Rand-Metapher zu verdeutlichen versuche, basiert auf einem Verständnis der modernen Geschichte als eines Ensembles von Verflechtungen der Innen- und der Außenperspektiven. „Die Betonung der Verwobenheit“, so insistieren Sebastian Conrad und Shalini Randeria, „sagt zunächst noch nichts über die Modalitäten der Interaktion aus, die von erzwungener Übernahme, freiwilliger Assimilation, gewaltsamer Zerstörung bis zu wechselseitiger Umstrukturierung reichen können.“⁸² So habe „die Zunahme von Austausch und Interaktion nicht nur homogenisierende Wirkungen entfaltet, sondern zugleich die Entstehung von Grenzlinien und Partikularitäten befördert.“⁸³ Die Ränder der

80 Diese Bezeichnung prägte ich in Anlehnung an die Tradition der ‚Geschichtsschreibung von unten‘ der 1980er Jahre, die sich mit der Alltagsgeschichte diskriminierter Gruppen auseinandersetzte. Diese von einer „frech-phantasievoll[e] Widerspenstigkeit“ (Lüdtke: Einleitung, S. 35) getragene Praxis der Geschichtsschreibung kann im doppelten Sinne als ‚von unten‘ verstanden werden: zum einen, da sie von lokalen Laienforscherinnen und -forschern sowie Geschichtswerkstätten getragen war und zum anderen durch ihre Erweiterung der Perspektive auf die subjektiven Geschichte(n), u. a. innerhalb der Arbeiterkulturforschung, der Geschlechterforschung und der Geschichte des Widerstands, vgl. Berliner Geschichtswerkstatt (Hrsg.): *Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte*. Münster: Westfälisches Dampfboot 1994.

81 Rand. In: *Duden online*, o. D. www.duden.de/rechtschreibung/Rand_Einfassung_Begrenzung (Zugriff am 06.09.2022).

82 Sebastian Conrad / Shalini Randeria: Einleitung: Geteilte Geschichten. Europa in einer postkolonialen Welt. In: Dies. / Regina Röhild (Hrsg.): *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*. Frankfurt am Main: Campus 2013, S. 32–70, hier S. 40.

83 Ebd., S. 41.

eurozentristischen Historiographie sind jenseits der Machtzentren und in den fragilen Perspektiven und Erfahrungen marginalisierter Subjekte auszumachen. Diese Verflechtungen, Erfahrungs- und Existenzweisen werden in der Form der Geschichtsschreibung, für die ich plädiere, relational und von den Rändern her miteinander verbunden und analysiert. Als Ergebnis dieser historiographischen Erkenntnispraxis entsteht eine multiperspektivische Erinnerungslandschaft.

Den marginalisierten Subjekten werden in der Geschichtsschreibung von den Rändern ihre eigene Perspektive und ihre Handlungsmacht zuerkannt, ihre Selbstbeschreibungen und Erfahrungen können Raum erhalten. Die Außenperspektive, die Herrschaftsdiskurse und die Verallgemeinerungen sollen dabei nur insofern zugelassen werden, als sie für das zu biographierende Subjekt und seine Handlungen von Bedeutung waren bzw. es sich mit ihnen auseinandersetzte. Die Akteure der Geschichtsschreibung von den Rändern sind zudem dadurch gekennzeichnet, dass sie im Laufe ihres Lebens ein ‚Sowohl-als-auch‘ erfahren und auch so rezipiert werden müssen: Als Subjekte, die sich als handlungsmächtig und zugleich als ohnmächtig gegenüber der Diskursmacht, den strukturellen (Unterdrückungs-)Verhältnissen und dem Lauf der Geschichte wahrnehmen. Als Subjekte, die sich anpassen, dabei aber auch versuchen, sich treu zu bleiben. Als Subjekte, die sowohl im Zentrum als auch an der Peripherie anzusiedeln sind, da sie die Perspektive der Ausgeschlossenen und Marginalisierten⁸⁴ und gleichzeitig die Perspektive der Privilegierten und Mächtigen repräsentieren können.⁸⁵

Im Fall Oppenheimers war es von außerordentlicher Bedeutung, stets auf die Verstrickung und die Überschneidungen der Zugehörigkeiten aufmerksam zu machen und im Sinne des Soziologen Franz Oppenheimer auch auf die permanente und simultane Mehrfachzugehörigkeit aller modernen Subjekte hinzuweisen. Die Querverbindungen und *interconnections* zwischen den diversen

84 Ich meine hier eine dreifache Marginalisierung: erstens die Marginalisierung von Oppenheimers Lebenswerk, das heißt seines soziologischen Werks als auch seines siedlungsgenossenschaftlichen Engagements (u. a. infolge der Vertreibung aus Deutschland und der Vernichtung seines Werks durch die Nationalsozialisten bei der Bücherverbrennung); zweitens die Marginalisierung seiner Bedeutung in der sozialistischen, der liberalen als auch der jüdischen Kulturgeschichte und drittens die Marginalisierung seines Beitrags im Hinblick auf die allgemeine Anerkennung von Mehrfachzugehörigkeit in europäischen Gesellschaften. Außerdem wird Oppenheimer zu Unrecht innerhalb der allgemeinen deutschen Geschichtsschreibung vernachlässigt.

85 Vgl. Willms: *Franz Oppenheimer*, S. 195–202 (Kap. „Gründung und Entwicklung des Komitees für den Osten“).

Identitätskonstruktionen und Zugehörigkeiten variieren zudem innerhalb der Lebenszeit, was ich anhand der biographischen Konjunkturen der deutsch-jüdischen Identitätskonstruktionen von Franz Oppenheimer in meiner Biographie aufzeige. Die Dichte Beschreibung strickt demnach von den Rändern her ein Netz aus Beziehungen und Relationen, wodurch das Subjekt in der Mitte dieses Netzes immer deutlicher erkennbar wird, innerhalb dessen es weiterhin dynamisch gedacht werden kann. Es scheint, dass die Akteure in ihrer Alterität gerade durch die Perspektive von den Rändern und durch den Fokus auf ihre Positionierungen in einem dynamischen und multiperspektivischen Feld verständlich werden.

Stefanie Mahrer

Salman Schocken

Eine biographische Annäherung an einen Unnahbaren

Biographien als Geschichtsschreibung

„Der Mensch lebt nicht nur ein persönliches Leben als Einzelwesen, sondern, bewusst oder unbewusst, das seiner Epoche und Zeitgenossenschaft“¹, schrieb Thomas Mann im *Zauberberg* und erfasste damit, was die wissenschaftliche Biographik erst Jahrzehnte später zu verstehen begann – nämlich, dass eine Lebensgeschichte auch immer die Geschichte ihrer Epoche ist. Dies bedeutet jedoch gleichzeitig, dass die gesellschaftlichen und sozialen Zustände von Menschen geprägt werden. Durch das wechselseitige Einwirken von Individuen und Strukturen entsteht Geschichte.

Im Unterschied zur Biographik des Historismus begreift die moderne Forschung das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft nicht länger dichotom;² sie geht vielmehr von einem „soziologischen Begriff der historischen Persönlichkeit aus“³. Grażyna Jurewicz weist darauf hin, dass in der jüdischen Biographik die „Problematik einer inneren Inkongruenz des Individuums besonders dringlich“ sei, da jüdische Individuen „verschiedene Handlungsspielräume durchschreite[n], in denen Autonomie in jeweils historisch

1 Thomas Mann: *Der Zauberberg. Roman*. Frankfurt am Main: Fischer 2019, S. 49.

2 Vgl. Jürgen Oelkers: Biographik – Überlegungen zu einer unschuldigen Gattung. In: *Neue politische Literatur* 19,3 (1974), S. 296–309; Hagen Schulze: Die Biographie in der ‚Krise der Geschichtswissenschaft‘. In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 29,8 (1978), S. 508–518.

3 Hans Erich Bödeker: Biographie. Annäherung an den gegenwärtigen Forschungs- und Diskussionsstand. In: Ders. (Hrsg.): *Biographie schreiben*. Göttingen: Wallstein 2003, S. 9–63, hier S. 20.

definiertes hochspezifischer Weise zugleich ermöglicht und beschnitten wird.“⁴ Die wissenschaftliche Biographie muss daher zwingend sowohl das Individuum wie auch die Handlungsspielräume und historischen Kontexte in den Blick nehmen. Das Schreiben einer Biographie im Kontext berücksichtigt, dass die Autonomie des handelnden Subjekts eine Illusion ist,⁵ und versteht die Person als Teil der sozialen Gruppe(n), in der (denen) sie erzogen wurde und zu der (denen) sie gehörte. Menschen sind, um den Ausdruck von Anthony La Vopa zu verwenden, „positioned in a dense cluster of [historical] contexts.“⁶ Die Rekonstruktion eines singulären Lebens ermöglicht es uns, so Simone Lässig, zu analysieren, „wie sich soziale, wirtschaftliche, kulturelle, politische und ethnische Netzwerke bilden, verfestigen und überschneiden oder auflösen.“⁷ Eine Biographie ist also weder Struktur noch *agency*, sondern immer beides.⁸

Salman Schocken (1877–1959) war eine der zentralen Persönlichkeiten des zionistisch orientierten deutschen Judentums der Weimarer Republik und für ein paar wenige Jahre zählte er als Mäzen, Verleger und Verwalter der Hebräischen Universität auch zu den führenden Jerusalemer Persönlichkeiten. Während seine Weggefährten und -gefährten jedoch bis heute einen Platz im kollektiven Gedächtnis Israels einnehmen, zentrale Straßen, Plätze und Forschungsinstitutionen nach ihnen benannt sind, erinnert sich nur noch ein kleiner, wenn auch wachsender Kreis an Salman Schocken. Die Gründe dafür sind in Schockens Abkehr von Palästina zu suchen. Er verließ Jerusalem im Dezember 1940, um im Auftrag der Hebräischen Universität in den USA Spendengelder für die finanziell angeschlagene Institution einzuwerben. Von dieser Reise kehrte er erst nach Kriegsende zurück. In den Jerusalemer Kreisen führte dies zu Enttäuschung und Ärger darüber, dass Schocken

4 Grażyna Jurewicz: Biographische Forschungspraxis in den Jüdischen Studien. Ein Plädoyer für mehr Methodenbewusstsein. In: *Medaon* 15,28 (2021), S. 1–4, hier S. 3. <https://www.medaon.de/de/artikel/4669/> (Zugriff am 23.08.2022).

5 Vgl. Pierre Bourdieu: Die biographische Illusion. In: Ders.: *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*, aus d. Franz. v. Hella Beister. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998, S. 75–83.

6 Anthony J. La Vopa: *Fichte. The Self and the Calling of Philosophy, 1762–1799*. Cambridge: Cambridge UP 2001, S. 8.

7 Simone Lässig: Introduction: Biography in Modern History – Modern Historiography in Biography. In: Dies. / Volker R. Berghahn (Hrsg.): *Biography Between Structure and Agency. Central European Lives in International Historiography*. New York / Oxford: Berghahn 2008, S. 1–26, hier S. 20 (Übers. St. M.).

8 Vgl. ebd.

während des Krieges Palästina den Rücken gekehrt hatte. Als Salman und seine Frau Lili Schocken dann im Herbst 1945 nach fünfjähriger Abwesenheit zu Besuch nach Palästina kamen, war das keine Heimkehr: Die Villa war vermietet, Schockens Stellung bei der Universität aufgelöst und die früheren Freund:innen entfremdet. Kurt Blumenfelds Schilderung von Schockens erstem Aufenthalt in Jerusalem nach dem Krieg steht exemplarisch für den kühlen Empfang, der ihm bereitet wurde:

Schocken wird [...] als ein sehr enttäuschter Mann das Land verlassen. Man vergisst ihm nicht, dass über ihn bei Ausbruch des Krieges das Witzwort in Palästina verbreitet werden konnte, er habe gekabelt: „Kann Amerika in der Stunde der Not nicht verlassen. S. Schocken.“ Wir stehen persönlich gut, ich habe ihn aber [...] während der ganzen Zeit nur flüchtig gesprochen. Alle behandeln ihn höflich, aber niemand nimmt von ihm Notiz. Wie viel Korruption es auch geben mag, Geltung im öffentlichen Leben und Geldbesitz fallen nicht zusammen.⁹

Schocken, dem Einfluss und Anerkennung so wichtig waren, wurde zu einer marginalen Figur. Bis zu einem gewissen Grad war er jedoch immer eine Figur am Rand. Denn trotz seines messbaren Einflusses in kulturellen Initiativen, zionistischen Aufgaben oder wirtschaftlichen Fragen und trotz seines weitgespannten Beziehungsnetzes schien er gewissermaßen allein, ohne echte Freundschaften oder tiefgehende Beziehungen. Er war eine öffentliche Person, ohne sich Menschen zu öffnen.

Blumenfeld, der sich 1946 noch ausnehmend kritisch über Salman Schocken geäußert hatte, schrieb nach Schockens Tod etwas versöhnlicher:

Salman Schocken war eine kompliziert geschliffene Persönlichkeit mit einer Fülle von Facetten. Wer ihn beleuchten will, muss jedes Mal Blick und Stellung ändern. Es gilt, seine Vielseitigkeit zu erfassen und gleichzeitig zu versuchen, in das Rätsel seines Lebens einzudringen.¹⁰

Als Biographin dieses Menschen, der kaum Privates und schon gar nichts Persönliches von sich preisgegeben hatte, konnte es mir nicht gelingen, in „das

9 Kurt Blumenfeld an Hannah Arendt, 04.01.1946. In: Ingeborg Nordmann / Iris Pilling (Hrsg.): *Hannah Arendt, Kurt Blumenfeld. „... in keinem Besitz verwurzelt“*. Die Korrespondenz. Hamburg: Rotbuch 1995, S. 35.

10 Kurt Blumenfeld: *Erlebte Judenfrage. Ein Vierteljahrhundert deutscher Zionismus*. Stuttgart: DVA 1962, S. 99.

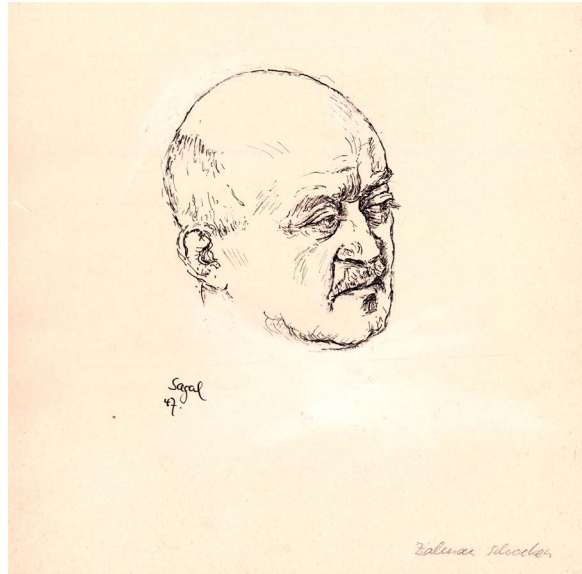
Rätsel seines Lebens“ einzudringen.¹¹ Dass dies aber gar nicht das Ziel einer wissenschaftlichen Biographie sein soll, brachte Ulrich Raulff, der ehemalige Direktor des Marbacher Literaturarchivs und Biograph Stefan Georges, in einem Interview mit der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* treffend auf den Punkt. Er stellte lakonisch fest, dass ihn an Biographien oft das „Kumpelhafte“ störe; ihm seien auch die Figuren, für die er sich am stärksten erwärmt habe, „nicht unbedingt durchsichtig geworden, zu keinem habe [er] ein Duzverhältnis.“¹² Dennoch steht die Frage im Raum, wie man sich einer Person nähert, die keinerlei Nähe zulässt. Etwas konkreter: Salman Schocken hinterließ ein umfangreiches Privat- und Firmenarchiv, Tausende von Briefen, Telefonnotizen, Anweisungen und Ähnliches. Fast alle diese Schriftstücke sind in einem geschäftlichen, distanzierten Ton gehalten, nur ganz wenige geben Einblick in Schockens Gefühlswelt und selbst diese sind mehr Selbstanalyse des Verfassers als unmittelbarer Ausdruck seines Empfindens.

Das zweite Problem, das sich mir als Biographin stellte, war die Frage nach der Struktur der Biographie. Welche Themen und welche Lebensereignisse sollten besonders gewichtet werden und welche Aspekte in den Hintergrund treten oder gar weggelassen werden? Die kritisch-reflektierte Biographieschreibung hat sich vom Bild einer in sich geschlossenen Lebenserzählung verabschiedet. Gerade im Kontext von Migration und Flucht sind Pierre Bourdieus Hinweise auf die Nichtlinearität der menschlichen Identität relevant. Nur noch der Eigenname sei „als bleibende und dauerhafte soziale Identität gesetzt“; er steht, so Bourdieu, „für die Identität des biologischen Individuums in all den möglichen Feldern [ein], in die es als Akteur hineingerät, das heißt in allen seinen möglichen Lebensgeschichten.“¹³ Ein Zugang zur historischen Biographik, der sich einem solchen nichtlinearen Verständnis des menschlichen Lebens verdankt, ermöglicht es, die Lebensgeschichte eines Menschen zu erzählen, ohne deren teleologische, lückenlose Nacherzählung anzustreben. Vielmehr wird untersucht, wie das historische Subjekt in seiner Epoche sein Leben gestaltete, welche Entscheidungen es traf und wie diese von

11 Vgl. Stefanie Mahrer: *Salman Schocken. Topographien eines Lebens*. Berlin: Neofelis 2021. Die Forschung im Rahmen des Habilitationsprojektes, deren Ergebnisse in dem Buch präsentiert werden, wurde u. a. finanziert durch den Schweizerischen Nationalfonds, die Rothschild Foundation Hanadiv London, den Forschungsfonds der Universität Basel, das Rosenzweig Fellowship des Franz Rosenzweig Minerva Research Centers an der Hebräischen Universität Jerusalem und ein Gerald Westheimer Career Development Fellowship.

12 Ulrich Raulff / Lorenz Jäger: Im Gespräch: Ulrich Raulff. Wie hat George unser Land geprägt? In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 24.10.2009, Beilage „Bilder und Zeiten“, Z. 6.

13 Bourdieu: Die biographische Illusion, S. 78.



Wladimir Sagal: *Portraitzeichnung Salman Schocken*, Zürich 1947.

den Umständen der Zeit beeinflusst wurden. Es geht dabei auch darum, den Eigensinn der jeweiligen Akteur:innen im Blick zu behalten und danach zu fragen, wo Neues geschaffen wurde und inwiefern sie sich gegen die vorherrschenden gesellschaftlichen Erwartungen und Normen auflehnten. Salman Schockens Leben war geprägt von freiwilligen und unfreiwilligen Migrationen, von sozialem Aufstieg und von professionellen Umschichtungen. Er bewegte sich zwischen und in unterschiedlichen Lebenswirklichkeiten sowie geographischen und sozialen Räumen. Diese unterschiedlichen Räume gaben der Biographie, wie sie in Buchform vorliegt, ihre Struktur. Raum wurde für mich zum Struktur-, aber auch zum Analyseelement. Ich verstehe ihn in Anlehnung an Karl Schlögel¹⁴ als Klammer, die eine *histoire totale* ermöglicht. Im Raum muss die Geschichte nicht mehr in ihren Einzelteilen in einer chronologischen Abfolge der Ereignisse gelesen, sondern kann in ihrer Gesamtheit in den Blick genommen werden. Soziale Beziehungen, politische Ereignisse, kulturelle Ausdrücke und gesellschaftliche Normen lassen sich

14 Vgl. Karl Schlögel: *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*. Frankfurt am Main: Fischer 2016.

so in ihren Beziehungen zueinander studieren und ermöglichen, den Menschen in seinen Verflechtungen wahrzunehmen. Schlögel begreift den Raum als ein offenes, dynamisches Konzept, interessiert sich jedoch vornehmlich für urbane Räume und vernachlässigt einerseits das „Dazwischen“, also die Reise durch den Raum, und andererseits die „Verräumlichung des Sozialen“. ¹⁵ Für das Verstehen der Biographie Salman Schockens ist das ‚Dazwischen‘ jedoch fundamental. Die Erfahrung des Dazwischen hat 1974 auch der französische Schriftsteller Georges Perec in seinem Text *Espèces d’espaces* ausgelotet, indem er die „Selbstverständlichkeit“ ¹⁶ des realen Raumes in Frage stellte. Er verstand die Lebenswelt eines jeden vielmehr als zusammengesetzt aus einer Vielzahl von Räumen, die „sich vermehrt geteilt und aufgelockert [haben]. Es gibt heute Räume in allen Größen und von allen Sorten, für jeden Gebrauch und für alle Funktionen. Leben heißt, von einem Raum zum anderen zu gehen“ ¹⁷. Dieses Konzept der Gleichzeitigkeit von Räumen war für meine biographische Arbeit essenziell. Michel Foucault schrieb in seinem für die kulturwissenschaftliche Raumforschung zentralen Aufsatz „Des espaces autres“, dass „wir [...] in einem Moment [sind], wo sich die Welt weniger als ein Großes sich durch die Zeit entwickelndes Leben erfährt, sondern eher als ein Netz, das seine Punkte verknüpft und sein Gewirr durchkreuzt.“ ¹⁸ So auch bei Salman Schocken: Er bewegte sich in mehreren sozialen, politischen, kulturellen und geographischen Räumen gleichzeitig. Diese Räume berührten und überschritten sich.

In jedem Kapitel meiner biographischen Studie betrachte ich ein Feld – oder eine Topographie, wie ich es genannt habe. Ausgehend von diesen Topographien habe ich das Leben und Wirken Schockens zu fassen versucht. Dieser Zugang hat verhindert, das Leben Schockens als teleologische Erzählung zu fassen, im Gegenteil, er macht Brüche und Leerstellen sichtbar. Für diesen Beitrag rücke ich exemplarisch einen Raum, nämlich Schockens Exil in Jerusalem in den Fokus. Schocken und seine Familie erfuhren ein Schicksal,

15 Albrecht Weisker: Rezension zu: Karl Schlögel: Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik. München 2003. In: *H-Soz-Kult*, 13.03.2004. <https://www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-4847> (Zugriff am 23.08.2022).

16 Georges Perec: *Träume von Räumen*, aus d. Franz. v. Eugen Helmlé. Zürich: Diaphanes 2013, S. 13.

17 Ebd.

18 Michel Foucault: Andere Räume, aus d. Franz. v. Walter Seitter. In: Karlheinz Barck / Peter Gente / Heidi Paris / Stefan Richter (Hrsg.): *Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik. Essays*. Leipzig: Reclam 1992, S. 34–46, hier S. 34.

wie es Hunderttausende weitere Jüdinnen und Juden in Deutschland erlitten: Ausgrenzung, Enteignung und Emigration. Die individuellen Umstände sind jeweils einzigartig – die Familie Schocken konnte auf ein professionelles und persönliches Netzwerk zurückgreifen und verfügte über die finanziellen Mittel, die ihr die Emigration im Vergleich zur großen Mehrheit erleichterten. Hier soll es darum gehen, vor dem Hintergrund biographietheoretischer und -praktischer Überlegungen die individuelle mit den kollektiven Erfahrungen in Beziehung zu setzen und somit einen Beitrag zur Biographieforschung wie zur Exilgeschichte der deutschen Jüdinnen und Juden im britischen Mandatsgebiet Palästina zu leisten.

Salman Schocken und sein Beziehungsnetz

Über Salman Schockens Jugendjahre ist nur wenig bekannt. Geboren am 30. Oktober 1877 in der Provinz Posen, wuchs er als jüngstes Kind in einem traditionellen jüdischen Elternhaus auf. Der Vater, Isaak Schocken, ein gelernter Schneider, war Besitzer eines Manufakturwarengeschäftes, seine Mutter Eva war Hausfrau. Die Familie Schocken unterschied sich damit wenig von den anderen jüdischen Familien in Posen. Salman Schockens Schulbildung beschränkte sich auf wenige Jahre in der deutschen Grundschule und seine religiöse Bildung auf ein paar Jahre im Cheder. Er verschwieg diese Tatsache nie, sondern gab sie bei passender Gelegenheit fast schon etwas kokett und anekdotisch zum Besten.¹⁹ Die finanziellen Möglichkeiten der Familie, die zwar nicht arm, aber auch nicht vermögend war, ließen es nicht zu, dass Salman das Gymnasium besuchte. Entgegen seinem eigentlichen Wunsch, an einer Hochschule zu studieren, absolvierte er daher eine kaufmännische Lehre und trat nach zweijähriger Ausbildung eine Aushilfsstelle in Gnesen an. Seine nächste Stelle führte ihn nach Berlin und schließlich nach Leipzig. Schocken ruhte sich in seiner Anstellung nicht aus: Sowohl in Berlin wie auch in Leipzig besuchte er Abendvorlesungen an den jeweiligen Universitäten, unter anderem in Literatur- und Allgemeiner Geschichte und in Philosophie.²⁰

19 Vgl. dazu z. B. Moritz Spitzers Nachruf auf Salman Schocken bei Radio Berlin, Typoskript, 20.01.1960. Schocken Archiv, The Schocken Library, Jerusalem (im Folgenden SchA), 303.

20 Vgl. Entwurf einer biographischen Skizze von Lucie Birnbaum (Büroleiterin des Schocken-Konzerns in Berlin) nach einem Diktat von Gustav Schocken, 12.09.1937. SchA 807/2.

Salman Schocken erwähnte später immer wieder, dass er nicht nur in diesen Jahren seine knapp bemessene Freizeit mit Büchern und mit Lesen verbrachte.²¹ Auch als erwachsener Mann war er ein unermüdlicher und kritischer Leser, und mit den wachsenden finanziellen Möglichkeiten wurde er zum Sammler wertvoller Ausgaben. Zum Zeitpunkt seiner Emigration besaß er rund 60.000 Bände und damit eine der größten und wertvollsten privaten Buchsammlungen in Deutschland.²² Als junger Mann war er jedoch noch weit davon entfernt, ein bedeutender Sammler zu sein. Er wagte früh den Schritt in die berufliche Selbständigkeit – eine Entscheidung, die für sein weiteres Leben wegweisend sein sollte. Schon nach wenigen Jahren Berufserfahrung als Angestellter in kleineren Geschäften in Leipzig folgte Salman Schocken im Jahr 1902 der Bitte seines älteren Bruders Simon, diesen in der Leitung des Warenhauses Ury in Zwickau zu unterstützen.²³ Salmans älterer Bruder hatte das Haus im März 1901 als Tochtergesellschaft des gleichnamigen Mutterhauses in Leipzig gegründet. Bereits zwei Jahre später machte sich Salman mit der Gründung eines eigenen Warenhauses in Oelsnitz selbständig, schloss sich aber 1907, also nur wenige Jahre nach der geschäftlichen Trennung, wieder mit seinem Bruder zusammen, indem sie die Firma I. Schocken Söhne Zwickau gründeten.²⁴ Die Firma umfasste zunächst die zwei Kaufhäuser Zwickau und Oelsnitz sowie eine neugegründete Einkaufszentrale, expandierte in den darauffolgenden Jahren aber stark. Sämtliche Entscheidungen wurden in der Zwickauer Zentrale gefällt.²⁵ Noch heute findet man im Schocken Archiv in Jerusalem Mappen mit Fotografien thematisch eingerichteter Beispielschaufenster, nach deren Mustern die Dekorateurs sämtliche Auslagen

21 Vgl. Silke Schaeper: Bibliophilie als kultureller Auftrag. Die Geschichte der Schockenbibliothek. In: Saskia Schreuder / Claude Weber (Hrsg.): *Der Schocken-Verlag / Berlin. Jüdische Selbstbehauptung in Deutschland 1931–1938*. Berlin: Akademie 1994, S. 347–360, hier S. 351. Silke Schaeper war langjährige Bibliothekarin der Schocken-Bibliothek in Jerusalem und ist eine der besten Kenner:innen der Sammlung und ihrer Geschichte.

22 Vgl. ebd.; Stefanie Mahrer: „Much More than Just Another Private Collection“. The Schocken Library and Its Rescue from Nazi Germany in 1945. In: *Naharaim. Zeitschrift für deutsch-jüdische Literatur und Kulturgeschichte* 9,1 (2015), S. 4–24.

23 Vgl. Entwurf einer biographischen Skizze von Lucie Birnbaum, o. D. SchA 807/2.

24 Für eine detaillierte Darstellung der Geschichte des Schocken-Konzernes vgl. Konrad Fuchs: *Ein Konzern aus Sachsen. Das Kaufhaus Schocken als Spiegelbild deutscher Wirtschaft und Politik 1901 bis 1953*. Stuttgart: DVA 1990.

25 Vgl. Exposé Dr. Landauer. Überblick über Geschichte und Aufbau des Konzerns, Typoskript, 1937. SchA 115/244.

zu gestalten hatten.²⁶ Im letzten Jahr vor der nationalsozialistischen Herrschaft erwirtschaftete Salman Schocken mit den neunzehn Warenhäusern 82.638.000 Reichsmark.²⁷

In den 1910er Jahren begann Salman Schocken sich für die zionistische Arbeit zu interessieren und brachte sich schnell in führende Positionen. Als Kaufmann nahm er Einfluss auf wirtschaftliche Fragen der Bewegung, sein Interesse lag aber in der ‚Rückführung‘ des in seinen Augen assimilierten Judentums zu dessen kulturellen Wurzeln.²⁸ Auf Schocken gehen zahlreiche Initiativen im kulturellen Bereich zurück, so auch sein Verlag, den er 1931 als jüdischen Buchverlag gründete.²⁹ Als Kulturzionist, Verleger, Mäzen und Bibliophiler wurde er zum Zentrum eines Netzwerkes bedeutender jüdischer Intellektueller.

Für Schocken nahm die Suche nach der Identität und dem ‚Wesen‘ des Judentums durch einen ‚Rückbezug auf die Quellen‘ zeitlebens eine zentrale Stellung unter seinen Interessen ein. So erstaunt es nicht, dass seine erste zionistische Initiative im Dienst des jüdischen Buches und der jüdischen Texte stand. In einer Rede im März 1937 äußerte er sich zu seinem Antrieb:

Lange, bevor ich Zionist wurde, begann ich, das hebräische Buch zu sammeln. Damals – ganz einfach gesagt – war es der Wunsch, die wichtigsten Elemente unserer Literatur in wichtigsten Exemplaren in unserem Haus zu haben[.]³⁰

26 Vgl. Beispielfotos zur Dekoration der Schaufenster, o. D. SchA „blaue Schachtel“ (Wandschrank, Büchersaal).

27 Vgl. Exposé Dr. Landauer. SchA 115/224, S. 6.

28 Vgl. Silke Schaeper: Goldadern wertvollen jüdischen Lebens. Salman Schocken und seine Hebraica-Sammlung. In: Jakob Hessing (Hrsg.): *Jüdischer Almanach 1995*. Frankfurt am Main: Jüdischer Verlag 1995, S. 121–135.

29 Zur Geschichte des Schocken-Verlages vgl. Stefanie Mahrer: Schreiben aus den Katakomben. Bücher als Widerstand. Der Schocken Verlag Berlin in den Jahren 1933 bis 1938. In: Julius H. Schoeps / Dieter Bingen / Gideon Botsch (Hrsg.): *Jüdischer Widerstand in Europa (1933–1945). Formen und Facetten*. Berlin: de Gruyter 2016, S. 222–239; Stephen M. Poppel: Salman Schocken and the Schocken Verlag. A Jewish Publisher in Weimar and Nazi Germany. In: *Harvard Library Bulletin* 11,1 (1973), S. 20–49; Moritz Spitzer: Bio-Bibliographie des Schocken Verlages. Typoskript, 25.06.1957. SchA 30; Schreuder / Weber (Hrsg.): *Der Schocken-Verlag / Berlin*, darin bes. Saskia Schreuder: ‚Inmitten aller Not und aller Angriffe‘, S. 377–395; Volker Dahm: *Das jüdische Buch im Dritten Reich*. Frankfurt am Main: Buchhändler-Vereinigung 1979.

30 Rede des Herrn Salman Schocken beim Empfang für Erich Mendelsohn am 15. März 1937 in der Schocken-Bibliothek, Typoskript. SchA 803/82.

Damit nimmt er Bezug auf den Beginn seiner bedeutenden Privatbibliothek, die Ariel Hirschfeld als „eine Art jüdisches Bewusstsein“³¹ bezeichnete. Es waren Bücher, die Salman Schocken das Judentum von Neuem zugänglich machten, daher war er überzeugt, dass dies auch für andere ‚assimilierte‘ Juden möglich sein sollte. Bücher, so scheint es, standen Schocken näher als Menschen.

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten verließ er mit seiner Frau und dreien seiner Kinder Deutschland und ließ sich in Jerusalem nieder.³² Sein Konzern blieb bis Sommer 1938 in seinem Besitz; der Verlag wurde Ende desselben Jahres zwangsgeschlossen. Als Vorsteher der Hebräischen Universität Jerusalem, Besitzer einer bedeutenden hebräischen Tageszeitung und seines zweiten Verlagshauses war er federführend am Aufbau eines deutsch-jüdischen Kulturlebens in Israel beteiligt – Salman Schocken blieb auch in Jerusalem quasi als ‚Institution‘ Zentrum des Netzwerkes, als Mensch bewegte er sich jedoch nur an dessen Peripherie. Das wird in Thomas Sparrs *Grunewald im Orient* fast schmerzlich deutlich.³³ Salman Schocken tritt in Sparrs Darstellung nur einmal am Rande auf, obwohl er sich im Quartier Rechavia in unmittelbarer Nachbarschaft zu seinen Verlagsautoren wie Gershom Scholem und Ernst Simon, zu zionistischen Weggefährten wie Menachem Ussischkin und Kurt Blumenfeld und zu vielen weiteren Bekannten niederließ. Sparr sagte mir in einem persönlichen Gespräch sinngemäß, dass Schocken im Leben der von ihm Porträtierten nicht relevant und daher auch kein eminent wichtiger Teil der Geschichte dieses Quartiers gewesen sei. Als Biographin Salman Schockens wollte (oder sollte) ich dem widersprechen, da er sich mit zwei Mendelsohn-Bauten, einer Privatvilla und einer Bibliothek, architektonisch markant in die urbane Topographie einschrieb und die Häuser für soziale Zusammenkünfte genutzt wurden. Schlussendlich aber bestätigt Sparrs Einschätzung von Schockens Existenz in Jerusalem mein subjektives Empfinden im Archiv. Während mehrerer Jahre arbeitete ich mich durch hunderte von Archivschränken und Ordnern, weit über 10.000 Dokumente gingen

31 Ariel Hirschfeld: Schocken und Agnon – Münz und Masal. In: Schreuder / Weber (Hrsg.): *Der Schocken Verlag / Berlin*, S. 191–200, hier S. 193.

32 Salman und Lili Schocken hatten fünf Kinder. Der älteste und die zwei jüngsten Söhne emigrierten mit den Eltern nach Jerusalem. Die einzige Tochter, Eva (Chava), lebte zu diesem Zeitpunkt mit ihrem Ehemann bereits in den USA. Der zweitälteste Sohn, Theodor, blieb bis Ende 1938 in Deutschland und führte dort die Geschäfte seines Vaters, bevor er ebenfalls in die USA migrierte.

33 Vgl. Thomas Sparr: *Grunewald im Orient. Das deutsch-jüdische Jerusalem*. Berlin: Berenberg 2018.

durch meine Hände. Darunter auch Dossiers, die als ‚privat‘ bezeichnet waren. Diese Dokumente sind jedoch im selben distanzierten und geschäftlichen Ton verfasst wie die Geschäftsakten. Privatheit oder gar Vertraulichkeit sind darin nicht einmal im Ansatz zu finden.

Salman Schocken war in verschiedenen sozialen Feldern zugegen, er war, um es etwas salopp auszudrücken, ein Macher, er hat Dinge angepackt, er hat gegründet, geleitet, vermittelt. Als Kaufmann war er in Kontakt mit führenden Wirtschaftsleuten, mit Produzenten, Architekten, mit Juristen und Beamten, als Zionist mit Politikern und anderen führenden Köpfen des Zionismus, als Mäzen mit Schriftsteller:innen und Künstler:innen, als Verleger mit Druckern, Typograph:innen, Autor:innen, Wissenschaftler:innen und anderen Verlegern, als Bibliophiler mit Antiquariatshändlern, Sammlern und Spezialist:innen in ganz unterschiedlichen Bereichen. Die genannten Felder hatten zahlreiche Schnittmengen und würde man Salman Schockens Kontakte systematisch erfassen, um sein soziales Netzwerk computergestützt zu berechnen und zu visualisieren, würde wohl deutlich, wie zentral seine Position war.

Aber auch ohne digitale Hilfsmittel kann Schockens gesellschaftliche Stellung herausgearbeitet werden. Die in den 1970er Jahren in den Sozialwissenschaften etablierte Netzwerkanalyse versteht Individuen als eingebettet in Netze sozialer Strukturen, durch die Einfluss und andere Ressourcen übertragen werden. Diese Art der Analyse richtet traditionellerweise den Blick nicht auf das Individuelle, sondern auf die Verbindungen zwischen Menschen, Gruppen und Organisationen.³⁴ Sie ermöglicht, Interaktionen auf der Mikro- mit jenen auf der Makroebene in Verbindung zu bringen.³⁵ Um jedoch das Individuelle als Analyse-kategorie in den Blick nehmen zu können, reicht das nicht aus. Es bietet sich in diesem Fall Pierre Bourdieus Begriff des ‚sozialen Kapitals‘ an. Bourdieu verstand darunter

die Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind; oder, anders ausgedrückt, es handelt sich dabei um Ressourcen, die auf der Zugehörigkeit zu einer Gruppe

34 Vgl. Roberto Franzosi / John W. Mohr: New Directions in Formalization and Historical Analysis. In: *Theory and Society* 26,2–3 (1997), S. 133–160.

35 Vgl. Mark S. Granovetter: The Strength of Weak Ties. In: *American Journal of Sociology* 78,6 (1973), S. 1360–1380, hier S. 1360.

beruhen. Der Umfang des Sozialkapitals, das der einzelne besitzt, hängt demnach sowohl von der Ausdehnung des Netzes von Beziehungen ab, die er tatsächlich mobilisieren kann, als auch von dem Umfang des (ökonomischen, kulturellen oder symbolischen) Kapitals, das diejenigen besitzen, mit denen er in Beziehung steht.³⁶

In der Biographie Salman Schockens zeigt sich nun aber die Diskrepanz zwischen der gesellschaftlichen Stellung, also der (hier nur hypothetisch) errechneten Position einer Person im Netzwerk, und der gelebten Realität. Seit dem *cultural turn* ist es, zu Recht, schwierig geworden, von Geschichte als empirischer Wirklichkeitswissenschaft zu sprechen. ‚Realität‘ galt und gilt als konstruiert und ist als solche zu hinterfragen. Aber gerade in der, oder besser durch die wissenschaftliche Biographik wird deutlich, dass theoretisch und methodisch untermauerte Analysen, wie hier die netzwerkanalytisch ermittelte gesellschaftliche Stellung, nicht unbedingt der Wahrnehmung der historischen Akteur:innen und dem untersuchten Subjekt entsprechen. Ein biographischer Zugang zur Geschichtsschreibung zeigt, dass eine Person gleichzeitig mehrere Positionen im selben Netzwerk einnehmen kann, resp. dass jedes Netzwerk aus mehreren Dimensionen besteht.

Salman Schocken hatte eine zentrale Position in der deutsch-jüdischen Community, sowohl in Deutschland wie auch im Jerusalemer Exil. Er war Entscheidungsträger, Brückenbauer und Geldgeber, gleichzeitig stand er, was vertraut-freundschaftliche Beziehungen innerhalb desselben Netzwerkes anbelangt, am Rand. Er wurde weder als Freund bezeichnet noch bezeichnete er andere Menschen als Freunde. Er ließ, wie bereits eingangs erwähnt, keinerlei Nähe zu. Das hat auf viele seiner Zeitgenossen und Zeitgenossinnen in höchstem Maß irritierend gewirkt. Bis heute wird Schocken von Familienmitgliedern, die ihn noch gekannt haben, als kalt und unnahbar beschrieben und auch unter Nachkommen seiner Bekannten und Mitarbeiter:innen werden nur negative Erfahrungen mit ihm weitergegeben. Und dies, obwohl er bald maßgeblich am Aufbau des Kultur- und Geisteslebens des Jischuv beteiligt war. Gleichzeitig wurde er von vielen Seiten um Hilfe für eine Emigration aus dem zunehmend judenfeindlichen Europa gebeten. Mitarbeiter:innen, Verwandte, Bekannte der Familie, Künstler:innen und Literat:innen, aber auch völlig unbekannte Personen erhofften sich von Salman Schocken finanzielle

36 Pierre Bourdieu: *Die verborgenen Mechanismen der Macht*, aus d. Franz. v. Jürgen Bolder unter Mitarbeit v. Ulrike Nordmann et al. Hamburg: VSA 2005, S. 64.

Unterstützung bei dem Versuch, Deutschland zu verlassen, oder baten ihn um persönliche Einflussnahme und Referenzschreiben.

Der biographische Zugang erlaubt also nicht nur, wie in der Einleitung festgestellt, mit Blick auf ein singuläres Leben zugleich auf gesamtgesellschaftliche Entwicklungen und historische Brüche zu schauen und diese zu analysieren, sondern auch soziale Strukturen zu dekonstruieren. Ein enges Beziehungsnetzwerk bedeutet nicht, dass ein Individuum auch enge Beziehungen einging (oder eingehen konnte), eine zentrale Position in einem Netzwerk ist nicht gleichzusetzen mit freundschaftlichen Beziehungen. Das scheint auf den ersten Blick eine banale Beobachtung zu sein. Dagegen ist zu argumentieren, dass Freundschaft oder die Fähigkeit, Freundschaften eingehen zu können, integraler Teil des sozialen und gesellschaftlichen Lebens ist. Schocken hatte diese Gabe nicht und stand daher immer nur am Rand. Bei diesen Beobachtungen geht es mir nicht darum, persönliches Empfinden nachzuzeichnen, sondern das Persönliche als Analysekategorie zu verstehen. Der Fokus auf das Persönliche ermöglicht, hinter die Fassade von sozio-strukturellen Konstrukten zu blicken und Netzwerke neu und anders zu analysieren.

Pierre Bourdieu verdeutlicht genau dies, so Reinhard Sieder in seinem Aufsatz zur Sozialgeschichte auf dem Weg zu einer historischen Kulturwissenschaft: dass die von der Sozialgeschichte ins Zentrum gerückten „sozial-strukturellen Tatsachen“ erst durch die Aneignung durch einen Handelnden, einen historischen Akteur, „soziale Wirklichkeit“ werden.³⁷ Die erneuerte Biographik, die eng mit dem aus der Soziologie stammenden Konzept der Lebenswelt³⁸ verbunden ist, bedeutet daher keinesfalls ein Zurückfallen in theoriefreie

37 Reinhard Sieder: Sozialgeschichte auf dem Weg zu einer historischen Kulturwissenschaft. In: *Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für historische Sozialwissenschaft* 20,3 (1994), S. 446–468, hier S. 448.

38 Das Konzept der Lebenswelt, das ursprünglich über die Phänomenologie Edmund Husserls von Alfred Schütz in die empirische Sozialwissenschaft eingeführt und später intensiv durch Jürgen Habermas rezipiert wurde, erfuhr in den Arbeiten von Rudolf Vierhaus und Heiko Haumann eine Wende zu einer historisch-kulturwissenschaftlichen Methode. Edmund Husserl: *Die Phänomenologie der Lebenswelt. Ausgewählte Texte II*, überarb. Aufl. Stuttgart: Reclam 2007; Alfred Schütz: *Strukturen der Lebenswelt*, hrsg. v. Thomas Luckmann. Stuttgart: UTB 2003; Jürgen Habermas: *Theorie des kommunikativen Handelns. Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1981, bes. S. 190–209, 222–228; Heiko Haumann: Lebensweltlich orientierte Geschichtsschreibung in den Jüdischen Studien. Das Basler Beispiel. In: Klaus Hödl (Hrsg.): *Jüdische Studien. Reflexionen und Praxis eines wissenschaftlichen Feldes*. Innsbruck: Studien Verlag 2003, S. 105–122; Rudolf Vierhaus: Die Rekonstruktion historischer Lebenswelten. Probleme moderner Kulturgeschichtsschreibung. In: Hartmut Lehmann (Hrsg.): *Wege zu einer neuen Kulturgeschichte*. Göttingen: Wallstein 1995, S. 6–28.

Betrachtung und führt auch keineswegs zu einer hagiographischen Überhöhung des Individuellen. Vielmehr zielt sie darauf, fremdes Leben in einer Weise nachzuzeichnen, dass der dazugehörige Inszenierungs- und Konstruktionscharakter ebenfalls zu einem Bestandteil der Beschreibung wird.

Sechs Jahre Jerusalem. Weiterbestehen im Exil

Salman Schocken bewegte sich in mehreren Beziehungsnetzen, die seinen Lebensstil erst möglich machten. Dazu gehörten seine Familie, Wirtschaftsakteure, Wissenschaftler:innen, Künstler:innen, Zionist:innen, aber auch die Mitarbeiter:innen im Verlag und im Konzern. Mit dem Konzern schuf sich Salman Schocken eine Infrastruktur, auf die er nach Bedarf zurückgreifen konnte. In den Abteilungen waren zahlreiche Sachbearbeiter und Sekretärinnen beschäftigt, die sich um die Alltagsgeschäfte des Konzerns, aber auch um Schockens andere Unternehmungen kümmerten. Die überlieferten Firmen- und Privatakten im Schocken Archiv zeigen, dass es keine Trennung zwischen Geschäftlichem und Privatem gab. Die Sekretariate in Zwickau und Berlin und ab 1934 auch jenes in Jerusalem waren sowohl für den Konzern und dessen Unterabteilungen wie auch für den Privatmann Schocken in seinen unterschiedlichen Funktionen tätig.

Salman Schocken hatte gerade einmal für sechs Jahre seinen offiziellen Wohnsitz in Jerusalem und davon verbrachte er fast die Hälfte in Europa.³⁹ Der betreffende Zeitraum von Anfang 1934 bis Ende 1940 macht weniger als ein Zehntel seines Lebens aus, dennoch ist er zentral für das Verständnis seiner Biographie. In diesen sechs Jahren ließ er eine Villa für seine Familie und eine Bibliothek für seine Bücher bauen, stand der Hebräischen Universität vor, übernahm eine Tageszeitung und gründete einen Verlag. Er war Gastgeber zahlreicher Veranstaltungen, förderte Künstler:innen und Wissenschaftler:innen im Land, war in Kontakt mit Politikern und Behörden, obwohl er selbst kaum vor Ort war.

Schockens Emigration nach Palästina war zwar gut geplant, geschah jedoch unter Zwang. Zwischen 250.000 bis 300.000 Juden und Jüdinnen verließen während der nationalsozialistischen Herrschaft Deutschland.⁴⁰ Davon

39 Vgl. die Unterlagen im Ordner SchA, Privates, 845/3.

40 Die genaue Zahl lässt sich wegen fehlender zeitgenössischer Erhebungen nicht eruieren. Vgl. Werner Rosenstock: Exodus 1933–1939. A Survey of Jewish Emigration from Germany. In: *Leo Baeck Institute Year Book* 1,1 (1956), S. 373–390, hier S. 373–374.

gelangten bis Ende 1938 zwischen 39.600 und 44.000 nach Palästina.⁴¹ Viele dieser deutschen Immigrant:innen waren keine überzeugten Zionist:innen; sie verließen Deutschland aufgrund der zunehmenden Gefahr, die von Hitlers Regime ausging – Salman Schocken war Zionist, tat sich mit dem Leben in Jerusalem dennoch schwer. In den sechs Jahren, in denen Jerusalem sein offizieller Hauptwohnsitz war, führte er ein Leben in zwei Welten. Einerseits baute er sich dort seinen Lebensmittelpunkt auf, andererseits verbrachte er, wie bereits erwähnt, mindestens die Hälfte jedes Jahres in Europa. Die Errichtung der Privatvilla und des Bibliotheksgebäudes an der Smolenskin-Straße resp. der Balfour-Straße auf der Grenze zwischen den Stadtvierteln Rechavia und Talbieh war sicherlich zentral für den Aufbau seiner Existenz in Jerusalem. Bibliothek wie Privathaus, beide entworfen von Erich Mendelsohn, wurden zu zentralen Treffpunkten für deutsch-jüdische Akademiker:innen, Autor:innen und Intellektuelle. Auch führende Zionist:innen, die Universitätsleitung und Vertreter der britischen Mandatsmacht fanden regelmäßig den Weg zu den zahlreichen Veranstaltungen in den beiden Schocken-Häusern. Die Gebäude waren damit nicht bloß privat; sie standen einerseits für das Weiterbestehen der deutsch-jüdischen Kultur in Palästina, andererseits für Schockens Engagement beim Aufbau des Landes.

Schocken übernahm 1935 nach der Absetzung von Judah Leon Magnes als Kanzler der Hebräischen Universität deren Leitung, wenn auch unter anderem Titel. Nur wenige Monate später, im Dezember 1935, erwarb er die Tageszeitung *Haaretz* und baute sie zusammen mit seinem Sohn Gershom (geb. Gustav) Schocken zu der führenden linksliberalen Zeitung des Landes aus. Zwei Jahre darauf gründete er seinen zweiten Verlag, den Hotsa'at Schocken in Tel Aviv, der von Gershom geleitet wurde. Salman Schocken verfolgte in Palästina ähnliche Ziele und Strategien wie in Deutschland: Förderung von Literatur sowie Mitsprache und Mitarbeit bei der wissenschaftlichen, publizistischen und kulturellen Gestaltung des Landes.

Zeitgleich mit dem Aufbau des jüdischen Palästinas entwickelte sich die Lage für die Juden und Jüdinnen in Deutschland zum Unerträglichen. Die nationalsozialistische Judenpolitik bedrohte ihre Existenz und viele versuchten, Deutschland zu verlassen. Obwohl es Organisationen gab, die bei der Ausreise

41 Die erstgenannte Zahl entspricht den Angaben der Jewish Agency, die zweitgenannte ist eine Schätzung von Albert J. Phiebig. Vgl. ders.: Statistische Tabellen. In: Moritz Spitzer (Hrsg.): *Schocken Almanach auf das Jahr 5699*. Berlin: Schocken 1938/1939, S. 137–153, hier S. 147. Die Angabe der Jewish Agency wurde dem Artikel von Werner Rosenstock entnommen, vgl. Rosenstock: *Exodus 1933–1939*, S. 376.

beihilflich waren, so zum Beispiel das Palästinaamt, mussten viele abgewiesen werden. Private Hilfe wurde daher im Verlauf der 1930er Jahre immer wichtiger. Salman Schocken, der über beträchtliche Mittel und über ein gutes Netzwerk verfügte, wurde fast täglich um Unterstützung gebeten. Zahlreiche Menschen überlebten den Nationalsozialismus nur dank der finanziellen und logistischen Hilfe, die ihnen von Schocken zugeordnet wurde, viele wurden von ihm aber auch abgewiesen.⁴²

Der Aufbau des familiären Mittelpunktes in Jerusalem, die transnationale Existenz zwischen Palästina und Europa, Salman Schockens Rolle beim Aufbau des Landes, seine Häuser als Zentren der deutsch-jüdischen Intellektuellen und die Hilfen für Emigrationswillige und Emigrant:innen bilden die Eckpunkte der Jerusalemer Jahre. Aus biographischer Perspektive interessiert mich dabei, welche Strategien Schocken verfolgte, um mit der schwierigen Exilsituation umzugehen. Die Analyse der Dokumente verdeutlicht, dass trotz des Reichtums, den er größtenteils retten konnte, und trotz seiner gesellschaftlichen Position das Exil auch für Schocken eine existenzerschütternde Erfahrung war. Im Vergleich zu den Schicksalen vieler Emigrant:innen und Flüchtlinge, die neben ihrem Besitz auch Familienmitglieder und Freund:innen verloren, scheint Schockens Emigration erfolgreich verlaufen zu sein. Ein genaues Quellenstudium legt jedoch nahe, das vollständige Gelingen des Ankommens im jüdischen Palästina in Zweifel zu ziehen. Ein tiefergehender Blick auf Schockens zwei Häuser in Jerusalem ermöglicht, diese durch das Exil ausgelöste Zerrissenheit nachzuvollziehen.

Beide Gebäude, die Bibliothek und die Villa, standen Besucher:innen und Gästen offen. Während in der Bibliothek größere Veranstaltungen wie Leseabende, Vortragsreihen und selten sogar Konzerte stattfanden, war die Villa Austragungsort kleinerer Zusammenkünfte. Regelmäßig luden Salman und Lili Schocken bei sich zuhause zu Kaffee und Kuchen ein und etwas weniger regelmäßig zum Abendessen. Während die Veranstaltungen in der Bibliothek eindeutig öffentlichen Charakter hatten, auch wenn die Gästelisten begrenzt waren, fällt es hingegen schwer, die Einladungen in die Villa zu klassifizieren. Auf den ersten Blick scheinen sie privater Natur gewesen zu sein, eine genauere Auseinandersetzung verdeutlicht jedoch, dass es sich bei diesen Essenseinladungen um semi-offizielle Veranstaltungen handelte. Das Leben in den zwei Gebäuden war ebenso deutsch wie bürgerlich geprägt. Welche Funktion kam den Veranstaltungen zu? Sollten sie eine Kontinuität über den

42 Vgl. Mahrer: *Salman Schocken*, S. 332–364.

Bruch der erzwungenen Emigration hinweg schaffen, im Sinne eines linearen Weiterbestehens der zurückgelassenen Kultur im Exil? Oder waren es Orte der Neuinterpretation und der Weiterentwicklung des Bekannten?

Salman Schocken ließ über sämtliche Veranstaltungen genau Buch führen, sodass zahlreiche Akten vorliegen, in denen die privaten Empfänge dokumentiert sind. In den Monaten, die er in Jerusalem verbrachte, fanden in der Regel drei bis vier Veranstaltungen wöchentlich in seinem Privathaus statt. Dies waren Treffen zum Tee mit alten Bekannten wie dem Ehepaar Buber, Einladungen zu Kaffee und Kuchen in einem etwas größeren Kreis, aber auch große Dinners mit der Universitätsleitung und Professoren, mit zionistischen Persönlichkeiten und Repräsentanten der britischen Mandatsmacht. Über die Eingeladenen und Abwesenden wurde ebenso Buch geführt wie über die Kosten der Empfänge. Dank der Einladungslisten, auf denen entschuldigtes und nicht-entschuldigtes Fernbleiben von Gästen minutiös vermerkt wurde, gewinnt man ein recht präzises Bild des gesellschaftlichen Umfeldes der Schockens.⁴³ Diesbezüglich ebenfalls interessant sind die Adressbücher, deren Einträge unterschiedlich kategorisiert wurden.⁴⁴ Der Bekanntenkreis Schockens war eingeteilt in: A (Gesellschaftlicher Kreis), D (Deutscher Kreis), E (Allgemeine zionistische Persönlichkeiten), L (Literatur), U (Universität), W (Wissenschaft). Jede dieser sechs Gruppierungen wurde nochmals in drei Stufen, nämlich I bis III, klassifiziert. Diese Klassifizierung weist auf den beigemessenen Wichtigkeitsgrad der jeweiligen Personen hin. Die Adressbücher sind für mich aber vor allem ein prägnantes Beispiel dafür, wie geschäftlich Schocken sein Privatleben anging. Nicht die zwischenmenschlichen Begegnungen und Beziehungen standen im Mittelpunkt, sondern das Organisatorische. Wie alles andere wurden auch Kontakte vermessen und systematisiert.

Wenn man die Gästelisten etwas genauer betrachtet, wird schnell deutlich, dass nur ein verschwindend kleiner Teil der Veranstaltungen tatsächlich privater Natur war. Dazu gehörten die wenigen Nachmittage, an denen nur Paula und Martin Buber geladen waren. Fast alle anderen Veranstaltungen wurden zu Ehren wichtiger Persönlichkeiten abgehalten, wie zum Beispiel ein Empfang zu Ehren des Direktors der American Friends of the Hebrew University, Samuel B. Finkel, am 23. Oktober 1937 oder ein Empfang für den

43 Vgl. Empfänge im Wohnhaus, o.D. SchA, Privates, 842/3; Einladungen zu Tee-Nachmittagen, o.D. SchA, Privates, 842/1; Hochzeit Gustav und Shulamit Schocken, o.D. SchA, Privates, 842/2.

44 Vgl. Einladungslisten nach Kategorien, o.D. SchA, Privates, 842/211.

Schriftsteller Samuel J. Agnon am 13. August 1938.⁴⁵ Aber auch Nachmittags- und Abendeinladungen ohne besonderen Grund hatten offiziellen Charakter. Geladen waren nicht nur deutschsprachige Intellektuelle, die bereits in Deutschland zum Kreis um Schocken und seinen Verlag gehörten, sondern hochrangige Vertreter des Jischuv – Politiker, Wissenschaftler:innen oder Funktionäre – sowie weitere Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens und der Kultur. Der bedeutendste Teil der Veranstaltungen im Privathaus stand jedoch im Zusammenhang mit der Hebräischen Universität. Universitätsprofessoren und -leitung sowie wichtige internationale und potenzielle Großspender für die Universität fanden sich an Samstagnachmittagen zu Kaffee und Kuchen oder zu größeren Dinners ein. Salman Schocken gelang es problemlos, diese wichtigsten Persönlichkeiten bei privaten, semi-privaten und öffentlichen Treffen zu versammeln. Für ihn selbst hatten die Veranstaltungen gesellschaftlich große Bedeutung. In Deutschland war er als Kaufmann und Verleger hoch angesehen und stand im Zentrum eines kulturzionistischen Kreises. Dementsprechend wurde er zudem in zentrale zionistische Gremien gewählt, war regelmäßiger Teilnehmer und Redner bei zionistischen Weltkongressen und mit den wichtigsten Vertreter:innen des politischen wie des kulturellen Zionismus persönlich bekannt. Nach der Emigration nach Palästina wurde seine politische Position durch die Wahl an die Spitze des Exekutivkomitees der Hebräischen Universität weiterhin gestärkt. Durch die Veranstaltungen in seinem Privathaus wurde diese Position über die Grenzen der Universität hinweg sichtbar.

In Schockens Privathaus traf sich also ungefähr über fünf Jahre hinweg – d. h. zwischen der Fertigstellung der Villa und der Emigration Lili und Salman Schockens in die USA – regelmäßig die Elite Jerusalems. Das Setting war bürgerlich und unterschied sich wohl nur bedingt von jenem in Deutschland. Dennoch war die Villa Schocken kein Ort der Kontinuität. Schocken versuchte nicht, seine deutsche Existenz zu kopieren und nach Jerusalem zu transferieren. Vielmehr diente das bürgerliche Ambiente als Kulisse für seine palästinensische Existenz. Er versuchte, sich in seiner neuen Heimat zu positionieren, ohne jedoch seine deutschen Kreise zu vernachlässigen. Auf Basis des sozialen Kapitals, das er in Deutschland erworben hatte, baute er seine Existenz in Palästina auf.

Die Schocken-Bibliothek, der zweite Ort der von Schocken initiierten Zusammenkünfte, wurde am 26. Dezember 1936 mit einer Feier zum Gedenken an

45 Vgl. Empfänge im Wohnhaus, o.D. SchA, Privates, 843/3.

Franz Rosenzweig eröffnet. Über hundert geladene Gäste versammelten sich im Büchersaal im ersten Stock zu dieser Veranstaltung, auf der unter anderem Gershom Scholem und Ernst Simon vortrugen. Schocken wünschte sich die Bibliothek als öffentlichen Raum für die Gelehrten und Schriftsteller:innen Jerusalems. Zwar war es nur ein kleiner Kreis, eine Elite, die sich hier regelmäßig versammelte, um Vorträgen und Diskussionen beizuwohnen, dennoch war es ein lebendiger Ort. Im Vergleich mit den repräsentativen Nachmittagsveranstaltungen und Dinners in der Privatvilla scheinen die Bibliotheksabende in sehr viel kleineren und daher intimeren Runden stattgefunden zu haben. Das an sich öffentlichere Gebäude konstituierte dadurch einen sehr viel privateren Raum als die Villa.

In der Bibliothek fand sich ein Kreis zusammen, der dem Schocken Verlag sehr viel näherstand als jener, der sich im Privathaus versammelte. Martin Buber, Gershom Scholem, Ernst Simon, Samuel J. Agnon und viele andere waren Schocken seit Jahren, wenn nicht gar Jahrzehnten, als Lektoren, Berater und Autoren eng verbunden. In Jerusalem fanden sie sich bei Schocken wieder vereint. Einige der regelmäßigen Besucher:innen der Bibliothek hatten Deutschland bereits vor Hitlers Machtergreifung verlassen, der größte Teil ließ sich aber im Laufe der 1930er Jahre aufgrund der nationalsozialistischen Judenpolitik in Jerusalem nieder. Die Schocken-Bibliothek wurde für die Emigrant:innen zu einem Arbeits- und Versammlungsort; sie stand für das Weiterbestehen von wissenschaftlichem Austausch, Forschungs- und Publikationstätigkeit. Neben dem nicht zugänglichen Büchermagazin sowie dem Lese- und Büchersaal wurden im Mendelsohn-Gebäude auch die Räumlichkeiten des Forschungsinstituts für Hebräische Dichtung⁴⁶ untergebracht.

Die Tätigkeiten der Institutsmitarbeiter:innen in den Räumlichkeiten und mit den Beständen der Bibliothek verdeutlichen auch, dass die Bibliothek ein dynamischer Raum war. Zwar bot sie den deutsch-jüdischen Wissenschaftler:innen Jerusalems ein Heim im Exil und war Rahmen für Zusammenkünfte, sie wurde aber nicht zu einem Museum für eine verlorene Kultur. Bekanntes wurde an den neuen Ort mitgebracht und das Netzwerk um den

46 Zur Forschungsinstitution vgl. Peter S. Lehnhardt: Das Forschungsinstitut für hebräische Dichtung und sein Beitrag zur Kenntnis der hebräischen Dichtung des Mittelalters. In: Schreuder / Weber (Hrsg.): *Der Schocken-Verlag / Berlin*, S. 299–320; Salman Schocken: Über das Forschungsinstitut für Hebräische Dichtung. Vorwort zur ersten Veröffentlichung. In: Moritz Spitzer (Hrsg.): *Almanach des Schocken Verlags auf das Jahr 5697*. Berlin: Schocken 1936/1937, S. 175–176.

Schocken Verlag fand sich in Jerusalem wieder zusammen, jedoch handelte es sich nicht um ein lineares Weiterbestehen. Forschungsarbeit bedeutet Weiterentwicklung: Neue Themenfelder werden erschlossen und stets werden im Forschungsprozess weiterführende Fragen generiert. Sowohl das Institut wie auch die Vortragsreihen sind als dynamisch zu verstehen. Aufbauend auf den emigrierten Büchern und auf den akademischen Traditionen aus Deutschland wurde in Jerusalem weitergearbeitet. Die Bibliothek war damit kein Ort des Stillstandes, aber auch keiner, der sich einer wichtigen Funktion entledigte: Raum der Kontinuitäten für deutsche Emigrant:innen zu sein. Dass Netzwerke im Exil weiterexistieren, um Emigrant:innen besonders in der schwierigen Anfangszeit Halt zu geben, ist nicht außergewöhnlich.⁴⁷ Weltbilder und Habitus mit dem Verlassen der Heimat nicht einfach abzulegen, ist ebenfalls üblich. Mikrohistorische Betrachtungen zeigen jedoch, dass diese Entwicklungen sehr viel differenzierter ablaufen, als ein Makroblick es zu erfassen vermag.

Der Umgang mit Leerstellen. Schlussbetrachtungen

Als Salman Schocken 1934 vom Kuratorium der Hebräischen Universität zum Schatzmeister berufen wurde,⁴⁸ befürchtete er, dass die Wahl auf ihn fiel, weil er als der ‚reiche Mann‘ die Institution, die sich bekanntermaßen ständig in pekuniären Nöten befand, finanziell unterstützen könnte. Martin Buber, dem ein Brief Schockens an seinen Verlagsleiter in Deutschland – Lambert Schneider – vorlag, in dem Schocken diese Befürchtungen zum Ausdruck brachte, versuchte, ihn zu besänftigen: Der Universität sei nicht an seinem Vermögen, sondern vielmehr an seiner Reputation und seinen Verbindungen gelegen. Man erhoffe sich, so Buber, dass der Name Schocken bei potenziellen Gönnern Vertrauen erwecken würde.⁴⁹ Es kann aber auch davon ausgegangen werden, dass Chaim Weizmann als Präsident der Universität, der Schocken seit Langem kannte, in ihm in erster Linie den fähigen Ökonomen sah, dem er die schwierige Aufgabe zutraute, die finanziellen Geschicke der Universität

47 Vgl. u. a. Charles Tilly: *Transplanted Networks*. In: Virginia Yans-McLaughlin (Hrsg.): *Immigration Reconsidered. History, Sociology, and Politics*. New York / Oxford: Oxford UP 1990, S. 79–95.

48 Vgl. Minutes of the 8th Meeting of the Board of Governors of the Hebrew University, Zürich, 13.–16.08.1934, S. 12. SchA, Universität, 011/1.

49 Vgl. Martin Buber an Salman Schocken, 03.10.1934. Archiv der Israelischen Nationalbibliothek, Jerusalem, Buber Archiv, Ms. Var. 350/7051.

zu leiten. Hugo Bergman erzählte seiner Frau Luise in einem Brief von einem Gespräch mit Schocken kurz vor dessen Abreise nach New York. Schocken habe sich beschwert, dass er in Deutschland „mit dabei war“⁵⁰, dass er um Rat gefragt worden sei, dass seine Meinung Gewicht gehabt habe, in Jerusalem sei er jedoch nur als der reiche Mann wahrgenommen worden, ‚dabei gewesen‘ sei er aber nicht. Schocken sah in der Tat lediglich die Rolle, die er in finanzieller Hinsicht spielte, bzw. die Tatsache, dass er mit seinem Geld viel ermöglichte, zahlreiche Institutionen mitbegründete oder unterstützte, als Mäzen in Erscheinung trat und mittellosen Schriftsteller:innen und Künstler:innen eine Existenz ermöglichte. Er wurde tatsächlich von vielen Menschen und Institutionen um finanzielle Hilfe, Spenden und Beiträge gebeten.

Ohne Einfluss war Schocken in Jerusalem jedoch nicht. Nicht nur als Schatzmeister der Universität, auch als Privatperson genoss er hohes Ansehen. Sein Haus und seine Bibliothek waren wichtige Treffpunkte für gesellschaftliche Zusammenkünfte und intellektuellen Austausch. Seine Büchersammlung hatte in Palästina Seltenheitswert und wurde von Wissenschaftler:innen geschätzt und genutzt. Und nicht zuletzt nahm er als Verleger, ohne je ein politisches Amt bekleidet zu haben, Einfluss auf das kulturelle und intellektuelle Geschehen im Jischuv. Im Gegensatz zu Schockens eigener Wahrnehmung ermöglicht also die Analyse seiner Rolle in Palästina die Schlussfolgerung, dass er durchaus über Geltung und Gestaltungsmöglichkeiten verfügte. Warum er diesbezüglich zu einem anderen Schluss kam als ich, kann ich nicht rekonstruieren, in seinem überlieferten Nachlass finden sich dazu keine Hinweise. Eines der größeren Probleme für mich als Biographin bestand nämlich darin, dass Schocken sich in seinen Quellen nie erklärt. Ich habe keine Äußerungen gefunden, die auf Gründe für sein Handeln schließen lassen. Er ließ seine Umwelt wie auch seine Nachwelt im Dunkeln über sein Innerstes. Und damit schließt sich der Kreis zum Anfang und der Frage, wie man sich einem Menschen nähert, der kaum etwas von sich preisgibt, trotz tausender Briefe, die er hinterließ.

Genau dieser Punkt machte ihn schlussendlich interessant für mich. Nicht nur als Menschen, sondern auch als Subjekt einer Biographie. Als ich die Forschung zu Schocken aufgenommen hatte, schwebte mir eine Arbeit zu Schocken als Kaufhausgründer und -besitzer vor – eine biographisch interessierte

50 Schmuël Hugo Bergman an Luise Bergman, 10.10.1940. In: Schmuël Hugo Bergman: *Tagebücher und Briefe*, Bd. 1: 1901–1948, hrsg. v. Miriam Sambursky. Königstein: Jüdischer Verlag Athenäum 1985, S. 540.

Wirtschaftsgeschichte. Dass es dazu nicht kam, war der einfachen Tatsache geschuldet, dass das Schocken Archiv, das ich als erstes besuchen wollte, im August 2013 geschlossen war, ich aber erst davon erfuhr, als die Reise längst gebucht war. So wich ich auf die Bestände des Archivs in der Israelischen Nationalbibliothek aus, wo ein Teil seiner Korrespondenz wie auch Briefe über ihn in den Nachlässen von Gershom Scholem, Martin Buber, Ernst Simon, Else Lasker-Schüler und anderen liegen. In diesem ersten Monat in der Nationalbibliothek erschloss sich mir der Mäzen, Kulturzionist und Verleger Salman Schocken. Gleichzeitig erfuhr ich, wie schwierig er als Mensch gewesen sein muss, wie ideenreich und gleichzeitig unzuverlässig er war. So machten sich Hannah Arendt und Gershom Scholem in ihren Briefen aus der unmittelbaren Nachkriegszeit lustig über Schocken, während das Jerusalemer Establishment erzürnt war über seinen Abgang in die USA. Die Akten im Schocken Archiv, die sehr viel umfangreicher als jene in der Nationalbibliothek sind, vermochten viele Lücken zu schließen, aber keinesfalls alle. Man kann bspw. bis heute nachlesen, dass Schocken am 17. Oktober 1938 in Zürich an der Bahnhofstrasse bei „Kiefer, Glas, Porzellan, Bestecke“ unter anderem ein *Butterréchaud* erworben hatte,⁵¹ man findet aber keinerlei Hinweise darauf, wie er sich fühlte, als er 1938 seinen Konzern in Deutschland, sein Lebenswerk, verkaufen musste, was die Zwangsschließung seines Berliner Verlages in ihm auslöste oder warum er sich 1940 dazu entschloss, Jerusalem zu verlassen.

Es gibt unterschiedliche Möglichkeiten, mit diesen Leerstellen umzugehen. Man kann versucht sein, sie mit ans Fiktionale grenzenden Interpretationen zu füllen, also hinzuzufügen, wo etwas fehlt, um eine narrativ geschlossene (und damit vielleicht auch befriedigendere?) Version der Lebensgeschichte zu erhalten. Für eine wissenschaftliche historische Biographie schien mir dieser Umgang keine lautere Herangehensweise. Ich habe entschieden, die Leerstellen nicht nur zu belassen, sondern sie auch zu benennen und damit zu einer Analysekategorie zu machen. Der Fokus auf das Fehlen von Persönlichem und die Absenz von Freundschaften kann uns helfen, so habe ich hier versucht zu zeigen, die individuelle Biographie zu verstehen und gleichzeitig die Beschaffenheit gesellschaftlicher Netzwerke zu hinterfragen und neu zu interpretieren.

51 Kaufbeleg, 17.10.1938. SchA 871/52, Bde. I u. II.

Katharina Prager

Auto/Biographische Auseinandersetzungen mit (jüdischen) Leben der (Wiener) Moderne

Auto/Biographien sind seit über zwei Jahrzehnten der rote Faden, der sich durch mein Leben als Forscherin zieht. Dieser Faden verknüpft die Befassung mit unterschiedlichsten Feldern (Literatur, Theater, Film, Politik, bildende Kunst, Architektur, Psychologie, Historiographie etc.), Perioden (langes 19. Jahrhundert, Wiener Moderne, Austrofaschismus, Nationalsozialismus, Exil, Nachkriegszeit, Kalter Krieg etc.) und Orten (Österreich, USA, Deutschland, Ukraine, Polen, Großbritannien, Frankreich etc.). Er führt zuverlässig durch die Labyrinth von Disziplinen, Methoden, theoretischen Perspektiven (die man biographieforschend nutzen kann und sollte) und er hat seine Anbindung an das internationale Feld des Life-Writing bzw. der Auto/Biography Studies.

Im deutschsprachigen Raum ist es immer noch höchst selten, dass Wissenschaftler:innen entlang des Fadens der biographischen Forschung den Weg zu einem Lehrstuhl in diesem oder ihrem Feld finden. Zwar ist die Biographie längst kein „akademischer underdog“¹ mehr, aber sie bleibt, wie Dominique Bourel es formulierte, „ein Wagnis“². Solch ein Wagnis ist sie nicht

1 Karl Wagner: Glanz und Elend der Biographie. In: Bernhard Fetz / Hannes Schweiger (Hrsg.): *Spiegel und Maske? Konstruktionen biographischer Wahrheit*. Wien: Zsolnay 2006, S. 49–62, hier S. 51; vgl dazu Bernhard Fetz: Die vielen Leben der Biographie. Interdisziplinäre Aspekte einer Theorie der Biographie. In: Ders. (Hrsg., unter Mitarbeit von Hannes Schweiger): *Die Biographie. Zur Grundlegung ihrer Theorie*. Berlin / New York: de Gruyter 2009, S. 3–66.

2 Dominique Bourel: *Martin Buber. Was es heißt, ein Mensch zu sein. Biografie*. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2017, S. 13.

nur, weil die Durchdringung vieler Facetten, Epochen und Disziplinen (wie die forschungspragmatische Abgrenzung von einigen derselben entlang des gewählten biographischen Zugriffs) immer eine Herausforderung ist, sondern auch, weil die Transdisziplinarität und Diversität, die Biograph:innen charakterisieren, sie in der eben doch nach wie vor disziplinar organisierten Universitätslandschaft suspekt oder schwer verortbar machen können. Doch während sich kaum ein – jedenfalls kein interessantes – Menschenleben klar disziplinar verorten lässt, hat jede – jedenfalls geisteswissenschaftliche Disziplin – mit Menschen zu tun. Insofern sollte es Biographieforschenden, nicht zuletzt im Sinne des akademischen Erfolgs, in einem nächsten Schritt ein Anliegen sein, Biographieforschung in ihren Herkunftsdisziplinen so zu verorten, dass sie ein valider Bereich des Forschungsfeldes wird. Darüber hinaus gilt es, interdisziplinär, international sowie mit jenen Institutionen und Netzwerken, die sich bereits um die Auto/Biographie an sich geformt haben, im Gespräch zu bleiben.

Grażyna Jurewicz hat sich genau das im Feld der Jüdischen Studien vorgenommen und mit der Ringvorlesung „(Jüdische) Leben erzählen: Biographische Werkstattberichte“ einen Ausgangspunkt gesetzt. Wissenschaftler:innen unterschiedlicher Fächer, die sich in ihrer biographischen Forschungspraxis mit Jüdinnen und Juden bzw. mit Menschen jüdischer Herkunft befassten oder befassen, wurden im Wintersemester 2021/2022, pandemiebedingt online, ins Gespräch gebracht. Ich gehörte zu dieser Gruppe, da ich mich mit einem Fokus auf die europäische Moderne und Vertreibungen / Exil mehrheitlich mit (jüdischen) Leben – nämlich jenen von Ernst F. Brod, Rosl Ebner, Gerda Lerner, Friedrich Kiesler, Karl Kraus, Felix Salten, Berthold Viertel, Salka Viertel, Paul Zifferer und Stefan Zweig – biographisch auseinandergesetzt hatte.³ Die Komplexität der Attributierung mit dem Adjektiv ‚jüdisch‘ legt es nahe, das Wort an dieser Stelle in Klammern zu setzen. Auch im Titel der Veranstaltung wurde diese Zeichensetzung gewählt.

Im Folgenden handle ich in sechs (unterschiedlich gewichteten) Abschnitten mit einem Exkurs die auto/biographischen Herausforderungen meiner Arbeit an (jüdischen) Lebensläufen ab. Ich nehme dabei Bezug auf jene

3 Parallel entstanden auto/biographische Analysen folgender (nichtjüdischer) Leben: Helene Berg, Felix Hartlaub, Oskar Kokoschka und Adelheid Popp.

Thesen, die Grażyna Jurewicz im Prolog⁴ zur Ringvorlesung in den Raum stellte, auf einige Thesen der anderen Vortragenden sowie auf Angela Steideles sieben Thesen zur Biographieforschung.⁵ Steideles Thesen, die Regalmeter an biographietheoretischer Literatur pragmatisch verdichten und anregend zuspitzen, geben dabei die Struktur und werden in den Untertiteln (nicht wörtlich zitiert) aufgenommen. Sie werden allerdings in eine andere Anordnung gebracht, um meine biographischen Praktiken und Geschichte(n) besser erzählen zu können. Wo die jeweilige These genau nachzulesen ist, weisen Fußnoten aus, die – meist direkt am Beginn des neuen Unterkapitels – gesetzt wurden. Inhaltlich stehen Berthold und Salka Viertel im Fokus der Analyse, da ich zu beiden monographisch gearbeitet habe und sie zudem wichtige Etappen meiner Entwicklung als Biographin markieren. Dem Jüdischsein der Viertels ist ein inhaltlich vertiefender Exkurs zur These „Biographien spielen in der Zeit und Gesellschaft ihrer Entstehung, nicht in der Zeit der Biographierten“ gewidmet, da diese meiner Ansicht nach besonders relevant beim Nachdenken über (jüdische) Leben sein sollte.

Jeder Mensch ist sein eigener Biograph

Die Schauspielerin und Drehbuchautorin Salomea Sara (Salka) Viertel (1889–1978, geb. Steuermann), ihr Ehemann, der Schriftsteller und Regisseur Berthold Viertel (1885–1953), ihre drei Söhne und weitere Verwandte (u. a. der Pianist und Komponist Eduard Steuermann) bilden schon insofern eine besondere Familie, als mehrere Personen und verschiedene Generationen Autobiographien und zahlreiche andere Selbstzeugnisse hinterlassen haben und ihre Nachlässe weitgehend erhalten sind. Familien, die derart reichhaltig ‚autobiographisch leben‘⁶, sind nicht allzu zahlreich.

‚Autobiographisch zu leben‘, bedeutet nun nichts anderes, als dass alle Menschen, ob sie nun Autobiographien verfassen oder nicht, ihre eigenen Biograph:innen sind. Sie ‚erfinden‘ ihre jeweilige Biographie schon im Leben,

4 Vgl. die Einleitung in diesem Band und Episode 1 des Podcasts (*Jüdische*) *Leben erzählen: Biographische Werkstattberichte*, die auf Basis des einleitenden Vortrags zur gleichnamigen Ringvorlesung entstand (vgl. Anm. 13). <https://videoup.uni-potsdam.de/Panopto/Pages/Viewer.aspx?id=954d7e46-c30d-4012-958d-afbf0089c133> (Zugriff am 24.10.2023).

5 Vgl. Angela Steidele: *Poetik der Biographie*. Berlin: Matthes & Seitz 2019, S. 23–81.

6 Vgl. Carl Pletsch: On the Autobiographical Life of Nietzsche. In: George Moraitis / George Pollock (Hrsg.): *Psychoanalytic Studies of Biography*. Madison: International UP 1987, S. 405–434.

indem sie Erzählungen und Mythen um sich kreieren, Spuren legen oder verwischen, Material bewahren oder vernichten.⁷ Der US-amerikanische Kulturhistoriker Carl Pletsch dachte im Kontext seiner Auseinandersetzung mit Friedrich Nietzsche genauer über diese spezielle Selbstwahrnehmung und Selbstmythisierung – das Leben in Erwartung einer Biographin / eines Biographen – nach, die er am Ausgang des 19. Jahrhunderts besonders für intellektuelle Eliten konstatierte, die aber im 20. und 21. Jahrhundert als Praxis und Anforderung immer breitere soziale Schichten erfasste. Vor diesem Hintergrund ist es also für jedes Leben interessant zu hinterfragen, wie sich die Selbsttechnologien eines ‚auto/biographischen Lebens‘ gestalten und auswirkten: Welches Publikum wurde adressiert, für wen wurde gelebt / bewahrt / geschrieben, welche Aufbewahrungssysteme, Aufschreibetechniken und Kommunikationstechnologien wurden genutzt?

Die Viertels etwa sind als jüdische Familie jener Gruppe von Verfolgten, Enteigneten und Vertriebenen im 20. Jahrhundert zuzurechnen, denen der Verlust kultureller Kontexte, Medien, Quellen etc. die Überlieferung der eigenen Geschichte erschwerte. An ihnen zeigt sich beispielhaft, dass ein von Migration(en) geprägtes Leben zwar verstärkt zur Autobiographisierung desselben drängte, dass die Materialität dieser Lebensdokumentation aber schwierig zu erhalten und mitzutragen war und daher besondere Aufmerksamkeit erhielt: Die Aufbewahrung und der Transport von Familienbriefen, Fotos, Arbeits- und Tagebüchern zwischen verschiedenen Wohn- und Arbeitsorten wurden zu einer Familienangelegenheit, die vielfach thematisiert wurde.⁸

Zugleich waren solche durch Migration(en) und Exil geformte, transkulturelle Leben und ihre verstreuten, mehrsprachigen Selbstzeugnisse nach den beiden Weltkriegen und der Shoah schwer in nationale Erinnerungskulturen und -mythen einzupassen, die die Familie auch nicht dezidiert adressierte. Das hatte mit zur Folge, dass ihr Wirken und Werk nicht wirklich Eingang in einen europäischen oder angloamerikanischen Kanon des Theaters, Films oder der Literatur fanden. Als hochinteressante und gut vernetzte Akteur:innen in den Kulturszenen von Wien, Berlin, London und Hollywood, als engste Vertraute bekannterer Persönlichkeiten wie Karl Kraus, Greta Garbo oder Ernest Hemingway und als moderne Menschen, die sich

⁷ Vgl. Steidele: *Poetik der Biographie*, S. 54–57.

⁸ Vgl. Katharina Prager: „Amerika ist trotz allem grossartig“ – Die transkulturellen Leben und autobiografischen Praktiken der Familie Viertel. In: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 29,3 (2018), S. 37–57.

mit ihren Migrationen, mit Geschlechterhierarchien wie mit ihrem Jüdischsein in verschiedener Weise auseinandersetzen, lebten sie *mingled identities* an Knotenpunkten unterschiedlicher Kulturen und Länder.

Immerhin zwei Familienmitglieder schrieben sich aber, wenn schon nicht in einen Kanon, doch auf ihre Art ins kollektive Gedächtnis ein. Auf Betreiben von Berthold Viertels Witwe Elisabeth Neumann-Viertel (1900–1994) – Salka und Berthold Viertel hatten sich 1948 scheiden lassen – wurde sein umfangreicher Nachlass in den 1960/1970er Jahren in einen der wichtigsten Gedächtnisspeicher der deutschsprachigen Welt aufgenommen: in das Deutsche Literaturarchiv Marbach, das damals wachsendes Interesse für Exilanten (!) zeigte. Die Exilforschung entdeckte ihn wenig später als Schriftsteller und Netzwerker des deutschsprachigen Exils, dem Ausstellungen, Sammelbände und sogar eine (inzwischen vergriffene) Studienausgabe gewidmet wurden.⁹ Dass auch Salka Viertels Nachlass nach ihrem Tod 1978 nach Marbach kam und dem Bestand ihres Exmannes als ‚Unterbestand‘ zugeordnet wurde, kann als charakteristisch für die Archivierung und folglich Kanonisierung historischer Wissensbestände zu Frauen (bzw. eine Unterlassung oder Behinderung ihrer Kanonisierung) gelten. Während Berthold Viertels Nachlass über 90 Kästen umfasste und die Bestandsgruppe ‚Werke‘ dabei einen wesentlichen Anteil ausmachte, hinterließ Salka Viertel nur zwölf Kästen – vorwiegend Korrespondenzen, vereinzelte Tagebücher und die Manuskripte ihrer Autobiographie. Ihre Werke liegen verstreut in den verschiedenen Filmarchiven in Los Angeles und sind, wie in der Filmbranche üblich, kollaborative Arbeiten. Ob der Nachlass des mittleren Sohnes Peter Viertel (1920–2007) an das Deutsche Literaturarchiv gegangen wäre, muss offenbleiben. Dieser hatte sich eindeutig als US-amerikanischer Autor und Filmschaffender etabliert und so hätte sein Nachlass (wie der seines Onkels Eduard Steuermann) wahrscheinlich Eingang in ein amerikanisches Archiv gefunden. Dazu kam es aber nicht: Tatsächlich wurden Peter Viertels Materialien bereits zu seinen Lebzeiten im Zuge einer Überschwemmung seiner Garage vernichtet und wenige erhaltene Dokumente und Fotos den Nachlässen der Eltern zugeordnet. Wichtig ist es, in diesem Kontext noch darauf hinzuweisen, dass zwei Mitglieder der Kernfamilie – der älteste Sohn Hans (1919–1999) und der jüngste Sohn Thomas (1925–2009) – das

9 Vgl. z. B. Berthold Viertel: *Studienausgabe in vier Bänden*, hrsg. v. Siglinde Bolbecher / Konstantin Kaiser / Peter Roessler. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1989–1994 [es kam nur zu 3 Bänden]; Friedrich Pfäfflin: *Berthold Viertel im amerikanischen Exil*. Marbach am Neckar: Schiller-Nationalmuseum / Deutsches Literaturarchiv 1978.

‚autobiographische Leben‘ der Familie zwar teilten, aber keine publizierten Autobiographien hinterließen und ihre Hinterlassenschaften also nicht dertart gesichert wurden.

Die Frage nach den Umständen des ‚autobiographischen Lebens‘ ist also immer eine zentrale, die am Anfang einer biographischen Tätigkeit stehen sollte. In meiner Berthold Viertel-Biographie umfasst die Auseinandersetzung mit dieser Frage, zusammen mit jener nach den Produktionsprozessen und -kontexten seines autobiographischen Schreibens und nach der Rezeptionsgeschichte dieses Materials, fast das gesamte erste Drittel des Buches.¹⁰ Gründliche Reflexion empfiehlt sich hier, denn die autobiographischen Praktiken der biographischen Objekte bilden die Basis jeder folgenden individualhistorischen Analyse. Die publizierten und unveröffentlichten autobiographischen Erzählungen Berthold, Salka und Peter Viertels, die zwischen 1906 und 2005 entstanden und deren Produktionskontexte und Inhalte damit ebenfalls fast das gesamte 20. Jahrhundert umfassen, sind dabei nur ein Teil des ‚autobiographischen Lebens‘, dem selbstverständlich besondere Aufmerksamkeit zukommen muss. Aber eben nur als Teil eines Ganzen.

Während Salka und Peter Viertels Autobiographien jeweils in englischer und deutscher Sprache erschienen,¹¹ blieb Berthold Viertel letztlich ein Autobiograph ohne publizierte Autobiographie. Dennoch verfolgte er seit seinem 21. Lebensjahr das Ziel, eine Autobiographie (zuzeiten einen autobiographischen Roman) zu schreiben. Dieses ‚autobiographische Projekt‘, das als Netz von fragmentarischen Selbstzeugnissen seinen Nachlass durchzieht und von ihm selbst immer wieder reflektiert wird, ist selbstverständlich ungleich schwerer zu überblicken, aber viel ergiebiger, da die Phasen und Transformationen von Berthold Viertels autobiographischem Tun besser nachzuvollziehen sind, als das bei den Buchprojekten der beiden anderen

10 Vgl. Katharina Prager: *Berthold Viertel. Eine Biografie der Wiener Moderne*. Wien / Köln / Weimar: Böhlau 2018, S. 1–98.

11 Vgl. Peter Viertel: *Bicycle on the Beach*. New York: Delacorte 1971; ders.: *Dangerous Friends. Hemingway, Huston, and Others*. London: Penguin 1993; ders.: *Gefährliche Freunde. Unterwegs mit Hemingway, Huston, Welles und anderen Legenden des 20. Jahrhunderts*, aus d. Engl. v. Thomas Kuhnke. Zürich: Rüffer & Rub 2005; Salka Viertel: *The Kindness of Strangers*. New York / Chicago / San Francisco: Holt, Rinehart and Winston 1969; dies.: *Das unbelehrbare Herz. Ein Leben mit Stars und Dichtern des 20. Jahrhunderts*, aus d. Engl. v. Helmut Degner. Hamburg: Claassen 1970; dies.: *Das unbelehrbare Herz. Ein Leben mit Stars und Dichtern des 20. Jahrhunderts*, aus d. Engl. v. Helmut Degner. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1979; dies.: *Das unbelehrbare Herz. Erinnerungen an ein Leben mit Künstlern des 20. Jahrhunderts*, aus d. Engl. v. Helmut Degner. Frankfurt am Main: Eichborn 2011; dies.: *The Kindness of Strangers*. New York: New York Review of Books 2019.



Die Familie Viertel
in Kalifornien,
auf Friedrich Wilhelm
Murnaus Yacht, ca. 1928.

der Fall ist. Insgesamt bedingten – trotz des familiären Zusammenhangs dieser drei Leben – nicht nur Geschlecht und Generationalität wesentlich unterschiedliche Erfahrungen und Deutungen des (gemeinsam) Erlebten. Und daraus wiederum ergaben sich verschiedene Haltungen zu kosmopolitischer Mobilität, zur eigenen Transkulturalität und nicht zuletzt zum eigenen Jüdischsein.

Biographien spielen in der Zeit und Gesellschaft ihrer Entstehung, nicht in der Zeit der Biographierten

Wir reflektieren und sprechen im 21. Jahrhundert anders über ‚das Jüdischsein‘ als um 1900 – und diese simple Tatsache hat komplexe Auswirkungen beim Biographieren von Jüdinnen und Juden bzw. Menschen jüdischer Herkunft. Insofern ist Steideles These von den zwei Zeitebenen, die sich in einer

Biographie verwickeln, gerade beim Nachdenken über (jüdische) Leben zentral.¹² Das beginnt bereits mit der (zeitgemäßen) Entscheidung, ‚jüdisch‘ in der Formulierung ‚jüdische Leben‘ in Klammern zu setzen. Wie Grażyna Jurewicz in ihrem Prolog zur oben genannten Ringvorlesung ausführte, markieren diese Klammern einen „notwendigerweise antiessenzialistischen Zugang zu jüdischen Identitäten“ und stehen

für die Unbestimmbarkeit des Jüdischseins, das vor allem in der Begegnung mit der Moderne zahlreichen Veränderungen unterlag und einer vielfachen Umgestaltung und Umformung unterzogen wurde. In vielen individuellen Leben entstand in Folge der Begegnung mit der Moderne eine erklärungsbedürftige Leerstelle, wenn in dem zu biographierenden Leben nichts mehr jüdisch zu sein scheint.¹³

Zum einen ist da also diese schwer zu charakterisierende Leerstelle, die selbstverständlich nie ‚leer‘ ist und zum anderen gelten, so Grażyna Jurewicz in ihrem Vortrag, „zahlreiche Tatbestände innerhalb dieser Leben, die für jüdische Geschichte charakteristisch sind, [...] als Signaturen der Moderne“ – naheliegend, da doch die Moderne Säkularisierung impliziert und Jüdinnen und Juden wohl gerade in der katholischen Habsburgermonarchie mehr Druck verspürten, ihre Religion hinter sich zu lassen.

Diese Habsburgermonarchie, genauer gesagt ihre Hauptstadt Wien um 1900 bzw. die sogenannte Wiener Moderne, bildete nun die Hintergrundfolie zur Mehrheit jener Leben, mit denen ich mich befasste. In diesem Zusammenhang interessierten mich die Forschungsdebatten um ‚das Jüdische‘ als *driving force* der Wiener Modernität. Eine erste Zuspitzung erfuhr diese Debatte Ende der 1980er Jahre durch die Publikation des Buches des britisch-US-amerikanischen Historikers Steven Beller *Vienna and the Jews, 1867–1938. A Cultural History*.¹⁴ Obgleich es heftige Abwehr gegen Bellers

12 Vgl. Steidele: *Poetik der Biographie*, S. 37–43.

13 Grażyna Jurewicz: Prolog zur Ringvorlesung „(Jüdische) Leben erzählen: Biographische Werkstattberichte“, mündlicher Beitrag, gehalten am 26.10.2021. Vgl. die Einleitung in diesem Band und Episode 1 des Podcasts *(Jüdische) Leben erzählen*.

14 Vgl. Steven Beller: *Vienna and the Jews, 1867–1938. A Cultural History*. Cambridge: Cambridge UP 1989. Wenige Jahre später erschien das Buch in deutscher Übersetzung: Steven Beller: *Wien und die Juden 1867–1938*, aus d. Engl. v. Marie Therese Pitner. Wien / Köln / Weimar: Böhlau 1993. Beller kritisierte über 10 bzw. 20 Jahre später noch durchaus zu Recht, dass Romantisierungen um eine kulturelle Hochblüte im „Fin-de-siècle Vienna“ – gründend auf dem einflussreichen Paradigma des US-amerikanischen Kunsthistorikers Carl E. Schorskes (vgl. Carl E. Schorske: *Fin-de-siècle Vienna. Politics and Culture*.

Ansatz gab – etwa durch den aus Wien vertriebenen Kunsthistoriker Ernst Gombrich, der meinte, er überlasse solche Fragen nach dem Jüdischen und dessen Definitionen lieber der Gestapo¹⁵ –, wurde sich die Wiener-Moderne-Forschung in den folgenden Jahrzehnten relativ einig darüber, dass kultureller Konsens mit den entsprechenden kulturellen Codes zu einer „paradoxen Form der [dynamischen] Marginalität“¹⁶ der jüdischen Bevölkerung geführt habe; und dies wiederum habe ihre besondere Position in der Wiener Moderne, die zeitweise bereits „postmodernes Potential“¹⁷ in sich getragen haben soll, zur Konsequenz gehabt. So argumentiert neben dem britischen Germanisten Edward Timms und dem französischen Kulturhistoriker Jacques Le Rider etwa auch der polnisch-britische Soziologe und Philosoph Zygmunt Bauman.¹⁸ Einen theoretisch-methodischen Vorschlag in diesem Sinne machten 2009 die amerikanische Historikerin Lisa Silverman und der österreichische Historiker Wolfgang Maderthaler: Sie meinten, man könne ‚Jewishness‘ als kritische Analysekategorie ähnlich wie Gender denken. Sie beschreiben in ihrem Artikel, wie der bekannte Philosoph und Leiter des Wiener Kreises Moritz Schlick aufgrund seines progressiven Werks und seiner intellektuellen Umgebung als Jude kodiert, identifiziert und 1936 ermordet wurde, obwohl er keineswegs jüdisch war.

‘Gender’ – in its designation of the relationship between cultural ideals stemming from but not equivalent to biological attributes of the ‘masculine’ and the ‘feminine’ – avoids the universalization of narratives and characteristics. Similarly, ‘Jewishness’ can also be used as a critical tool or lens through which one can avoid

New York: Knopf 1980) – endlich überschritten werden müssten, um auch ethnische, nationale, religiöse, kulturelle, soziale und ideologische Konflikte in die Analyse einzubeziehen. Vgl. Steven Beller (Hrsg.): *Rethinking Vienna 1900*. New York: Berghahn 2001; ders.: *Fin de Fin-de-Siècle Vienna. A Letter of Remembrance*. In: Günter Bischof / Fritz Plasser / Anton Pelinka / Alexander Smith (Hrsg.): *Global Austria. Austria's Place in Europe and the World*. Innsbruck: Innsbruck UP 2011, S. 46–76.

15 Vgl. Edward Timms: *Cultural Parameters between the Wars. A Reassessment of the Vienna Circles*. In: Deborah Holmes / Lisa Silverman (Hrsg.): *Interwar Vienna. Culture between Tradition and Modernity*. Rochester / New York: Camden 2009, S. 21–31, hier S. 23.

16 Edward Timms: *Dynamik der Kreise, Resonanz der Räume. Die schöpferischen Impulse der Wiener Moderne*. Weitra: Bibliothek der Provinz 2013, S. 49.

17 Jacques Le Rider: *Das Ende der Illusion. Die Wiener Moderne und die Krisen der Identität*, aus d. Franz. v. Robert Fleck. Wien: ÖBV 1990, S. 284.

18 Vgl. Zygmunt Bauman: *Moderne und Ambivalenz*, aus d. Engl. v. Martin Suhr. Hamburg: Hamburger Edition 2005, S. 251–252.

reducing individuals to any set of constitutive, essential 'Jewish' or 'non-Jewish' qualities since, according to its terms, what is 'Jewish' stems from but is not equivalent to any one particular notion of Jewish religion or culture. As a critical tool, Jewishness can help us to avoid the essentialization of either category by reformulating the question 'What was Jewish about modern Austrian culture?' as 'To what extent did modern Austrian culture reflect an engagement with Jewishness?'¹⁹

Selbstverständlich geht es hierbei auch um eine Auseinandersetzung mit der Vielfalt und Intensität des Wiener Antisemitismus.²⁰ Für Berthold Viertel etwa reagierte ein von ihm *avant la lettre* angenommenes „jüdisches Minoritätsbewusstsein“ vieler Protagonist:innen der Wiener Moderne, das zur „für Europa und Österreich legitimen Leistung“ der Wiener Modernität geführt habe, auf den sich in seiner ersten Lebenshälfte immer weiter radikalisierenden Antisemitismus.²¹

Abseits von Selbstpositionierungen, Fremdzuschreibungen und Auseinandersetzungen mit Antisemitismus spielt nach 1945 nicht zuletzt der Erinnerungsfiler oder Schatten der Schoah eine komplexe Rolle – teilweise noch für die Biographierten selbst, jedenfalls aber für die Biograph:innen. Der deutsche Literaturwissenschaftler Stephan Braese fasste das für den von ihm biographierten Wolfgang Hildesheimer und seine Position im Nachkriegsdeutschland folgendermaßen zusammen:

Hildesheimers Existenz wies jedoch einen im Kontext der westdeutschen Verhältnisse der 1950er Jahre hoch bedeutsamen Differenzpunkt auf: Er war Jude. Es ist konstitutiv für Hildesheimers Umgang mit diesem Attribut in der deutschen Öffentlichkeit, dass sich die Bedeutung seines Jude-Seins für das deutsche Publikum von jener, die Hildesheimer selbst in ihm erkannte, kategorisch unterschied. Für das deutsche Publikum des Jahres 1953 verkörperte jeder Jude die – tendenziell unhintergehbare – Erinnerung an die Massenvernichtung, zu der es nur wenige

19 Wolfgang Maderthaler / Lisa Silverman: „Wiener Kreise“. Jewishness, Politics and Culture in Interwar Vienna. In: Holmes / Silverman (Hrsg.): *Interwar Vienna*, S. 59–80, hier S. 62.

20 Vgl. Peter Pulzer: Spezifische Momente und Spielarten des österreichischen und Wiener Antisemitismus. In: Gerhard Botz / Ivar Oxaal / Michael Pollak / Nina Scholz (Hrsg.): *Eine zerstörte Kultur. Jüdisches Leben und Antisemitismus in Wien seit dem 19. Jahrhundert*. Wien: Czernin 2002, S. 129–144; vgl. ders.: *Die Entstehung des politischen Antisemitismus in Deutschland und Österreich 1867 bis 1914*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2004.

21 Berthold Viertel: K. K. Erzjude. In: Arbeits-/Notizheft, o. D. Deutsches Literaturarchiv Marbach (DLA), A: Viertel, 69.3143/97.

Jahre zuvor noch auf die eine oder andere Weise in einem Nahverhältnis gestanden hatte. Mit diesem Sachverhalt ging es in sehr unterschiedlichen Formen um. Für Hildesheimer dagegen hatte sein Jude-Sein eine sehr viel aufgefächertere, komplexe subjektgeschichtliche Bedeutung [...]. Doch nur wenige Jahre nach der Öffnung der Vernichtungslager ist solch eine *andere*, differenzierte Erfahrung des Jude-Seins in der deutschen Öffentlichkeit nahezu nicht aussprechbar[.]²²

Für den Biographen Braese ist diese „differenzierte Erfahrung“ nun ansprechbar und analysierbar, ja, er fragt aus dem Interesse seiner Gegenwart fast über 70 Jahre später nach ihr. Dabei muss er sorgsam mit den unterschiedlichen Zeitebenen umgehen, denn die Debatten unserer Zeit stehen immer in Spannung zu den damaligen Diskursen. Besonders virulent wird das im Falle des vieldiskutierten ‚jüdischen Antisemitismus‘, der in den Texten der Viertels, aber etwa auch bei Karl Kraus vor 1933 implizit und explizit immer wieder auftaucht. Hier gilt es sorgsam zu kontextualisieren und zu differenzieren. Insgesamt ist es also gerade mit Blick auf ‚das Jüdische‘ sehr herausfordernd, biographisch verschiedene Zeitebenen zu moderieren, Zuschreibungen und Zuordnungen auseinanderzuhalten, komplexe Kontexte miteinzubeziehen und Widersprüche präsent zu halten – und dabei immer klarzumachen, dass die Suchbewegung von heute ausgeht.²³

So illusorisch es dabei ist, die Haltungen des / der Biographierten in all ihren Facetten nachvollziehen zu können, so wichtig ist es, das ‚Jüdischsein – und sei es als anderswie gefüllte Leerstelle – durchgehend im Blick zu behalten und möglichst genau zu verzeichnen, wie sich Positionierungen und Positionen über den Lebenszeitraum hinweg verändern – speziell ab 1933 und nochmals nach dem Wissen um die Schoah. Im Falle Berthold und Salka Viertels habe ich das in beiden Biographien versucht und schließe in folgendem Abschnitt zwei knappe Skizzen hierzu an.

22 Stephan Braese: *Jenseits der Pässe. Wolfgang Hildesheimer. Eine Biographie*. Göttingen: Wallstein 2016, S. 11–12 (Herv. i. Orig.); vgl. auch Stephan Braeses Beitrag in diesem Band.

23 Vgl. Steidele: *Poetik der Biographie*, S. 37–43.

Exkurs. Jüdischsein in den Leben Berthold und Salka Viertels

„Als ich ein Kind war, war ich ein Judenkind / Und habe zuerst nicht darum gewusst,“²⁴ schrieb Berthold Viertel 1943. Immer wieder neu erzählte Viertel von den katholischen Ammen und Dienstmädchen, die ihn mit ihren Liedern und Praktiken großziehen und in die vielen katholischen Kirchen Wiens führen.²⁵ Die Eltern arbeiten beide, sprechen selten Jiddisch miteinander und besuchen nur an hohen Feiertagen die Synagoge – und so nimmt Viertel seine aus Galizien kommende Familie vorerst gar nicht wirklich als jüdisch wahr.²⁶ Erst 1890, auf dem Weg in die Volksschule – also in dem Moment, in dem das behütete Kind erstmals allein die gesicherte häusliche Umgebung verlässt – beginnen die Zuschreibungen und ihm wird schockartig klar, dass er jüdisch sei, da ihn „vier fünfzehn- bis sechzehn-jährige[] Bengeln“ überfallen und antisemitisch beschimpfen: „Solche Erfahrungen graben sich tief ein.“²⁷ Dieser Überfall fand in der Zeit statt, als der christlich-soziale Politiker Karl Lueger, unter anderem aufgrund von antisemitischer Agitation, erste große Wahlerfolge feierte und in seinen Wahlreden speziell ‚jüdische Möbelhändler‘ wie Viertels Vater als Ausbeuter angriff.²⁸

Viertel dokumentierte, wie er um die Zeit seines Eintritts ins Gymnasium auf die katholische und zunehmend antisemitische Wiener Umgebung reagierte: Die „erste Gegenwehr, an der sich sein Charakter gestaltet, war ein instinktiver Zionismus, der als Bewegung damals in Wien in Theodor Herzl seinen theoretischen Vertreter hatte.“²⁹ Wenig später wiederum – um die Zeit seiner Bar Mitzwa – „entgöttlicht[e]“ ihm ein Schulkollege die Welt und Viertel sah sich fortan als „Atheist“.³⁰ Damit passte Viertel wenig später gut in die Wiener Intellektuellenszene um 1900, in der er sich bald darauf im Kreis um Karl Kraus verortete – im Eifer der Kulturkritik stellt man sich (durchaus selbst antisemitische Argumentationslinien aufgreifend) gegen die bürgerlichen Herkunftsfamilien: „Juden! Wir waren keine mehr. Wir drängten

24 Berthold Viertel: Autobiographie in Versen, begonnen am 19.09.1943. DLA, A: Viertel, o. Sig.

25 Vgl. Prager: *Berthold Viertel*, S. 150–160 (Kap. „Katholische Dienstmädchen“).

26 Vgl. ebd., S. 129–149 (Kap. „Galizien / Jüdisches Wien“).

27 Berthold Viertel: *Die mir begegnet sind*, o. D. DLA, A: Viertel, o. Sig.

28 Vgl. Prager: *Berthold Viertel*, S. 129–149 (Kap. „Luegers Wien“).

29 Berthold Viertel: *Österreichische Illusionen / Der Knabe Robert Fürth*, o. D. DLA, A: Viertel, o. Sig.; vgl. Prager: *Berthold Viertel*, S. 184–195 (Kap. „Mitschüler Hitler“).

30 Berthold Viertel: *Die Septima*, o. D. DLA, A: Viertel, o. Sig.; vgl. Prager: *Berthold Viertel*, S. 179.

uns gewaltigen Eifers in die jüngeren Zeiten, an ihnen mitzuwirken hell bestrebt.“³¹

Im Ersten Weltkrieg fand hier auf vielen Ebenen ein Umdenken statt: Viertel war als Leutnant der Traindivision Nr. 14 zuerst in Serbien und dann in Galizien stationiert. Die Begegnung mit Galizien – dem Land, das seine Herkunftsfamilien um 1870 verlassen hatten – verband sich mit intensiver Lektüre des Religionsphilosophen und Erfolgsautors Martin Buber, dessen exotisch-romantische Vorstellungen von den vermeintlich authentischeren ‚Ostjuden‘, die sich der deutschen Kultur verweigert hätten,³² auf Viertel wirkten. Er entdeckte sein „jüdisches Gefühl“³³, hatte kulturzionistische Erweckungen, die sich in seinen Tagebüchern spiegeln. In diese Zeit, in der sich Viertel zudem auf einen damals modischen Okkultismus einließ und die durchaus einen Backlash in Sachen sexueller Emanzipation um Geschlechtsidentitäten brachte, fiel die Begegnung mit Salka Viertel, deren galizische Familie Viertel immens faszinierte. Die beiden heirateten 1918 nach jüdischem Ritus.³⁴

Im Viertel’schen Familienleben der folgenden 30 Jahre spielten jüdische Riten und Feste aber keine nennenswerte Rolle. Berthold Viertel hielt als Agnostiker zeit seines Erwachsenenlebens Distanz zum praktizierten Judentum, war jedoch nie religiös indifferent und lebte seine jüdische Identität mit katholischen Einflüssen. In seinen Briefen sprach er mit großer Selbstverständlichkeit von Gott: „[W]as wir durch Gottes unbegreifliche Gnade doch sind und haben! So spricht ein Atheist, ein Mensch, der seinen Schutzheiligen nicht kennt und ihm daher auch keine Kerze stiftet.“³⁵ Die Worte „Gott segne Dich!“ durchzogen seine Korrespondenz – kaum ein nahestehender Mensch, dem er sie nicht schrieb. Biblische Stoffe faszinierten ihn, wobei ihn vor allem kritische jüdische Traditionslinien anregten.³⁶ Viertel trat interessanterweise

31 Berthold Viertel: *Gedichte / Prosa 1944*, Wir Juden, o. D. DLA, A: Viertel, o. Sig.; vgl. Prager: *Berthold Viertel*, S. 180.

32 Vgl. Reiner Stach: *Kafka. Die Jahre der Erkenntnis*. Frankfurt am Main: Fischer 2008, S. 52–57; ders.: *Kafka. Die frühen Jahre*. Frankfurt am Main: Fischer 2014, S. 457–458; Bourrel: *Martin Buber*, S. 137–168.

33 Berthold Viertel: *Kriegstagebuch* (Manuskript, Heft ohne Umschlag), o. D. DLA, A: Viertel, o. Sig. [Juli bis September 1915]; vgl. Prager: *Berthold Viertel*, S. 310–332, bes. S. 322 (Kap. „Erster Weltkrieg“).

34 Vgl. Prager: *Berthold Viertel*, S. 245–367 (Kap. „Sexuelle Emanzipation“).

35 Berthold Viertel an Maria Kramer, o. D. [um 1952], Konvolut im Privatbesitz Eckart Früh.

36 Vgl. Prager: *Berthold Viertel*, S. 179 (Kap. „Luegers Wien“).

nie aus der israelitischen Kultusgemeinde aus. Als diese ihn 1952 mit 2.400 Schillingen für die Jahre 1951/1952 besteuerte – ein hoher Betrag für Viertel – bat er um Herabsetzung der Summe und um Ratenabzahlung. Er beabsichtige keineswegs, wie er schrieb, sich dieser Verpflichtung zu entziehen, die er für seine „Ehrenpflicht als Jude“³⁷ halte. Als wenige Monate vor seinem Tod die Steuerangelegenheit immer noch nicht seinen Wünschen und Umständen entsprechend geregelt worden war, erklärte Berthold Viertel verärgert:

Sie werden wahrscheinlich gehört haben, dass ich mich zu meinem Judentum auch in schwerster Zeit bekannt habe, und zwar nicht nur als Privatperson, sondern öffentlich als Schriftsteller, sowohl in Deutschland als auch während meiner Emigrationszeit [...]. Ich darf wohl erwarten, dass Sie mich nicht durch einen Mangel an Einsicht in meine ganze Lebens- und Arbeitssituation zu einem Schritt zwingen werden, den selbst Hitler nicht von mir erzwingen konnte: zur Lösung der ein Leben lang gewährten und bekannten Zugehörigkeit zur jüdischen Religionsgemeinschaft. Dies wäre für mich ebenso schmerzlich, wie es für Sie wohl kaum erwünscht wäre.³⁸

Sowohl Berthold als auch Salka Viertel verbinden durchaus pragmatisch ihre lebensreformerische, rationale Modernität mit mystischer Spiritualität. In einem Brief an seine Frau erklärt Berthold Viertel etwa – auf ähnliche Beobachtungen und Haltungen ihrerseits antwortend:

Christen ertrage ich nur, wenn sie ganz tief und leidenschaftlich sind – wie Dostojewski oder Kierkegaard oder Pascal – oder ganz volkstümlich – Dienstmädchen und Bäuerinnen. Juden sind nur möglich, wenn sie wie Spinoza [...] oder schon ganz chassidisch sind. Der Rest ist Heidenwelt, sinnliche Sünder – und nur mit ihnen kann ich leben, konnte ich leben seit meiner Kindheit.³⁹

Da die Viertels schon 1928 aus beruflichen Gründen nach Hollywood emigriert waren, erlebten sie keine direkte Verfolgung und Vertreibung aus Deutschland (wo sie seit 1918 hauptsächlich lebten und arbeiteten) und Österreich. Eine ab 1932 geplante Rückkehr wurde aber unmöglich.

37 Berthold Viertel an Steuerschätzungskommission der Israelitischen Kultusgemeinde Wien, 01.08.1952. DLA, A: Viertel, o. Sig.

38 Berthold Viertel an die Israelitische Kultusgemeinde Wien, 29.05.1953. DLA, A: Viertel, o. Sig.

39 Berthold Viertel an Salka Viertel, 18.11.1931. DLA, A: Viertel, 78.859/19.

Berthold Viertel verhandelte um die Jahreswende 1932/1933 vor Ort bereits sehr konkret seine Optionen beim deutschen Film und war also bei der nationalsozialistischen Machtergreifung in Berlin dabei: „Es war notwendig, Bescheid zu wissen, dazu musste das alles mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört werden! [...] In Wien kommt bald mindestens ähnliches.“⁴⁰ Viertel erkannte rasch die Gefährlichkeit der Situation – ähnlich wie sein Freund Karl Kraus – und warnte, rettete viele. Kurz danach begannen die Viertels sich um die amerikanische Staatsbürgerschaft zu bemühen und Berthold Viertel wurde als selbsternannter Exilant *honoris causa* zu einem der wichtigsten Netzwerker, Denker und Sprecher des deutschsprachigen Exils.⁴¹

Anders als Berthold Viertel hatte Salka Viertel bis zu ihrem etwa 70. Lebensjahr, abgesehen von einigen kontinuierlichen Korrespondenzen, wenig Übung darin, sich selbst zu reflektieren und zu dokumentieren. Sie hatte sich nie regelmäßig in Tage- und Notizbüchern verortet oder ihr Leben darin verzeichnet. Erst als sie sich in den 1950er Jahren an die autobiographische Erinnerungsarbeit machte, begann sie diese mit Aufzeichnungen und Reflexionen unterschiedlicher Art zu begleiten. Insofern liegen in ihrem Fall weit weniger Selbstpositionierungen zum Jüdischsein vor. Aus ihrer Autobiographie erfahren wir, wie sie als Tochter des Bürgermeisters von Sambor aufwächst. Ihre Familie steht im Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens dieser galizischen Garnisonsstadt in der Nähe von Lemberg. Diese Position macht eine große Aufgeschlossenheit gegenüber anderen Sprachen (Deutsch, Polnisch, Ukrainisch, Russisch und Französisch) sowie religiösen und kulturellen Praktiken notwendig. Salkas Mutter Auguste Steuermann navigiert in ihrem (für kulturelle Innovation) offenen Haus souverän durch diese Spannungsfelder. Während Auguste Steuermann Wien ‚eine Messe wert‘ gewesen wäre, lehnte Salkas Vater – Dr. Joseph Steuermann („in religiösen Dingen nicht ganz so respektlos wie meine Mutter“⁴²) – das verlockende Angebot eines hohen Postens, für den er zum Christentum hätte konvertieren müssen, in Wien ab. Wie

40 Berthold Viertel an Salka Viertel, 15.02.1933. DLA, A: Viertel, 78.862/9.

41 Vgl. Konstantin Kaiser / Peter Roessler / Siglinde Bolbecher: Nachwort. In: Berthold Viertel: *Studienausgabe in vier Bänden*, Bd. 1: Überwindung des Übermenschen, hrsg. v. Konstantin Kaiser / Peter Roessler / Siglinde Bolbecher. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1989, S. 405–408, hier S. 408.

42 Salka Viertel: *Das unbelehrbare Herz* (1970), S. 24; vgl. Katharina Prager: „*Ich bin nicht gone Hollywood!*“ *Salka Viertel – Ein Leben in Theater und Film. Biographie*. Wien: Braumüller 2007, S. 16–17.

die Viertels blieben die Steuermanns Teil der Kultusgemeinde, praktizierten aber ihre Religion kaum bis gar nicht:

Ich wußte, daß wir Juden waren, doch identifizierte ich mich nie mit den Juden, die um uns lebten. [...] Wir sprachen nicht ihre Sprache, ja, wir verstanden sie nicht einmal. Aber wir waren auch keine Christen, obwohl wir immer einen Weihnachtsbaum hatten und Weihnachtslieder sangen. Unsere Eltern gingen nie in die Kirche – aber auch nicht in die Synagoge.⁴³

Wie ihr künftiger Ehemann wird Salka Viertel von katholischen Gouvernanten aufgezogen, die sie zum Katholizismus „missionieren“ – teils offenbar erfolgreich: „[M]eine Katholische [*sic*] Kindheit macht sich bemerkbar. [...] [W]arst Du nicht mal mein Beichtvater? Bin ich im Grunde nicht sehr katholisch?“⁴⁴ Noch Ende 1963, also mit 74 Jahren, vermerkte Salka Viertel, dass sie in gefährlichen Situationen – etwa einem turbulenten Flug von Wien nach Zürich – das Vaterunser betet: „I was prepared for a crash. And as always said the Lord’s prayer. Instinctively.“⁴⁵

Zentral prägte Salka Viertel zudem der volkstümliche Aberglaube ihrer ukrainischen Amme, der klarerweise im Theatermilieu, dem sie sich beruflich zuwandte, fruchtbaren Boden fand. Belegt ist, dass Berthold und Salka Viertel ihre Vorstellungen von Religiosität und Jüdischsein jedenfalls zeitweise miteinander besprachen – so schrieb Salka Viertel etwa 1928 (im Jahr einer heftigen Ehekrise): „Ich fühle, dass Du nicht glücklich bist, dass Du soviel vor mir versteckst und geheim hältst und irgendeine jüdisch-aufopferungsvolle Vorstellung von ‚Glücklichmachen‘ hast.“⁴⁶

Wie schon in Salka Viertels Elternhaus wurde jedenfalls am 24. Dezember im Hause Viertel Weihnachten gefeiert, wobei das Fest jüdisch mitbesetzt wurde:

Wir hatten für den heiligen Abend, wie immer seit wir in Amerika lebten, heimatlose und einsame Menschen eingeladen. Ich hatte auch unsere amerikanischen Freunde gebeten, die erst am 25. Dezember feierten. Bevor wir die Geschenke auspackten, hielt ich eine kleine Rede und erinnerte die Kinder daran, dass Jesus Jude

43 Salka Viertel: *Das unbelehrbare Herz* (1970), S. 30.

44 Salka Viertel an Berthold Viertel, 07.02.1933. DLA, A: Viertel, 78.911/5.

45 Salka Viertel: Tagebuch (1963), DLA.

46 Salka Viertel an Berthold Viertel, 14.09.1928. DLA, A: Viertel, 78.907/4.

gewesen war und den Menschen Brüderlichkeit gepredigt hatte. [...] Ich kann mich an meine halbrevolutionäre, panreligiöse Rede nicht mehr im einzelnen erinnern, aber ich bin sicher, dass ich allein von ihr zu Tränen gerührt war.⁴⁷

Später fehlte ihr „die Feierlichkeit und Heiterkeit des früheren jüdisch-christlichen Weihnachtsabends in der Mabery Road.“⁴⁸

Mitte der 1950er Jahre sah Salka Viertel, nachdem Berthold Viertel schon 1948 nach Wien zurückgekehrt und 1953 dort verstorben war, Europa wieder. Selbstreflexionen über jüdische Identität tauchen nun vermehrt in ihren Briefen und in Tagebüchern auf. Von der Wiederbegegnung mit Wien war sie 1954 sehr irritiert – unter anderem über den Umgang ihrer Schwester Rosa Gielens mit der österreichischen Zeitung *Die Presse*, die Salka Viertel interviewte. Sie berichtete ihrem Bruder Eduard Steuermann:

Wien war nicht nur wegen der Erinnerung an die Vergangenheit so aufregend. Ich kann eben in einer so entjudeten, so grässlich entjudeten Stadt, nicht existieren. [...] [E]inen Tag vor meiner Abreise, rief mich ein Reporter an, von der ‚Presse‘, und wollte ein Interview. Zu meinem großen Erstaunen griff Röschen [Rosa Gielens], gleich am Anfang, in das Gespräch ein, und sagte dem Reporter, dass wir ‚alte Österreicherinnen‘ sind, was mir gar nicht passte, aber ich ließ es sein. Ich sagte ihr später, dass ich mich nur als galizische Jüdin zu identifizieren wünsche, aber nicht als Österreicherin.⁴⁹

Anders als ihre remigrierte Schwester musste Salka Viertel sich nicht mit einem postnationalsozialistischen Österreich arrangieren, wagte es aber nicht, ihr direkt zu widersprechen. Grundsätzlich war sie in Briefen an ihr vertraute Menschen wie in ihren Tagebüchern aber durchaus sehr scharf und *outspoken*.

Während sie in den frühen 1930er Jahren – noch war die Schoah nicht absehbar – in ihrem Ärger über ein jüdisches Ehepaar etwa noch deklarierte, sie finde dieselben so „zum Kotzen [...] dass Hitler gerechtfertigt war“⁵⁰, werden ihre späteren Bemerkungen über Jüdinnen und Juden⁵¹ zwar nicht

47 Salka Viertel: *Das unbelehrbare Herz* (1970), S. 256.

48 Salka Viertel an Eduard Steuermann, 03.01.1964. DLA, A: Viertel, o. Sig.

49 Salka Viertel an Eduard Steuermann, 06.03.1954. DLA, A: Viertel, Salka, o. Sig.

50 Salka Viertel an Berthold Viertel, 06.11.1934. DLA, A: Viertel, 78.912/1.

51 Vgl. Salka Viertel an Ilse Lahn, 29.09.1956. Deutsche Kinemathek, Berlin, Paul Kohner Collection; Salka Viertel: Tagebuch (1961), DLA.

unkritischer, sie versuchte aber ihren „Rassismus“ – wie sie es selbst nannte – zu verorten und zu erklären: „I have probably a racial reaction to it [Anm.: vermeintlich schlechtes Benehmen bei jüdischen Menschen]. Racial in the sense that I want my race to be the best in behaviour.“⁵² Solche Kritik blieb zudem ihr selbst als Jüdin vorbehalten, wie ein Kommentar ihres britischen Freundes Christopher Isherwood errahnen lässt: „But just let anyone touch her Jews!“⁵³ Ihre ambivalente Identifikation als Jüdin versuchte sie in einem anderen Tagebucheintrag von 1957 zu beschreiben:

I cannot say about myself that I feel Jewish – I never did in the sense many American Jews feel – or pretend to feel. I have no ties to any traditional Jewishness – my parents did not have them and the ‚anti-religiousness‘ of my family when I speak of it to strangers is interpreted (I feel it so often) as denial of Jewishness. As if Jews did not have any other heritage than religion.⁵⁴

Was genau dieses Erbe für sie ausmachte, führte sie allerdings nicht aus. Auch für Berthold Viertel war das letztlich nie klar zu beantworten: „Was immer das sein mag, – Judentum: Zugehörigkeit zu einer Rasse, einem Volk oder Reste davon, Reste einer Religionsgemeinschaft, einer geistigen Prägung, die durch und durch gegangen ist[.]“⁵⁵ Die aktuelle Forschung hat immerhin Umgangsweisen gefunden, um Spannungen und Ambivalenzen wie solche, die dieses Zitat bezeugt, sichtbar zu halten – in der Biographie geht es zudem darum, die Mosaiksteine mit ausreichend Kontext-Kleber zu umgeben und sie so zu- und gegeneinander zu legen, dass kein zu glattes Bild entsteht. Außerdem sollte nachvollziehbar bleiben, welche neuen Mosaiksteine man selbst einbringt.⁵⁶

52 Salka Viertel: Tagebuch (1961), DLA.

53 Christopher Isherwood: *Diaries*, Bd. 1: 1939–1960. London: Collins 1996, S. 816.

54 Salka Viertel: Tagebuch (1957), DLA.

55 Berthold Viertel: Kindheits-Saga. In: Ders.: *Studienausgabe in vier Bänden*, Bd. 2: Kindheit eines Cherub. Autobiographische Fragmente, hrsg. v. Siglinde Bolbecher / Konstantin Kaiser. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1990, S. 15–18, hier S. 16.

56 Anregend für dieses Bild ist Beatrix Borchards: *Clara Schumann. Ihr Leben. Eine biographische Montage*. Mit einem Essay der Autorin: Mit Schere und Klebstoff. Montage als wissenschaftliches Verfahren in der Biographik. 3. überarb. u. erw. Aufl. Hildesheim: Olms 2015.

Jede Biographie basiert auf dem Verhältnis zwischen dem Biographen / der Biographin und seinem Helden / ihrer Heldin

In ihrer ersten These sieht Angela Steidele den „Affekt“ – „Faszination und Bewunderung, Grausen und Verachtung“ – als zentral für die biographische Arbeit und hat damit sicher recht.⁵⁷ Immerhin geht es um ein anderes menschliches Leben, mit dem man sich als Biograph:in oft jahrelang (manchmal lebenslang) befasst – da entwickeln sich unweigerlich Gefühle und eine Beziehung. Ich glaube aber nicht, dass dieser Affekt schon immer den Schreib Anlass bilden muss. Im akademischen Bereich läuft das womöglich öfter anders und so schrieb die Literaturwissenschaftlerin Daniela Strigl über ihre Marlen Haushofer-Biographie: „Ehrlich gesagt bin ich da hineingerutscht. Ich wollte eigentlich nie eine Biographie schreiben.“⁵⁸

Wie bei Strigl wurde mir Salka Viertel als Gegenstand einer Biographie von einer Professorin, nämlich von Hilde Haider-Pregler, vorgeschlagen, bei der ich zum Thema Filmexil / Frauengeschichte im Fach Theater-, Film- und Medienwissenschaft dissertieren wollte. Im Unterschied zu Daniela Strigl interessierte ich mich aber schon zuvor extrem für Biographien und wollte durchaus eine schreiben. Tatsächlich könnte man also sagen, dass mein Verhältnis zu den Viertels anfangs pragmatisch war und der Affekt, die Zuneigung eher der Biographie an sich galt. Sicherlich gab und gibt es immer Biographien, deren Antrieb Huldigung und Kanonisierung sind – auch im wissenschaftlichen Kontext. In der rezenten Biographieforschung wird solch (unreflektierte) Verehrung allerdings immer wieder problematisiert und dieses Problembewusstsein begründet ja das Anliegen, über das eigene Verhältnis zum Gegenstand nachzudenken. So kann es nicht schlecht sein, ohne starken Affekt zu beginnen.

Bereits die erste Befassung mit den Viertels erzeugte bei mir Sympathie und brachte rasch die Erkenntnis, dass es in diesen Leben um hochinteressante Themen geht, die die Exil-, Moderne- und Geschlechterforschung an sich bereichern würden. Die Tatsache, dass es sich nicht um kanonisierte Stars eines Feldes, sondern um dicht vernetzte Akteur:innen im Hintergrund handelte, fand ich eher hilfreich als hinderlich⁵⁹ – besonders mit Blick auf die Art

57 Steidele: *Poetik der Biographie*, S. 24.

58 Daniela Strigl: *Alles muss man selber machen. Biographie. Kritik. Essay*. Graz / Wien: Droschl 2018, S. 6.

59 Vgl. Claudia Willms: *Franz Oppenheimer (1864–1943). Liberaler Sozialist, Zionist, Utopist*. Wien / Köln / Weimar: Böhlau 2018, S. 13; vgl. auch Claudia Willms' Beitrag in diesem Band.

von Biographien, die mich interessierte. Dieser Erkenntnis folgte eine inzwischen zwanzigjährige Beziehung, die viele unterschiedliche Phasen hatte – immer eine grundlegende Sympathie, zuzeiten Begeisterung, Empathie und Faszination, aber auch Genervtheit, Frustrationen, Zweifel oder Überdruß. Identifikationen habe ich dabei eher als Ressource gesehen, wenn parallele Lebenssituationen – und über zwanzig Jahre sind das durchaus einige – den Blick schärfen, etwa für ein Arbeitsleben mit Kindern. Ein Hineindenken in Personen und ihre Situation ist sicher immer anregend für die historische Phantasie, wenn man letztlich wieder zur wissenschaftlichen Distanz und Analyse zurückkommt. Insgesamt würde ich aber weniger von Identifikationen als von Einflüssen sprechen. Gerade das Nachdenken über Frauenleben regt immer zur produktiven Selbstreflexion an. Insgesamt konnte ich von den Praktiken der Viertels viel lernen – wie sie Menschen verbanden, Kontakte pflegten, Gastfreundschaft hochhielten und Briefe schrieben.

Wie auch immer das Verhältnis zwischen Biographierten und Biographierenden aussieht – es gibt immer Grenzen und Tabus zwischen Menschen, wobei jede:r die ethische Dimension seiner / ihrer Arbeit selbst ausloten muss. Damit meine ich nicht ein Ausklammern des ‚Privaten‘ an sich – die Abwertung desselben als „bedeutungslos“ (besonders im Falle öffentlich wirkmächtiger Männer) hat schon viel Analysepotenzial verschenkt und „produziert letztlich Ideologie“ um Leistungen von „Genies“, die „durch Alltag und Realität weder bedingt noch berührt zu werden scheinen“.⁶⁰ Im Gegenteil: Die Viertels sprachen sehr offen und mit einem lebensreformerischen Impetus über ihr Liebesleben. Das führte dazu, dass ich ihre Reflexionen um homosexuelle Erfahrungen, eine offene Ehe etc. – im Zusammenhang mit der sogenannten ‚sexuellen Frage‘ um 1900 und den zeitgenössischen Geschlechterdiskursen – genau beschrieb.⁶¹ Was ich aber aus ethischen Gründen (abseits von bekannten Trennungen und Scheidungen) nicht miteinbeziehen wollte, waren die Erlebnisse und Geschichten der nächsten Generation in diesem Bereich, obgleich sie in den Quellen sichtbar wurden. Ein herausfordernder Grenzfall in dieser Gemengelage ist Salka Viertels – oftmals als sexuell angenommene – Beziehung zu Greta Garbo, die sie selbst weitgehend zum Tabu machte. Im Falle von Biographien jüdischer Menschen ist es zudem immer schwierig, die Grenzen, Tabus und Schutzmechanismen der postnationalsozialistischen Gesellschaft

60 Thomas Etzemüller: *Biographien. Lesen – erforschen – erzählen*. Frankfurt am Main / New York: Campus 2012, S. 13–14.

61 Vgl. Prager: *Berthold Viertel*, S. 245–367 (Kap. „Sexuelle Emancipation“).

im Umgang mit den Vertriebenen, Zurückgekehrten und ihrem Werk / Erbe zu durchdringen – zumal sich die Zurückgekehrten (wie im Fall Rosa Gielen oben belegt) öfter diesen Tabus anpassten und / oder Biograph:innen als Teil dieser postnationalsozialistischen Gesellschaft aufwuchsen.

Biograph:innen und Biographierte bilden Produktionspaare, die phasenverschobene Dialoge führen

Es sind Angela Steidele zufolge immer mindestens zwei, die an einer Biographie ‚weben‘ oder ‚stricken‘ – dabei ‚korrespondieren‘ sie über die Zeiten hinweg.⁶² Einfach gesagt, liefern die Protagonist:innen das (Quellen-)Material und die Biographierenden überlegen, was sie daraus wie konstruieren können. Chronologie funktioniert immer – hat mich als Darstellungsprinzip aber nie interessiert. Wohl beginne ich damit, dass ich das Material in aufwendigen Chronologien ordne, aber wenn ich den Ablauf im Blick habe, beginnt erst das Gespräch, die Befragung und schließlich kommt meine Intervention. Beatrix Borchard hat hervorragend aufgezeigt, wie Montage als wissenschaftliches Verfahren und Gestaltungsprinzip funktionieren kann.⁶³ Stefanie Mahrer und Efrat Gal-Ed haben über die Kategorie Raum (Topographien) bzw. mit einer Orientierung am talmudischen Modell Darstellungsprinzipien für jüdische Leben entwickelt, in denen Fragmentierung eine zentrale Rolle spielt.⁶⁴ In ähnlicher Weise habe ich in biographischen Erinnerungsorten einen geeigneten Zugriff gefunden, um mit Fragmentierung, Transkulturalität usw. umzugehen und die Bruchstücke und unterschiedlichen Positionen (der Erinnerung) miteinander ins Gespräch zu bringen.⁶⁵ Tatsächlich sprechen diese bereits ausprobierten Darstellungsformen jüdischer Leben intensiv zueinander⁶⁶ und lassen sich auch gut verbinden und neu erproben.

62 Vgl. Steidele: *Poetik der Biographie*, S. 47–53.

63 Vgl. Borchard: *Clara Schumann*, S. 11–12; vgl. auch Beatrix Borchards Beitrag in diesem Band.

64 Vgl. Stefanie Mahrer: *Salman Schocken. Topographien eines Lebens*. Berlin: Neofelis 2021; Efrat Gal-Ed: *Niemandssprache. Itzik Manger – ein europäischer Dichter*. Berlin: Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag 2016; vgl. die Beiträge beider Autorinnen in diesem Band.

65 Vgl. Katharina Prager: *Erinnerungsorte und jüdische Auto/Biografien des Exils – Überlegungen zu vier Intellektuellen aus Wien*. In: *Jahrbuch des Simon-Dubnow-Instituts* 16 (2017), S. 349–372.

66 Vgl. Christina Pareigis: *Susan Taubes. Eine intellektuelle Biographie*. Göttingen: Wallstein 2020; vgl. auch Christina Pareigis' Beitrag in diesem Band.

In meiner ersten Biographie über Salka Viertel hatte ich noch keine derart klare Darstellungsform gefunden, versuchte aber doch bereits, Viertels verschiedene *personae*⁶⁷ – die bürgerliche Tochter, die Schauspielerin und Mutter, die Exilantin und Salonière, die Drehbuchautorin und die politische Aktivistin – in Kapiteln zu bündeln. Wie es bei Frauenbiographien immer noch vermehrt notwendig ist, musste hier die Rekonstruktion im Vordergrund stehen – um die weibliche Protagonistin überhaupt präsent zu machen und in einen wissenschaftlichen, möglicherweise sogar populären Kanon einzubringen. Im Konzept der später entstandenen Berthold Viertel-Biographie habe ich mich viel (selbst-)bewusster eingebracht und den „phasenverschobenen Dialog“⁶⁸ geführt. Das Ganze beginnt mit einer Analyse oder Biographie des ‚autobiographischen Lebens‘ Berthold Viertels und bündelt seine Erinnerungsfragmente an die Wiener Moderne zu einer Biographie derselben und Berthold Viertels zugleich. Der Blick auf Viertel als Protagonisten wird auf diese Weise – entsprechend biographietheoretisch begründeten Forderungen – dezentriert, er tritt aus dem biographischen Spotlight und wird ein Stück weit als ‚prototypisch‘ wahrgenommen. So konnte das über die einzelne Lebensgeschichte hinausgehende Erkenntnisinteresse an einer ‚anderen‘ Wiener Moderne und einem dichteren Zusammendenken von Exil- und Modernforschung bearbeitet und vermittelt werden. Die Auseinandersetzungen mit jüdischen Identitäten durchziehen in beiden Biographien die Kapitel, wobei eine neue Anordnung der Erinnerungsorte in Aufnahme eines neuen Dialogs mit der Kategorie ‚des Jüdischen‘ als zentralem Erkenntnisinteresse ebenso möglich wäre und nochmals eine ganz andere Geschichte erzählen würde.

Biographien erzählen, d. h. fiktionalisieren. Von Romanen unterscheidet sie der Umgang mit den Quellen im Text

Wie Beatrix Borchard in ihrer Studie zu Clara Schumann ausführt, sind wir in der Biographieforschung „an dem Punkt angekommen, an dem man die

67 Wie die Biography Studies sind die Persona Studies, die davon ausgehen, dass Menschen unterschiedliche *personae* (Masken) entwickeln, ein weites Feld. Zusammengedacht wurden die beiden Felder kürzlich etwa im *European Journal of Life Writing*, wobei die Hintergründe und Zugriffe der einzelnen Case Studies sehr verschieden sind: *European Journal of Life Writing* Special Issue 11 (2022): When Does the Genius Do the Chores? Knowledge, Auto/Biography and Gender, hrsg. v. Johanna Gehmacher / Kirsti Niskaanen / Katharina Prager. <https://doi.org/10.21827/ejlw.11.38231> (Zugriff am 14.09.2022).

68 Steidle: *Poetik der Biographie*, S.47.

unvermeidliche Fiktionalität von Biographien nicht mehr als bedauerliches Manko beklagt, sondern sie wissenschaftlich zu nutzen weiß.⁶⁹ Auf denselben Tatbestand weist Angela Steidele in ihrer sechsten und siebenten These hin, in denen postuliert wird: „Es gibt keine ‚wissenschaftlichen‘ Biographien in Abgrenzung von ‚literarischen‘ oder ‚populären‘.“⁷⁰ Und einzig der „Umgang mit den Quellen im Text“⁷¹ unterscheidet Roman und Biographie.

Prinzipiell stimmt das, doch denke ich, dass es durchaus ‚wissenschaftliche‘ Biographien gibt (über die wir ja hier sprechen) und meine, dass diese Biographien eine nochmals erhöhte Genauigkeit und Bewusstheit im Umgang mit Quellen auszeichnet. Es ist gute wissenschaftliche Praxis, einen scharfen Quellenblick und entsprechende Quellenkritik im Biographischen nicht nur einzusetzen, sondern Performanzen, Widersprüche und Ambiguitäten von Quellen gerade im Feld des Life-Writing sichtbar zu machen und zu halten. Gute ‚populäre‘ und ‚literarische‘ Biograph:innen wie Claire Tomalin oder Dieter Kühn beziehen zwar auch öfter kunstvoll die spannende Geschichte des Quellenmaterials mit ein; sie tun es aber selten systematisch. Damit ist und bleibt es doch vor allem Aufgabe der Wissenschaft, das eigene ‚Leben‘ der Quellen zu erzählen und einzuordnen – denn sie sind

umfangreich und lückenhaft zugleich, planvoll aufbewahrt und zufällig überliefert, gezielt gesucht oder durch Zufall gefunden, z. T. bereits früher in Veröffentlichungen eingegangen, zum Teil bis heute ungedeutet und ungelesen geblieben. *Leerstellen, weiße Flecken* sind also kein beklagenswertes Manko, sondern essentiell: Die Eigenschaften allen Quellenmaterials immer schon vorgeformt und unvollständig zu sein, verbieten von vornherein ein einfaches Ausbreiten von Fakten, und die Ergebnisse der Auswertung müssen immer wieder neu hinterfragt und neu gedeutet werden.⁷²

Gerade in wissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit (jüdischen) Leben sollte der Umgang mit Quellen im biographischen Erzählen eine weitere gern angenommene und immer explizit gemachte Herausforderung sein.

69 Borchard: *Clara Schumann*, S. 11–12.

70 Steidele: *Poetik der Biographie*, S. 67.

71 Ebd., S. 81.

72 Borchard: *Clara Schumann*, S. 11 (Herv. i. Orig.).

Jede Biographie ist auch eine Autobiographie

„Ein Wissenschaftler ist kein wie eine Maschine akademische Prosa produzierendes Neutrum, sondern ein Mensch mit subjektiven Neigungen und persönlichen Überzeugungen“⁷³, schreibt Ernst Piper in der Einleitung zu seiner Rosa Luxemburg-Biographie. So schlüssig diese Aussage für alle Wissenschaftler:innen zu sein scheint, so seltsam ist es, über die bewussten und unbewussten Einschreibungen nachzudenken, die wir in unseren (nicht nur biographischen) Texten hinterlassen. Wenn ich auf die zwanzig Jahre meines biographischen Tuns zurückblicke, kann ich aus den Texten einige autobiographische Haltungen, Entwicklungen und Verortungen herauslesen. (Nicht unbegründet wäre es also, in diesem Fall von einem auto/biographischen Tun zu sprechen.) Andere würden noch weiteres oder anderes darin entdecken. Alles in allem ist es eine Art Kreislauf – und vor allem, wenn man mit Protagonist:innen zu tun hat, die selbst Biograph:innen waren bzw. sind, ist das für die biographische Analyse hochspannend und nützlich. Dabei bleibt aber – mit Wolfgang Hildesheimer und Stephan Braese – immer im Kopf zu behalten, dass das biographische Genre (und sicherlich auch die Autobiographie)

der Kontingenz eines menschlichen Lebens, der Unordnung der in seinem Verlauf gemachten Erfahrungen, der Widersprüchlichkeit getroffener Entscheidungen, dem Regime des Zufalls und der ihm geschuldeten Abbrüche, Neuanfänge oder Stillstände [...] ein Netz vermeintlicher Beziehungen über[wirft]⁷⁴

– also konstruiert. Je reflektierter und bewusster mitkonstruiert wird, desto spannender kann es werden.

73 Ernst Piper: *Rosa Luxemburg. Ein Leben*. München: Blessing 2018, S. 15. Weiterführende spannende Überlegungen dazu finden sich in: Dieter Thomä / Ulrich Schmid / Vincent Kaufmann: *Der Einfall des Lebens. Theorie als geheime Autobiographie*. München: Hanser 2015.

74 Braese: *Jenseits der Pässe*, S. 29.

Philipp Lenhard

Die Tücken des Archivs

Zur Biographie Friedrich Pollocks

Friedrich Pollock stand lange Zeit im Schatten der großen Namen der Frankfurter Schule, obwohl er in ihr eine zentrale Rolle gespielt hat.¹ Insofern bleibt erklärungsbedürftig, warum es bereits mehrere Biographien über Max Horkheimer, Theodor W. Adorno, Erich Fromm und Walter Benjamin gibt, und immerhin (auto-)biographische Profile von Leo Löwenthal, Herbert Marcuse und Franz L. Neumann,² aber es bis zum Jahr 2019 gedauert hat, dass

1 Der vorliegende Beitrag basiert auf einem gesprochenen Vortrag und wurde für die Publikation geringfügig überarbeitet. Der narrative Stil wurde bewusst beibehalten, zumal es in diesem Text auch um die subjektive Perspektive des Biographen geht.

2 Die wichtigsten sind Zvi Rosen: *Max Horkheimer*. München: Beck 1995; Rolf Wiggershaus: *Max Horkheimer. Unternehmer in Sachen „Kritische Theorie“*. Frankfurt am Main: Fischer 2013; John Abromeit: *Max Horkheimer and the Foundations of the Frankfurt School*. Cambridge: Cambridge UP 2011; Stefan Müller-Doohm: *Adorno. Eine Biographie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2003; Detlev Claussen: *Theodor W. Adorno. Ein letztes Genie*. Frankfurt am Main: Fischer 2003; Lorenz Jäger: *Adorno. Eine politische Biographie*. München: DVA 2003; Lawrence J. Friedman: *The Lives of Erich Fromm. Love's Prophet*. New York: Columbia UP 2013; Rainer Funk: *Erich Fromm. Liebe zum Leben. Eine Bildbiographie*. Stuttgart: DVA 1999; Domagoj Akrap: *Erich Fromm – ein jüdischer Denker. Jüdisches Erbe, Tradition, Religion*. Wien / Berlin / Münster: Lit 2011; Howard Eiland / Michael W. Jennings: *Walter Benjamin. Eine Biographie*, aus d. Engl. v. Ulrich Fries / Irmgard Müller. Berlin: Suhrkamp 2020; Eli Friedlander: *Walter Benjamin. Ein philosophisches Porträt*, aus d. Engl. v. Christa Krüger. München: Beck 2013; Werner Fuld: *Walter Benjamin. Eine Biographie*. Reinbek: Rowohlt 1990; Lorenz Jäger: *Walter Benjamin. Das Leben eines Unvollendeten*. Berlin: Rowohlt 2017; Bernd Witte: *Walter Benjamin. An Intellectual Biography*. Detroit: Wayne State UP 1991; Peter-Erwin Jansen (Hrsg.): *Das Utopische soll Funken schlagen. Leo Löwenthal zum 100. Geburtstag*. Frankfurt am Main: Klostermann 2000; Leo Löwenthal: *Mitmachen wollte ich nie. Ein autobiographisches Gespräch mit Helmut Dubiel*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1980; Peter Intelmann: Zur Biographie von Franz

mit meinem Buch die erste Pollock-Biographie vorgelegt wurde.³ Dieser Umstand könnte auch durch die besondere archivalische Situation begünstigt worden sein, denn es gibt eher zu viele als zu wenige Quellen, mit denen ein:e Pollock-Biograph:in arbeiten muss. Dies mag zumindest teilweise erklären, warum Historiker:innen in der Vergangenheit davor zurückgeschreckt sind, sich seinem Leben eingehender zu widmen.⁴ Mit den seit 2019 von mir im ça ira Verlag herausgegebenen *Gesammelten Schriften* – zwei von sechs geplanten Bänden sind bereits erschienen, der dritte Band ist für 2023 in Vorbereitung – dürfte die Pollock-Forschung hoffentlich auf eine solidere Basis gestellt werden.⁵

Biographische Skizze

Friedrich Pollock wurde 1894 als Sohn eines jüdischen Textilhändlers und einer Hausfrau in Freiburg geboren, die Familie zog aber 1910 nach Stuttgart um, wo der Vater gemeinsam mit einem Verwandten eine Kofferfabrik aufgebaut hatte.⁶ Die Familie gehörte im ökonomischen Sinne dem Bürgertum an, stand aber dem Bildungsbürgertum eher distanziert gegenüber. Von Anfang an war klar, dass Pollock eines Tages in die Fußstapfen seines Vaters treten und Fabrikant werden sollte. Folglich machte er zunächst

L. Neumann. In: 1999. *Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts* 5 (1990), S. 14–52; David Kettler / Thomas Wheatland: *Learning from Franz L. Neumann. Law, Theory, and the Brute Facts of Political Life*. London: Anthem 2019; Douglas Kellner: *Herbert Marcuse and the Crisis of Marxism*. Berkeley / Los Angeles: U of California P 1984; Jürgen Habermas / Silvia Bovenschen et al.: *Gespräche mit Herbert Marcuse*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1978.

3 Vgl. Philipp Lenhard: *Friedrich Pollock. Die graue Eminenz der Frankfurter Schule*. Berlin: Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag 2019.

4 Eine ähnliche Situation liegt bei Felix Weil vor. Vgl. jedoch Jeanette Erazo Heufelder: *Der argentinische Krösus. Kleine Wirtschaftsgeschichte der Frankfurter Schule*. Berlin: Berenberg 2017; Hans-Peter Gruber: „Aus der Art geschlagen“. *Eine politische Biografie von Felix Weil (1898–1975)*. Frankfurt am Main / New York: Campus 2022.

5 Vgl. Friedrich Pollock: *Gesammelte Schriften*, Bd. I: Marxistische Schriften (im Folgenden: PGS I), hrsg. v. Philipp Lenhard. Freiburg / Wien: ça ira 2019; Bd. II: Schriften zu Planwirtschaft und Krise (im Folgenden: PGS II), hrsg. v. Johannes Gleixner / Philipp Lenhard. Freiburg / Wien: ça ira 2021; Bd. III: Schriften zu Nationalsozialismus und Antisemitismus, hrsg. v. Philipp Lenhard. Freiburg / Wien: ça ira 2023, im Erscheinen.

6 Zur Biographie vgl. ausführlich und mit allen Quellenbelegen Lenhard: *Friedrich Pollock*. Zur Kofferfabrik vgl. auch Hans Dieter Huber: Als der Nordpol noch in Stuttgart lag. Die Firma Nördlinger & Pollock und die Reuchlinstraße 4b in Stuttgart. In: Hannelore Paffik-Huber (Hrsg.): *Künstlerhaus Stuttgart 40 Jahre 1978–2018*. Stuttgart: avedition 2019, S. 27–79.

auch nicht das Abitur, sondern widmete sich nach der Mittleren Reife der praktischen Ausbildung als Kaufmann und Unternehmer. Schon als Jugendlicher begann er mit dieser für ihn vorgesehenen Zukunft zu hadern und schloss sich mit seinem engsten Freund, dem späteren Philosophen Max Horkheimer, zu einer Art adoleszentem Geheimbund zusammen, der Ausbruchspläne ausheckte, mit lebensreformerischen Ideen sympathisierte und mit allerhand juvenilen Rebellionen experimentierte. Doch Pollocks schließliche Weigerung, sich in die vom Vater vorgesehene Rolle zu fügen, lässt sich nicht verstehen ohne den Einbruch des Ersten Weltkrieges, der ihn wie viele andere seiner Generation politisierte und zu einem Anhänger des Marxismus machte. Ohne Weltkrieg und Revolution wäre Pollocks Leben wahrscheinlich ganz anders verlaufen. So aber holte er als demobilisierter Soldat nach Kriegsende in München sein Abitur nach, fing an zu studieren und tauchte gemeinsam mit Horkheimer in die Gegenkultur der Schwabinger Bohème ein. Er las die kommunistische Zeitung *Rote Fahne* und beobachtete die revolutionären Geschehnisse der ersten und zweiten Räterepublik aus nächster Nähe. Und er sah das Blutvergießen auf Münchens Straßen, das Scheitern der Revolution und des sozialistischen Experiments.

Es war diese Münchner Erfahrung, die Pollock darin bestärkte, eben nicht Kaufmann und Fabrikant zu werden, sondern Wissenschaftler, ein Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler, der die Welt, in der er lebte, verstehen lernen wollte. 1919 gingen Horkheimer und er nach Frankfurt, um dort ihr in München begonnenes Studium fortzusetzen. Pollock schloss 1923 sein Studium der Nationalökonomie und Staatswissenschaften mit einer Promotion über den Marx'schen Geldbegriff ab. Die Arbeit wurde erstmals 2019 in den *Gesammelten Schriften* veröffentlicht, aber ihre Entstehung fiel ursprünglich mit Pollocks zunehmendem Eintauchen in das marxistische Milieu linkssozialistischer und kommunistischer Intellektueller Anfang der 1920er Jahre zusammen.⁷ Pollock lernte in dieser Zeit führende Marxisten wie Georg Lukács und Karl Korsch kennen, vor allem aber den Deutsch-Argentinier Felix Weil, dessen Vater ein äußerst wohlhabender Weizenhändler war und der selbst nach dem Tod der Mutter zum Millionenerben wurde. Gemeinsam mit Weil und einigen anderen entwickelte Pollock die Idee, mit Weils Geld ein marxistisches Forschungsinstitut zu gründen, das zur Heimat

7 Vgl. Friedrich Pollock: Zur Geldtheorie von Karl Marx [1923]. In: PGS I, S. 23–127.



Friedrich Pollock am Schreibtisch, ca. 1931.

der parteiunabhängigen, marxistischen Intellektuellen werden sollte – das berühmte Institut für Sozialforschung.⁸

Pollock war Mitbegründer des Instituts, erster Assistent des Institutsdirektors Carl Grünberg und seit der Gründung und bis in die Nachkriegszeit Verwaltungsdirektor der Einrichtung. Zugleich betrieb er auch eigene Forschung, veröffentlichte eine faschismuskritische Studie über Werner Sombart und legte 1928 seine Habilitationsschrift über die sowjetische Planwirtschaft vor.⁹ Als Carl Grünberg Ende der 1920er Jahre schwer erkrankte, übernahm Pollock interimsmäßig die Institutsleitung. Er übte das Amt aus, bis sein bester Freund Horkheimer 1931 Institutsleiter wurde und völlig neue Wege einschlug – Wege, die in das mündeten, was später als Kritische Theorie oder Frankfurter Schule weltberühmt wurde.

Schon vor Hitlers Machtübernahme hatten Horkheimer und Pollock in weiser Voraussicht Zweigstellen des Instituts in Genf, Paris und London

8 Zur Institutsgeschichte vgl. u. a. die Standardwerke von Martin Jay: *Dialektische Phantasie. Die Geschichte der Frankfurter Schule und des Instituts für Sozialforschung 1923–1950*. Frankfurt am Main: Fischer 1976; Rolf Wiggershaus: *Die Frankfurter Schule. Geschichte, Theoretische Entwicklung, Politische Bedeutung*. München / Wien: Hanser 1986.

9 Vgl. Friedrich Pollock: Werner Sombarts „Widerlegung des Marxismus“ [1926]. In: PGS I, S. 153–250; ders.: Die planwirtschaftlichen Versuche in der Sowjetunion 1917–1927 [1928]. In: PGS II, S. 25–468.

aufgebaut, die es ihnen und ihren Mitarbeitern 1933 ermöglichten, Deutschland zu verlassen. Pollocks und Horkheimers gemeinsames Wohnhaus wurde von der SA besetzt, das Institutsgebäude dem NS-Studentenbund übereignet. Pollock wurden seine akademischen Titel und später auch seine deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt. 1934 emigrierte er nach New York, wo das Institut neu errichtet und an die Columbia University angeschlossen wurde. Pollock war Vizedirektor und kümmerte sich um die wirtschaftlichen und administrativen Belange des Instituts, einschließlich der Unterstützung vor allem jüdischer Flüchtlinge aus Europa, die am Institut vorübergehend oder längerfristig tätig sein konnten, um unter zum Teil sehr schwierigen Bedingungen ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Pollock war nach Kriegsausbruch als Berater für verschiedene Regierungsbehörden tätig, wurde aber gleichzeitig und noch bis in die Nachkriegszeit vom FBI überwacht, weil man ihn verdächtigte, insgeheim vielleicht doch ein kommunistischer Agent zu sein. Wissenschaftlich arbeitete Pollock während des Kriegs vor allem an zwei Themen: an einer Theorie der politischen Ökonomie des Totalitarismus und an der empirischen Erforschung des Antisemitismus unter amerikanischen Arbeiter:innen.¹⁰ 1950 kehrte er nach Frankfurt zurück und veröffentlichte 1956 sein mit Abstand erfolgreichstes Buch *Automation*, eine Studie über die sozialen und ökonomischen Folgen der Einführung des Computers in die Industrieproduktion.¹¹ Schließlich wurde Pollock 1959 zum Professor für Volkswirtschaftslehre und Soziologie an der Goethe-Universität berufen. Bereits Mitte der 1950er Jahre aber hatte er Frankfurt als Hauptwohnsitz den Rücken zugekehrt und war gemeinsam mit Horkheimer ins Tessin gezogen, wo er 1970 einem Krebsleiden erlag. Begraben liegt er auf dem Jüdischen Friedhof in Bern.

Empathie

Diese biographische Skizze ist vielleicht die kürzestmögliche Form, um Pollocks Lebensweg zu umreißen. Als historische Persönlichkeit kennengelernt haben wir ihn damit aber noch nicht. Denn dazu bedarf es offenbar mehr als einer chronologischen Auflistung seiner Lebensstationen und beruflichen Funktionen. Zugespitzt ausgedrückt: Um eine historische Persönlichkeit als

10 Vgl. dazu den in Kürze erscheinenden dritten Band der *Gesammelten Schriften*.

11 Vgl. Friedrich Pollock: *Automation. Materialien zur Beurteilung der ökonomischen und sozialen Folgen*. Frankfurt am Main: EVA 1956.

Individuum fassbar machen zu können, muss in den Leser:innen oder Zuhörer:innen ein gewisses Maß an Einfühlung, an Empathie geweckt werden. Doch wie ist eine solche Einfühlung möglich? Oder: Ist sie überhaupt möglich? Täuschen wir uns, wenn wir denken, wir könnten uns in eine Person hineinversetzen, die vor 50, 100 oder 1.000 Jahren gelebt hat?¹²

Zweifellos sind wir durch einen unüberbrückbaren Abgrund von der historischen Persönlichkeit getrennt, weil wir, trotz allen Wissens um Zeitumstände, politische und ökonomische Entwicklungen, Räume und Milieus, Moden und Sprachgebrauch eben doch immer Kinder unserer eigenen Zeit bleiben. Historisches Wissen ist somit eine Hilfskonstruktion, die es uns ermöglicht, Eindrücke von der Vergangenheit zu erhaschen, die allerdings bei Lichte betrachtet nicht viel mehr als standortgebundene Annäherungen an die vergangene Realität sind.

Was kann vor diesem Hintergrund die Forderung nach empathischem Schreiben bedeuten? Sicher nicht den Versuch, gewissermaßen in eine historische Persönlichkeit hineinzuschlüpfen und wie er oder sie zu denken. Wir sitzen einer Illusion auf, wenn wir uns einbilden, das sei möglich. Aber was wir können, ist, die Gefühlsäußerungen der Protagonist:innen, also ihre Ängste, Hoffnungen, Enttäuschungen usw. in unsere biographischen Skizzen einzubeziehen, anstatt uns bloß auf die vermeintliche Faktizität von Ereignissen zu kaprizieren.¹³ Empathie bedeutet demnach, die historische Persönlichkeit selbst zur Sprache kommen zu lassen, also den Quellen zuzuhören. Konkret auf das hier vorliegende Thema bezogen: Wenn Friedrich Pollock und Max Horkheimer nach Kriegsende jahrelang darüber stritten, ob sie nach Deutschland zurückkehren sollten oder nicht, spielten dabei

12 Die Empathieforschung ist ein weites interdisziplinäres Feld, das hier aus Platzgründen nicht angemessen diskutiert werden kann. In gewisser Hinsicht werden die grundlegenden Argumente bereits bei Theodor Lipps: *Das Wissen von fremden Ichen*. In: Ders.: *Psychologische Untersuchungen*, Bd. 1. Leipzig: Engelmann 1907, S. 694–722, diskutiert. Zur neueren Forschung, besonders mit Blick auf die Theory of the Mind-Debatte, vgl. einführend Monika Dullstein: *Einfühlung und Empathie*. In: Thiemo Breyer (Hrsg.): *Grenzen der Empathie. Philosophische, psychologische und anthropologische Perspektiven*. München / Paderborn: Fink 2013, S. 93–108. Aus kunsthistorischer Sicht vgl. auch den instruktiven Beitrag von Juliet Koss: *Über die Grenzen der Einfühlung*. In: Robin Curtis / Gertrud Koch (Hrsg.): *Einfühlung. Zur Geschichte und Gegenwart eines ästhetischen Konzepts*. München / Paderborn: Fink 2008, S. 105–126.

13 Zur neueren Emotionsgeschichte, die Gefühle als historische Wirkkraft ins Zentrum stellt, vgl. Jan Plamper: *Geschichte und Gefühl. Grundlagen der Emotionsgeschichte*. München: Siedler 2012; Rob Boddice: *The History of Emotions*. Manchester: Manchester UP 2018.

nicht nur das Angebot der Frankfurter Universität, finanzielle Überlegungen oder politische Strategien eine Rolle, sondern eben auch Ängste, Traumata, Idiosynkrasien und persönliche Erfahrungen. All das kommt in den Briefen und Memoranda genauso zum Ausdruck wie das Für und Wider einer Beteiligung an der Reeducation oder dem Wiederaufbau der Demokratie im Nachkriegsdeutschland. Zum empathischen Schreiben gehört es daher, solche Gefühle, Einschätzungen und Erfahrungen gleichermaßen ernst zu nehmen.

Es ist vollkommen klar, dass Historiker:innen den Äußerungen der Biographierten grundsätzlich misstrauen müssen, zugleich aber darf das nicht dazu führen, dem eigenen Urteil mehr zu trauen als den Quellen. Ein fiktives Beispiel: Wenn ein jüdischer Emigrant 1946 in einem privaten Brief schreibt, er sei nun ganz Amerikaner und sehne sich nicht im Geringsten nach Deutschland zurück, tun wir zwar gut daran, diese Aussage skeptisch zu beäugen und aufzumerken, wenn er sich zeitgleich positiv über den deutschen Wein, die deutsche Literatur oder die Qualität deutscher Wintermäntel äußert. Denn es geht natürlich niemals allein um den Geschmack des Rieslings, sondern mit dem Riesling sind auch mehr oder weniger bewusste Erinnerungen an zurückliegende Erfahrungen in Deutschland verbunden, an Wanderungen an der Mosel etwa oder an gesellige Abende in vertrauter Runde. Aus solchen nostalgischen Bemerkungen zu schließen, die Person lüge sich etwas vor, wenn sie meine, sie verspüre keine Sehnsucht nach Deutschland, würde zu weit gehen, aber sprachliche Äußerungen sind eben grundsätzlich vielschichtig und komplex – so apodiktisch sie auf den ersten Blick erscheinen mögen.

Eng verbunden mit der Frage der Empathie ist die der Sympathie. Wie geht man mit dem Problem um, dass die meisten Biograph:innen sich ihr Forschungsobjekt auch danach auswählen, dass sie eine gewisse Faszination für diese Persönlichkeit verspüren?¹⁴ Diese Faszination muss nicht immer positiv grundiert sein, man denke nur an all die Hitler-, Speer- und Göring-Biographien. Dennoch wird man in den meisten Fällen sagen können, dass die Biograph:innen den Biographierten nicht neutral gegenüberstehen. Im Falle Pollocks: Ich hätte niemals eine Biographie von ihm geschrieben, wenn mich sein Lebensweg, aber auch sein wissenschaftliches Werk nicht schon sehr lange fasziniert hätten. Das war sicherlich nicht der einzige Grund. Es

14 Angela Steidele: *Poetik der Biographie*. Berlin: Matthes & Seitz 2019, S. 23–28, spricht treffend auch vom „Affekt“ als Voraussetzung des biographischen Schreibens.

gibt Forschungsdesiderate und das Pollock-Projekt hatte auch mit meinem Habilitationsprojekt zu tun, aus dem es hervorgegangen ist.¹⁵ Trotzdem: Eine gewisse Grundsympathie mit der historischen Figur Pollock kann ich nicht bestreiten. Das hat sich im Laufe der Jahre ein Stück weit relativiert, mindestens ausdifferenziert. Immer wieder bin ich auf Aspekte gestoßen, für die mir jedes Verständnis fehlt – der Umgang mit Frauen etwa oder das oft allzu kalkulierte Handeln im zwischenmenschlichen Bereich –, dennoch erappe ich mich gelegentlich dabei, Pollocks Rechtsfertigungsstrategien erst auf den zweiten Blick zu durchschauen und ihn vorschnell gegen Kritik in Schutz zu nehmen, obwohl das als Biograph gar nicht meine Aufgabe ist. Ich vermute, dass es vielen Autor:innen so geht, die sich jahrelang mit einer einzigen Person intensiv beschäftigen. Es ist wichtig, sich dessen bewusst zu sein, um jegliche apologetische Tendenz zu vermeiden.

Grundsätzlich ist zwischen dem persönlichen Urteil und einer historischen Einordnung zu unterscheiden. Wenn ich das Leben einer historischen Persönlichkeit erzähle, geht es nicht um mein moralisches Urteil über ihr Denken und Handeln, sondern um mögliche Erklärungen, warum sie so gehandelt und gedacht hat, wie sie es getan hat. Teil solcher Erklärungen sind auch die Selbsttäuschungen und Rechtfertigungsstrategien der Biographierten selbst. Ein Beispiel: Wenn Pollock sich eingebildet hat, dass er im amerikanischen Exil alles getan hätte, um Verfolgten aus Europa zu helfen, so ist das nur seine Sicht der Dinge. Von einem abstrakten moralischen Standpunkt aus gesehen ist jede Minute, die Pollock nicht mit Flüchtlingsorganisationen verhandelt oder Affidavits geschrieben hat, eine verlorene Minute; wenn Pollock einem verarmten Exilanten ein Stipendium verweigert oder das Honorar halbiert, sich selbst gleichzeitig aber den Luxus eines Automobils oder einen Aufenthalt in der Sommerfrische geleistet hat, so erscheint das aus heutiger Sicht als moralisch verwerflich. Nur ist das eben kein historiographischer Blick, sondern ein moralischer, der Maßstäbe an historische Situationen anlegt, über die man heute nicht nur viel mehr weiß als damals, sondern die man selbst aus einer gewaltigen Distanz betrachtet.

Die Frage, wie man selbst in solchen Situationen gehandelt hätte, ist in der biographischen Arbeit müßig, aber es kann helfen, das Handeln der Biographierten mit dem ihrer Zeitgenossen zu vergleichen. Was war möglich?

15 Vgl. Philipp Lenhard: *Wahlverwandtschaften. Eine Kulturgeschichte der Freundschaft im deutschen Judentum, 1888–1938*. Tübingen: Mohr Siebeck 2023. Ein Unterkapitel des Buches widmet sich auch der Freundschaft zwischen Pollock und Horkheimer.

Was war üblich? Welche Erwartungen gab es? Dieser Ansatz ist es, der die sympathisierende Grundtendenz aufbrechen kann. Wir dürfen, wenn wir im eben skizzierten Sinne empathisch schreiben, nicht nur die Sicht der Biographierten berücksichtigen, sondern müssen auch rekonstruieren, wie ihre Mitmenschen sie sahen und in welchem Verhältnis sie zu ihnen standen. Empathisches Schreiben ist also immer auch multiperspektivisches Schreiben. Im Falle Pollocks heißt das, manche Zeitgenossen nahmen ihn als freundlich und hilfsbereit, andere als oberflächlich und kaltherzig wahr. Er war sicher beides, und zwar abhängig von der jeweiligen Situation, abhängig auch davon, wer das Gegenüber war, welche Interessen Pollock mit ihm teilte, ob er Sympathien für es hegte und in welcher persönlichen Beziehung er zu ihm stand. Wenn Biographien das Bild einer homogenen Persönlichkeit zeichnen, muss etwas an ihnen falsch sein. Differenziertheit des biographischen Bildes hat immer etwas mit einer Vielzahl an Perspektiven zu tun, die zu einem in sich vielschichtigen, ja sogar widersprüchlichen Gesamteindruck verdichtet werden.

Aus den Quellen zur Frage des Jüdischen

Damit wären wir beim Grundproblem der Geschichtswissenschaft angelangt, bei der Frage der Quellen. Allgemein lässt sich sagen: Je mehr Quellen, desto besser. Aber die Quellenfrage ist nicht nur eine quantitative, sondern auch eine qualitative. Welche Quellen haben wir, die uns Aufschluss über die historischen Persönlichkeiten geben? In welchem Ausmaß verfügen wir über multiperspektivische Quellen? Inwiefern können wir etwas über Gefühle und persönliche Reflexionen der Biographierten aussagen? Können wir auch Räume und Gegenstände als Quellen in den Blick nehmen? Haben wir für alle Lebensphasen Quellen, und wenn nein: Wie gehen wir damit um? Mindestens genauso wichtig: Welche Quellen sind verloren gegangen und warum?

Das letzte Kapitel meines Buches soll den Leser:innen gegenüber Rechenschaft ablegen, auf welcher Quellengrundlage das Buch komponiert wurde. Bei Friedrich Pollock ist die Lage folgendermaßen: Es gibt eine gewaltige Menge an Quellen. Allein der Briefwechsel mit Horkheimer umfasst mehrere tausend Briefe; dazu kommen Verwaltungsunterlagen, persönliche Aufzeichnungen, wissenschaftliche Skizzen und Publikationen, außerdem Lebensdokumente sowie Fotografien und sogar Zeichnungen. Über diesen riesigen Bestand hinaus existieren auch noch biographische Interviews mit

Horkheimer, an denen z. T. auch Pollock aktiv teilgenommen hat.¹⁶ Für die Biograph:innen ist all das ein großer Glücksfall, zugleich gibt es aber durchaus auch gewisse archivarische Tücken. Denn unverkennbar ist, dass Pollock zu Lebzeiten, vor allem im hohen Alter, seine Biographierung selbst vorbereitet hat. Er wollte Kontrolle darüber haben, wie später seiner gedacht wird, und hat deshalb gesammelt, dokumentiert, archiviert, geordnet und protokolliert. Sein Nachlass ist bis zu einem gewissen Grad von ihm selbst für eine spätere Biographie vorbereitet worden. Es wäre übertrieben zu sagen, dass Pollock das Quellenkorpus manipuliert habe: Es finden sich viele, viele Quellen darin, die ihn nicht gerade in einem positiven Licht erscheinen lassen. Ganz ausschließen lässt es sich jedoch nie. Es gibt keine Gewissheit darüber, welche Briefe und Unterlagen *nicht* in den Nachlass eingegangen sind und aus welchem Grund. Deshalb habe ich neben der Heranziehung weiterer Quellen, die nicht Teil des Nachlasses sind, auch nachzuvollziehen versucht, welchen Blickwinkel Pollock selbst auf seine Biographie hatte. Das kann man erstens tun, indem man die biographischen Interviews kritisch analysiert, zweitens aber durch eine besondere Quelle, die mir unendlich kostbar war und die durchaus exzeptionell ist: nämlich das von Pollock gründlich durchgesehene und korrigierte Manuskript des Buches *The Dialectical Imagination* von Martin Jay, der ersten grundlegenden Studie zur Geschichte des Instituts für Sozialforschung. Pollock hat kurz vor seinem Tod etwa ein Drittel des Manuskripts gelesen und dieses in teils ausführlichen Briefen an Jay auch kommentiert.¹⁷ Ein Aspekt, der mir in meiner biographischen Arbeit besonders wichtig war und der auch für die Frage dieses Bandes von hervorgehobener Relevanz ist, ließ sich durch die Kommentare Pollocks tatsächlich besser greifen. Nämlich das Problem der Kategorisierung, oder anders gesagt: das Problem der Identität. Inwiefern war Pollock eigentlich ein *jüdischer* Intellektueller?¹⁸ Besonders ein Kommentar Pollocks war zu diesem Thema aussagekräftig. Martin

16 Vgl. dazu demnächst Philipp Lenhard: Symbiosis and Dispersion. The Friedrich Pollock Papers. In: Marcos Nobre / Isabelle Aubert (Hrsg.): *The Archives of Critical Theory*. Wiesbaden: Springer 2023, im Erscheinen.

17 Manuskript und Briefwechsel befinden sich im Privatarchiv Martin Jays in Berkeley. Zu seinen Erfahrungen beim Schreiben des Buches vgl. Martin Jay: „Die Hoffnung, irdisches Grauen möge nicht das letzte Wort haben“. Max Horkheimer und die Dialektische Phantasia. In: *WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung* 12,1 (2015), S. 133–146.

18 Zu diesem Aspekt vgl. auch Philipp Lenhard: Friedrich Pollock und die jüdische Geschichte der Kritischen Theorie. In: Christian Wiese / Stefan Vogt / Mirjam Wenzel / Doron Kiesel et al. (Hrsg.): *Das jüdische Frankfurt – von der Emanzipation bis 1933*. Berlin / New York: de Gruyter 2023, S. 251–268.

Jay hatte in seinem Manuskript erwähnt, dass die Gründer des Instituts für Sozialforschung, nämlich Weil und Pollock, aus jüdischen Familien stammten. Pollock kommentierte die Stelle wie folgt:

Why do you underline the Jewish origin of the Weil's and myself while you do not mention it in the case of Horkheimer or Grünberg. Not that Weil or myself ever tried to hide our Jewish descent but it so happened that both our families had completely severed all relations with the Jewish community and became typically assimilated Germans. Grossmann [...] had in my opinion a Talmudian mind but no connections whatsoever with the Jewish religion. I am aware of your ideas on the correlations between the Jewish origin of a majority of the Institute's members and their affinity to radical criticism. I certainly will not interfere with this interpretation which I do not share. All of us, up to the last years before Hitler, had no feeling of insecurity, originating from our ethnic de[s]cent. Unless we were ready to undergo baptism, certain positions in public service and business were closed to us, but that never bothered us. And under the Weimar Republic many of these barriers had been moved away.¹⁹

Man könnte die gesamte Geschichte des deutschen Judentums im späten Kaiserreich und in der Weimarer Republik anhand dieses Zitats diskutieren, wenn man wollte. Hier ist es aber vor allem von Interesse, inwiefern sich Pollock selbst als Jude verstand. Er akzeptierte die Beschreibung ‚jüdischer Herkunft‘ oder ‚jüdischer Ethnizität‘ zu sein, verneinte zugleich aber die Zugehörigkeit zur jüdischen Religionsgemeinschaft. Das ist für einen Marxisten wenig verwunderlich, es stellt sich jedoch die Frage, was mit ‚ethnischer Herkunft‘ konkret gemeint sein soll. Zunächst liegt die Vermutung nahe, diese Kategorie beschreibe bloß ganz nüchtern die familiäre Abstammung, aber dann kommt plötzlich Henryk Grossmanns angeblicher „talmudischer Geist“ ins Spiel, den Pollock wiederum von der jüdischen Religion unterscheidet. Es drängt sich der Gedanke auf, dass hier die Abgrenzung des assimilierten deutschen Juden vom ‚Ostjuden‘ Grossmann eine Rolle spielt, dennoch bleibt das Verhältnis zwischen religiösem Glauben, Gemeindezugehörigkeit, Ethnizität, Abstammung und vermeintlich jüdischer Gemütsart eigentümlich schillernd. Hinzu treten der Antisemitismus und die Diskriminierung durch Nichtjuden, die Pollock zwar erlebt haben will, die aber keine große Rolle für die eigene Identität gespielt haben sollen. Vor allem jedoch, das hebt Pollock hervor,

19 Friedrich Pollock an Martin Jay, 24.03.1970. Privatarchiv Martin Jay, Berkeley.

habe das kritische Denken der Frankfurter Schule rein gar nichts mit dem jüdischen Erfahrungshintergrund der Institutsmitarbeiter zu tun. Wer das bestreitet, befindet sich nun plötzlich im Konflikt mit den Quellen.²⁰ Vergleichbare Aussagen können auch bei anderen Mitarbeitern ausgemacht werden, z. B. bei Felix Weil. Es wäre vollkommen falsch, diese zu ignorieren, weil sie nicht zur eigenen These passen. Was also tun?

In meinem Buch habe ich mich dazu entschlossen, bei der Analyse des Jüdischen mehrere Ebenen einfließen zu lassen: Pollock bekannte sich, wie wir gerade gesehen haben, auf Nachfrage zu seiner jüdischen Herkunft, maß ihr aber keine große Bedeutung zu. Andererseits gibt es in anderen Quellen Anzeichen dafür, dass er sich durchaus mit dem Judentum und seiner Geschichte beschäftigte. Das lässt sich etwa an Pollocks minutiösen Aufzeichnungen über die jüdische Familiengeschichte von Karl Marx zeigen. Ohne dass es dafür eigentlich einen Anlass gegeben hätte, rekonstruierte Pollock sehr genau, wer in Marx' Familie Rabbiner oder Chasan war, und zwar über mehrere Generationen und Seitenarme hinweg. Warum tat er das, wenn er nicht der Meinung gewesen wäre, dass das für das Wirken von Marx relevant war?

Es kommt aber noch eine weitere Ebene hinzu, nämlich die gesellschaftliche. Wenn Pollock seine Familie als „typische assimilierte Deutsche“ bezeichnete, bringt das bereits die Ambivalenz der Assimilation auf den Punkt. Ein ‚assimilierter Deutscher‘ bleibt in den Augen der Mehrheit eben immer ein *besonderer* Deutscher; einer, der sich *besonders* anstrengt, Deutscher zu sein und gerade dadurch ein Nicht-Zugehöriger bleibt. ‚Typischer assimilierter Deutscher‘ ist eine Umschreibung für ‚deutscher Jude‘. In dem Zitat laufen also zwei Linien zusammen, nämlich die jüdische Emanzipationsgeschichte und die Geschichte von Antisemitismus und Ausgrenzung.

Tatsächlich ist die Geschichte der Familie Pollock geradezu ein Musterbeispiel der Emanzipation. Pollocks Großvater war noch ein einfacher Landjude gewesen. Im Oktober 1862 – nur zwei Wochen, nachdem das „Gesetz über die bürgerliche Gleichstellung der Israeliten im Großherzogtum Baden“, das den Juden volle Gewerbefreiheit und die freie Wahl des Wohnsitzes gewährte, erlassen worden war – eröffnete er in Freiburg ein Bekleidungsgeschäft. Die Familie Pollock gehörte zu den ersten Familien, die seit der Vertreibung im

20 Zur Beziehung zwischen Kritischer Theorie und jüdischer Erfahrung vgl. zuletzt die ausgezeichnete Monographie von Jack Jacobs: *The Frankfurt School, Jewish Lives, and Antisemitism*. New York: Cambridge UP 2015.

Mittelalter wieder als Vollbürger in Freiburg lebten. Pollocks Großeltern waren auch an der Gründung der Jüdischen Gemeinde 1863 beteiligt. Eine Generation später, also bei Pollocks Eltern, hatte sich diese Bindung zur Gemeinde schon gelöst. Sie konvertierten beide nicht, aber sie gingen auch nicht mehr in die Synagoge. Sie widmeten ihr Leben vor allem dem sozialen Aufstieg. Pollocks Vater übernahm zunächst das Bekleidungsgeschäft des Großvaters, verkaufte es später an seine Mitarbeiterin und eröffnete mit einem Verwandten die bereits genannte Kofferfabrik in Stuttgart. Im Ersten Weltkrieg konnte er das Vermögen noch weiter vermehren, indem er die Produktion auf Munitionstaschen und Pistolenhalter umstellte. Friedrich Pollock profitierte von diesem Aufstieg und konnte sich später, frei von ökonomischen Sorgen, der Gesellschaftstheorie widmen. Mit dem Judentum hatte er im religiösen Sinne nichts, im sozialen allerdings sehr viel zu tun. Sein Freundeskreis, später auch sein Kollegenkreis bestand fast ausschließlich aus Juden. Genau wie seine Eltern und Großeltern bewegte er sich größtenteils in jüdischen Netzwerken. Auch beide Ehefrauen stammten aus jüdischen Familien. Mit anderen Worten: Jüdischsein war in seinem Falle weniger ein religiöses oder ethnisches als vielmehr ein soziales Phänomen.²¹

Es fehlt hier noch ein letzter, allerdings zentraler Aspekt, nämlich die Tatsache, dass Pollock *als Jude* verfolgt wurde. Ob er wollte oder nicht, die Nazis sahen und behandelten ihn als Angehörigen der sogenannten ‚jüdischen Rasse‘. In der Forschung zur Frankfurter Schule ist erstaunlicherweise immer noch viel zu wenig untersucht worden, was das ganz konkret für die Mitarbeiter des Instituts bedeutete.²² Auch wenn Pollock bereits 1933 die Emigration gelang und es ihm materiell nie an etwas mangelte, ist er doch in gewissem Sinne auch ein Überlebender der Schoah. Wäre er in Deutschland geblieben, wäre er ohne Zweifel ermordet worden. Sehr wahrscheinlich hätte er als prominenter Linker mit Kontakten zu KPD und SPD einer frühen Verschleppung in ein Konzentrationslager nicht entkommen können. Seine Kollegen Karl August Wittfogel und Paul Massing, beide übrigens Nichtjuden mit jüdischen Ehefrauen, wurden schon 1933 in Konzentrationslager gesperrt und gefoltert. Beide überlebten das KZ und emigrierten in die USA, wo sie für das Institut arbeiteten.

21 Vgl. zu dieser These ausführlich Lenhard: *Wahlverwandtschaften*.

22 Vgl. *Münchener Beiträge zur Jüdischen Geschichte und Kultur* 16,2 (2022): Die Frankfurter Schule und der Holocaust, hrsg. v. Philipp Lenhard.

Anders sieht es bei Pollocks jüdischen Familienmitgliedern aus. Seine Eltern waren früh genug gestorben, um der Verfolgung nicht zum Opfer zu fallen, aber Pollocks Bruder Hans, der die elterliche Fabrik übernommen hatte, wurde ausgeplündert und in die Emigration getrieben. 1936 ging er mit seiner Familie nach Amsterdam, 1941 gelang ihm in buchstäblich letzter Sekunde die Flucht nach Argentinien. Die Mutter seiner Frau Ida blieb in Amsterdam zurück und wurde in Auschwitz ermordet. Pollocks Onkel väterlicherseits wurde ins KZ Dachau deportiert und verstarb 1939 an den Haftfolgen. Auch Onkel und Tante mütterlicherseits wurden im KZ Theresienstadt ermordet. Die Liste ließe sich fortsetzen.

Der Antisemitismus war also für Pollock kein abstraktes, bloß wissenschaftlich interessantes Thema, sondern hatte mit seinem eigenen Leben und seinen Erfahrungen als jüdischer Emigrant in Amerika zu tun. Die Erforschung des Antisemitismus, der sich das Institut und auch Pollock persönlich seit Ausbruch des Krieges widmeten, war zum einen eine Möglichkeit, Drittmittel von jüdischen Organisationen zu erhalten und damit das Institut zu finanzieren, zum anderen aber bot es die Chance, das eigene Schicksal zu verstehen. Vor diesem Hintergrund erscheint Pollocks Aussage gegenüber Martin Jay, er sehe keine Korrelation zwischen der jüdischen Herkunft und der wissenschaftlichen Arbeit des Instituts, als durchaus problematisch. Zweifellos arbeiteten auch Nichtjuden an dem Projekt mit, etwa Paul Massing, und der Antisemitismus ist selbstverständlich keine ‚jüdische Angelegenheit‘, aber der Impuls, zu verstehen, wieso die Welt über Nacht in eine Hölle verwandelt worden war, stellte sich für Jüdinnen und Juden in anderer Weise und in besonderer Dringlichkeit.²³

Darstellungsweise

In dem oben beschriebenen Sinne ist Pollock ein aufschlussreiches Beispiel für die deutsch-jüdische Erfahrung des 20. Jahrhunderts, meine Biographie damit auch ein Buch über die deutsch-jüdische Geschichte. Allerdings sei davor gewarnt, solcherlei Generalisierungen zu weit zu treiben. Das Leben von einzelnen Persönlichkeiten als Gesellschafts-, Generationen- oder

23 Zu Paul Massing vgl. neuerdings Ulrich Wyrwa: Nachwort. In: Paul Massing: *Vorgeschichte des politischen Antisemitismus* [1959]. Neuaufgabe. Hamburg: EVA 2021, S. 287–329; Mark P. Worrell: Es kommt die Nacht. Paul Massing, the Frankfurt School, and the Question of Labor Authoritarianism during World War II. In: *Critical Sociology* 35,5 (2009), S. 629–635.

Jahrhundertbiographie zu schreiben, würde unweigerlich dazu führen, das Individuum im Allgemeinen verschwinden zu lassen. Nur das, was sich in das Schema des Allgemeinen einfügen ließe, wäre an ihren Leben interessant. Kritische Biographien hingegen ringen gewissermaßen mit dem Zeitgeist und der ‚historischen Tendenz‘, denn so sehr die zu Biographierenden diesem Zeitgeist entsprechen mögen, so sehr fallen sie doch auch hinter diesen zurück oder überholen ihn; ganz zu schweigen von Abzweigungen, die der Zeitgeist niemals nehmen wird und die sich gewissermaßen als Sackgassen irgendwo im Dickicht des Waldes verlieren. Mit anderen Worten: Man sollte in der biographischen Forschung versuchen, nicht nur die Übereinstimmung der historischen Persönlichkeiten mit ihrer Zeit, also das Beispielhafte ihrer Leben in den Blick zu nehmen, sondern auch die verschiedenen Formen der Abweichung, die darin zu finden sind.

Genau dies war auch Bestandteil der – nicht ganz fairen – Kritik Theodor W. Adornos und Walter Benjamins an Siegfried Kracauers 1937 veröffentlichter „Gesellschaftsbiographie“ Jacques Offenbachs.²⁴ Dieser hatte sein Buch so eröffnet:

Dieses Buch gehört nicht in die Reihen jener Biographien, die sich in der Hauptsache darauf beschränken, das Leben ihres Helden zu schildern. Solche Biographien gleichen photographischen Porträts: die in ihnen porträtierte Gestalt erscheint vor einem verschwimmenden Hintergrund. Von derartigen Werken unterscheidet sich das vorliegende grundsätzlich. Es ist keine Privatbiographie Jacques Offenbachs. Es ist eine *Gesellschaftsbiographie*.²⁵

In seiner mit Benjamin abgesprochenen Rezension des Buches in der *Zeitschrift für Sozialforschung* monierte Adorno: „Kracauer aber hat es mit dem Schicksal des Autors und seiner Werke in der Gesellschaft zu tun und seine Analyse ist nicht sowohl kritische Analysis als die Konstruktion einer prästabilierten Harmonie zwischen Gesellschaft und Autor.“²⁶ Da Kracauer

24 Vgl. Esther Marian: Individuum und Gesellschaft in Siegfried Kracauers *Jacques Offenbach und das Paris seiner Zeit*. In: Wilhelm Hemecker (Hrsg.): *Die Biographie – Beiträge zu ihrer Geschichte*. Berlin / New York: de Gruyter 2009, S. 205–250.

25 Siegfried Kracauer: Jacques Offenbach und das Paris seiner Zeit [1937]. In: Ders.: *Werke*, Bd. 8, hrsg. v. Ingrid Belke unter Mitarbeit v. Mirjam Wenzel. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2005, S. 11 (Herv. i. Orig.).

26 Theodor Wiesengrund-Adorno: Kracauer, Siegfried: Jacques Offenbach und das Paris seiner Zeit [Rez.]. In: *Zeitschrift für Sozialforschung* VI,3 (1937), S. 697–698, hier S. 697.

das musikalische Material als bloße Illustration dieser Harmonie behandle, gerate „die Darstellung in die Nähe eben jener individualisierenden Roman-Biographik, der K. so emphatisch opponiert“²⁷. Adornos Urteil mag in diesem Fall zu harsch gewesen sein, aber die Problematik der literarischen Form ‚Gesellschaftsbiographie‘ hatte er dennoch scharfsinnig erkannt. Hat man der biographischen Arbeit das Konzept der Gesellschaftsbiographie zugrunde gelegt, kann die / der Biographierte nur noch Ausdruck ihrer / seiner Epoche sein, und zwar in allen Einzelheiten. Ein Geschichtsbegriff, eine Art historisierender Soziologismus, der alles in Formen und Schemata presst, kann das Anliegen der Biographie, nämlich ein historisches Individuum kennenzulernen, letztlich nur verfehlen. Solche Gesellschaftsbiographien lassen das Individuum verschwinden, indem sie – in Kracauers Worten – den Hintergrund scharf stellen. Das Individuum wird letztlich ein austauschbares Exemplar, das sprichwörtliche ‚Kind seiner Zeit‘. Auch in Leo Löwenthals berühmtem Aufsatz „Die biographische Mode“, der auf einem Manuskript aus dem Jahr 1938 basiert, findet man als Hauptkritikpunkt des Biographiewesens die Schablonenhaftigkeit, mit der historische Individuen wie exakte Kopien dargestellt werden.²⁸ Dies alles sei auch deshalb erwähnt, weil die Debatte über das Genre Biographie seit Ende der 1930er Jahre eben auch von zahlreichen Theoretikern geführt wurde, mit denen Pollock persönlich eng verbunden war. Aber nicht nur das Verhältnis von Allgemeinem und Besonderem, von Gesellschaft oder Epoche und Individuum, sondern auch das Fließen der historischen Zeit müssen die Biograph:innen reflektieren.²⁹ Ihr Problem ist nämlich, dass häufig verschiedene Dinge zur selben Zeit passieren, es aber unmöglich ist, diese Gleichzeitigkeit zu Papier zu bringen. Es gibt verschiedene Lösungen für dieses Problem: Man kann beispielsweise auf die chronologische Darstellung verzichten und stattdessen etwa Themenkapitel entwerfen.³⁰ Oder man kann die chronologische Darstellung aufbrechen, indem man Exkurse oder ‚gleichzeitige‘ Kapitel einfügt. Oder man versucht den zeitlichen Strang

27 Wiesengrund-Adorno: Kracauer, Siegfried: Jacques Offenbach [Rez.], S. 698.

28 Vgl. Leo Löwenthal: Die biographische Mode. In: *Sociologica*, Bd. 1: Aufsätze, Max Horkheimer zum sechzigsten Geburtstag gewidmet, hrsg. v. Theodor W. Adorno / Walter Dirks. Frankfurt am Main / Stuttgart: EVA 1955, S. 363–386.

29 Zur Kritik der fließenden Zeit vgl. immer noch Walter Benjamin: Über den Begriff der Geschichte [1940]. In: Ders.: *Gesammelte Schriften*, Bd. I.2, hrsg. v. Hermann Schweppenhäuser / Rolf Tiedemann. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991, S. 690–708.

30 Die verschiedenen Möglichkeiten diskutiert Siegfried Kracauer: *Geschichte – Vor den letzten Dingen. Werke*, Bd. 4, hrsg. v. Inka Mülder-Bach / Ingrid Belke. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2004.

durchzuschneiden, indem man Kapitel zu Konstellationen verdichtet, also beispielsweise munter zwischen dem Jahr 1933 und dem Jahr 1950 hin- und herspringt. Es gibt all diese Möglichkeiten und noch einige mehr und alle haben ihre Vor- und Nachteile.

Ich selbst habe mich dazu entschieden, weitgehend chronologisch vorzugehen, um die individuelle Entwicklung Pollocks in den Blick zu bekommen. Gleichzeitig ist aber jedem Kapitel, mit dem eine gewisse Zeitspanne korrespondiert, auch ein Thema zugeordnet, das mir besonders prägend für diese Zeit zu sein schien. Das ist eine literarische Konstruktion – selbstverständlich, denn es ist evident, dass mit dieser Darstellungsweise vieles ausgeblendet werden muss, der Autor also souverän entscheidet, was ‚relevant‘ und was ‚irrelevant‘ ist. Solcher Reduktionen bedarf es jedoch immer, wichtig ist es nur, sie zu reflektieren. Zugleich ermöglicht diese Vorgehensweise es, auch andere sich mehr oder weniger zeitgleich abspielende Kapitel anzulegen, ohne dass dies den chronologischen Gang grundsätzlich außer Kraft setzen würde. Zu bestimmten Jahren, etwa der Zeit des Zweiten Weltkrieges, gibt es in meinem Buch insgesamt drei Kapitel, also eine Art ‚Verknäuelung‘ verschiedener Themen in der Zeit.

Es ist legitim, chronologische Darstellungsweisen erkenntnistheoretisch oder geschichtsphilosophisch in Zweifel zu ziehen, weil sie eben doch ungebrochene Kontinuitäten und beständigen Fortschritt nahelegen. Allerdings kann dieser Gefahr relativ leicht entgegengewirkt werden, indem Vor- und Rückblicke gewagt und Vergangenheit und Zukunft auch als Konfliktverhältnis dargestellt werden. Ein Beispiel: Pollock hat, wie so viele andere, den Antisemitismus der Nazis massiv unterschätzt. Zwar lässt sich sagen, dass es ein sich zeitlich über mehrere Jahre erstreckender, sehr schmerzhafter Lernprozess war, bis Pollock am Ende verstand, dass die Nazis den Antisemitismus todernst gemeint haben, aber das war eben kein kontinuierlicher, sukzessive aufsteigender Erkenntnisprozess, sondern ein Auf und Ab von Erwartungen und Enttäuschungen, Wissen und Nichtwissen, Verstehen-Wollen und Nicht-Verstehen-Können. In den Briefen tauchen immer wieder einzelne Zitate auf, die einem sagen: Sieh an, das hat er schon damals geahnt! Und im nächsten Brief heißt es wieder, der Antisemitismus sei nur ein vorübergehendes Phänomen; ein Mittel, um die Arbeiter vom Klassenkampf abzulenken. Dieses Tasten und Suchen, diese Ahnungen und Blindheiten gehören genauso zur individuellen Entwicklung wie die kontinuierliche Verbesserung des Klavierspiels oder der Reitkünste. Biograph:innen müssen dem Rechnung tragen.

Fazit

Der vorliegende Beitrag ist in vier Abschnitte unterteilt. Im ersten Teil wurden Pollocks Lebensstationen überblicksartig dargestellt, um im zweiten Teil die Frage der Empathie und Sympathie seitens der Biograph:innen zu diskutieren. Dabei wurde die These vertreten, dass empathisches Schreiben notwendig ist, um die zu Biographierenden als historische Persönlichkeiten hervortreten zu lassen, dass aber Empathie nicht bedeutet, sich eins zu eins in diese hineinzusetzen. Stattdessen bedeutet empathisch zu schreiben, 1) auch ihre Gefühlsäußerungen und Einschätzungen einzubeziehen, 2) den jeweiligen Kontext zu berücksichtigen und 3) multiperspektivisch zu verfahren, also nicht nur von ihrem Selbstbild auszugehen, sondern auch Beschreibungen und Wahrnehmungen Dritter in die biographische Analyse aufzunehmen. Der dritte Teil ist, daran anschließend, der Quellenlage gewidmet, hier konkret auf Friedrich Pollock bezogen. Im Fall seiner Hinterlassenschaft besteht das Problem darin, dass einerseits sehr viele Quellen vorliegen, diese aber andererseits von ihm selbst aufbereitet worden sind. Ausgehend von diesem Quellenkorpus, besonders aber von einem Kommentar zu Martin Jays Manuskript, wurde hier erörtert, wie kompliziert und widersprüchlich manchmal die Frage der Kategorisierungen ist. Konkret ging es dabei um die Frage jüdischer Zugehörigkeit. Im vierten Teil wiederum wurde die Perspektive umgedreht und das Genre der Gesellschaftsbiographie thematisiert, die dazu tendiert, unhistorisch und schablonenhaft zu werden. Darüber hinaus steht in jeder biographischen Arbeit die Frage der zeitlichen Darstellungsweise zur Disposition. Es gibt verschiedene Varianten, mit der historischen Gleichzeitigkeit umzugehen. Ich persönlich habe mich in meinem Buch mit einigen Modifizierungen für ein relativ klassisches, weitgehend chronologisches Modell entschieden.

Insgesamt stand ich beim Schreiben sicherlich vor vielen Problemen, die die meisten Biograph:innen gut kennen. Insofern ist die Situation im Fall einer Biographie über Friedrich Pollock nicht besonders. Vielleicht nicht einzigartig, aber doch relativ selten sind Einblicke darin, wie die Biographierten selbst ihre Biographien geschrieben haben möchten. Die Tatsache, dass Pollock solche Hinweise hinterlassen hat, war eine besondere Herausforderung, im Nachhinein jedoch auch ein großes Glück, weil es dem Porträt eine weitere Schicht hinzugefügt hat, die sonst nicht verfügbar gewesen wäre. Ob das Experiment einer Biographie gelungen ist, können aber nur die Leser:innen entscheiden.

Efrat Gal-Ed

Niemandssprache

Zum biographischen Textverfahren

Über den Biographierten

Itzik Manger, einer der bedeutendsten Dichter jiddischer Sprache im 20. Jahrhundert, wurde 1901 im multiethnischen Czernowitz, Hauptstadt der k. u. k. Provinz Bukowina, geboren und starb 1969 in Gedera, Israel. Er besuchte zunächst die traditionelle jüdische Schule (*chejder*), danach die deutsche Volksschule und das K. K. III. Staats-Gymnasium, das er bereits in der ersten Klasse verließ. Seine breiten Kenntnisse der deutschen Literatur und der Weltliteratur, die er in deutscher Übersetzung las, eignete er sich als Autodidakt während seiner Schneiderlehre an. Der Schaffensprozess des jungen Dichters zeugt von der

Notwendigkeit, die Beziehungen zwischen den verschiedenen Teilen seiner kulturellen Heterogenität zu klären, zwischen Paradigmen der jiddischen Lebenswelt und des Europäischen Gegensatz und Vereinbarkeit, Verflechtung und Divergenz auszuloten und die eigenen Übergänge zu finden.¹

Die Verschränkung des Lokalen und des Europäischen wird ihm zum bewussten Verfahren, die Inszenierung des lokalen Jiddischen zum poetischen Mittel.² Bereits in seinem Frühwerk dominiert das Genre der Ballade.

1 Efrat Gal-Ed: *Niemandssprache. Itzik Manger – ein europäischer Dichter*. Berlin: Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag 2016, S. 169–170.

2 Vgl. Efrat Gal-Ed: The Local and the European. Itzik Manger and His Autumn Landscape. In: *Prooftexts* 31,1–2 (2011), S. 31–59.

Diese Kunstform in der noch jungen modernen jiddischen Literatur zu etablieren, gehörte zu seinem künstlerischen Programm. Sein 1929 in Bukarest erschienener, erster Gedichtband שטערן אויפן דאך [Sterne auf dem Dach] umfasst 24 Titel, die als Balladen ausgewiesen sind. Wenn Manger auch nicht der einzige jiddische Dichter war, der Balladen schrieb, so galt er im jiddischen Kulturraum der Zwischenkriegszeit als *der* jiddische Balladendichter schlechthin.

Mangers innovativer Umgang mit Stoffen der jüdischen Tradition, deren Inhalte er entnationalisierte und ins Universelle transponierte, charakterisiert sein mittleres Werk, das 1933–1938 in Warschau publiziert wurde. Sein poetisches Verfahren synthetisiert „Versatzstücke aus jüdischer Überlieferung, meist subversiv frei abgewandelt mit Realitätspartikeln sowie Formelementen und Motiven abendländischer Lyrik“³ und fügt sie zu einer poetischen Einheit zusammen.

Dazu gehören die 1935 veröffentlichten חומש-לידער [Fünfbuch-Lieder], deren Radikalität einen Skandal auslöste.⁴ *Chumesch-lid* [Fünfbuch-Lied bzw. Bibelgedicht] ist Mangers Wortschöpfung und bezeichnet ein Gedicht, das auf einen Stoff aus dem Pentateuch zurückgreift, diesen nicht nachahmend wiedergibt, sondern in die eigene Gegenwart versetzt und um die nicht erzählte Geschichte erweitert. Im biblischen Stoff erkannte Manger das dramatische Potenzial, das sich aus säkularer Perspektive gestalten ließ: quälender Konflikt, innere Zerrissenheit, tragisches Moment. Im Bibelgedicht kamen das Partikulare und das Universale gleichermaßen zum Ausdruck.

1938 wurde Manger aufgrund der sich verschärfenden antisemitischen Gesetzgebung der rumänischen Regierung die Staatsangehörigkeit aberkannt. Der nun Staatenlose wurde von der polnischen Regierung aus Warschau ausgewiesen. „Die erste Station seines Exils war Paris, den Krieg überlebte er in London. Seinem Publikum begegnete er wieder zunächst in Montreal, dann in New York und Tel-Aviv.“⁵

Mit der Vernichtung der osteuropäischen Judenheit durch die Nationalsozialisten sind Mangers heimische Welt und ihre Jiddisch-Sprechenden unwiederbringlich verlorengegangen. Der Mensch Itzik Manger überlebte im Exil, der Dichter kaum. Er blieb entwurzelt, ohne Aussicht auf Rückkehr in die Welt, der seine Dichtung

3 Gal-Ed: *Niemandssprache*, S. 278.

4 Vgl. ebd., S. 320–324.

5 Ebd., S. 15.

entsprang. Im erzwungenen Leben in der Fremde, ohne den Horizont der Zugehörigkeit – Sprache, Menschen und Geographie – erstickte sein Gedicht.⁶

Im Londoner Exil erschien 1942 der Gedichtband װאָלקנס איבערן דאָך [Wolken über dem Dach] und 1948 דער שניידער־געזעלן נאַטע מאַנגער זינגט [Der Schneidergeselle Notte Manger singt]. In New York wurde 1952 die umfassende Gedichtsammlung ליד און באַלאַדע [Gedichte und Balladen] und 1967 der letzte Gedichtband שטערן אין שטיב [Sterne im Staub] publiziert. Beide Bände enthalten nur wenige neue Gedichte, das Spätwerk fällt schmal aus.

Manger genoss vor und nach dem Zweiten Weltkrieg hohe Beliebtheit beim jiddischen Publikum. 1958 wurde er während seines ersten Israelbesuchs als Held der jiddischen Kulturwelt gefeiert. 1963 erhielt er in New York den zum ersten Mal verliehenen Leivick-Preis.⁷ Seit 1965 wurde das am Hamam-Theater (Jaffa) auf Jiddisch aufgeführte Musical המגילה [Die Schriftrolle], eine Adaption von Mangers 1936 in Warschau publizierten די מגילה־לידער [Die Esterrolle-Lieder], ein großer Erfolg für das bis dahin in Israel verfemte Jiddische. Das Hamam-Theater, das sonst mit seinem „aufmüpfigen, sozialkritischen Programm für eine säkulare, vergangenheitsfreie, zeitgemäße israelische Kultur“ stand, holte mit diesem Musical „die abgelehnte schmerzliche Vergangenheit ins kollektive Bewußtsein israelischer Gegenwartskultur zurück“.⁸ 1968 ging das Ensemble auf Tournee in Süd- und Nordamerika und trat auch am Broadway erfolgreich auf.

1965 reiste Manger nach Israel und erlebte einige Festvorstellungen, zu denen prominente Persönlichkeiten aus Kunst und Politik kamen. Wenige Tage später erlitt er den ersten Schlaganfall. Ab 1966 war er im Sanatorium in Gedera untergebracht, wo er 1969 starb. Hunderte gaben ihm das letzte Geleit. Einfache Leute, Kulturschaffende und Politiker,⁹ darunter Staatspräsident Zalman Shazar und Golda Meir, die wenige Wochen später Ministerpräsidentin werden sollte.

6 Ebd., S. 16.

7 Nach dem Dichter H. Leivick (Leivick Halpern) benannt.

8 Gal-Ed: *Niemandssprache*, S. 686–687.

9 Im vorliegenden Text wird aus sprachsystematischen Gründen das grammatische Maskulinum auch im herkömmlichen generisch-inkluisiven Sinn benutzt, also auf Personen jeglicher Geschlechtsidentität bezogen.

Der Anstoß

Bis zum Sommer 2003 hatte ich weder den Wunsch noch die Vorstellung gehegt, jemals eine Biographie zu schreiben. Doch als ich dann in jenem Sommer vier Wochen lang in der Nationalbibliothek in Jerusalem für das Nachwort zu der von mir übersetzten und herausgegebenen Gedichtsammlung *Dunkelgold* von Itzik Manger forschte,¹⁰ traf ich auf eine Fülle von Lebenszeugnissen, die ein bislang wenig kritisch erforschtes Einzelschicksal und ein noch ungeborgenes Kapitel jiddischer Kulturgeschichte erzählten. Gleich am ersten Tag meines Forschungsaufenthalts erhielt ich den Schlüssel zu einem Raum, den man hebräisch דר-מאנגר und jiddisch מאַנגער-צײַמער [Manger-Zimmer] nannte. (Abb. 1) Hier war das gesamte Manger-Archiv untergebracht.

1970 hatten die Witwe des Dichters, Ghenya Nadir, und seine Schwester, Schejndl Manger-Glusman, das Geld des ersten Manger-Preises¹¹ der National- und Universitätsbibliothek in Jerusalem für die Einrichtung eines Raums gespendet, in welchem sein Nachlass als Grundstock eines auszubauenden Archivs untergebracht werden sollte. Shalom Rosenfeld, renommierter Journalist und Treuhänder des Verstorbenen, gelang es mit großem Erfolg, weltweit Dokumente von und über Manger zu sammeln: Zahlreiche Freunde und Bekannte schenkten dem Archiv, was sie vom Dichter aufbewahrt hatten.

Dass mir in jenem Sommer die damaligen Archivleiter Rafael Weiser und Rivka Plesser ihr Vertrauen schenkten und das Privileg gaben, im Manger-Zimmer zu arbeiten, „ermöglichte mir eine vom Bibliothekskatalog unabhängige, systematische Sichtung der gesamten Archiv-Bestände, darunter zahlreicher Dokumente, die zu diesem Zeitpunkt und teilweise bis heute nicht katalogisiert worden sind“¹². Von morgens bis abends habe ich frei und ungestört Handschriften, Typoskripte, Notizbücher, Briefe, Erstausgaben, Rezensionen, Plakate, Pässe und Fotos gesichtet, ohne sie einzeln bestellen zu müssen. Ich war vom Reichtum der Materialien verblüfft und konnte nicht fassen, dass dieser Schatz von der Forschung kaum ausgewertet worden war, weder hinsichtlich des Werks noch im Hinblick auf die Lebensgeschichte. Als ich dies einem Jerusalemer Jiddisten gegenüber äußerte, erwiderte dieser prompt,

10 Vgl. Itzik Manger: *Dunkelgold. Gedichte. Jiddisch und deutsch*, aus d. Jidd. u. hrsg. v. Efrat Gal-Ed. Frankfurt am Main: Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag 2004. Eine revidierte und erweiterte Neuauflage erschien 2016.

11 Vgl. Gal-Ed: *Niemandssprache*, S. 708–711.

12 Ebd., S. 711. Ein Beispiel für ein nicht katalogisiertes Autograph ist der im Epilog zitierte Vierzeiler, vgl. ebd., S. 712–713.



Abb. 1: Das ehemalige Manger-Zimmer in der Jüdischen National- und Universitätsbibliothek, Jerusalem.

„schreibe Du doch die Biographie“. Ich wehrte ab, doch die Sache ließ mir keine Ruhe, und nach einigem Erwägen erkundigte ich mich beim Verlag, ob nach der Gedichtanthologie Interesse an einer Biographie des Dichters bestehe. Die Antwort war positiv, und ein Projekt, dessen Ausmaß ich nicht ahnte, nahm seinen Anfang.

2011, nach einer grundlegenden institutionellen Umgestaltung,¹³ wurde das Manger-Zimmer aufgelöst und seine Bestände ausgelagert. Ohne das Privileg, darin zu arbeiten, wäre *Niemandssprache. Itzik Manger – ein europäischer Dichter* nicht zustande gekommen.

13 Die Jüdische National- und Universitätsbibliothek wurde zu The National Library of Israel.

Material und Stoff

Dunkelgold ging in den Druck, und im Frühjahr 2004 reiste ich erneut zu einem langen Forschungsaufenthalt nach Jerusalem. Im Herbst folgte eine Forschungsreise nach New York, 2005 nach London, Czernowitz und Warschau und 2006 wieder nach Jerusalem. Dort befinden sich im Manger-Archiv die meisten Manuskripte und Typoskripte seines gesamten Schaffens (1918–1967). Zahlreiche Dokumente der polnischen Periode, von Rochl Auerbach (Oyerbakh), Mitarbeiterin des Ringelblum-Archivs, im Warschauer Getto gerettet, sind im Żydowski Instytut Historyczny [Jüdisches Historisches Institut] in Warschau untergebracht. In der Nationalbibliothek, den Zionist Archives und in Yad Vashem (alle in Jerusalem) sowie im YIVO Institute for Jewish Research und den Archives of the Jewish Labor Committee (beide in New York) liegen die Nachlässe von über dreißig Adressaten Mangers, darunter Dichter, Schriftsteller, Zeitungsredakteure und Kulturaktivisten. Weitere Dokumente konnte ich im Archiwum Akt Nowych [Zentralarchiv für Moderne Akten], Warschau, und im Gebietsarchiv Czernowitz finden.¹⁴ Auf der Suche nach Spuren und Indizien von Manger und Personen, die in seiner Lebensgeschichte eine Rolle gespielt hatten, ergänzte ich die Archivforschung durch Lektüre der zeitgenössischen jiddischen Presse und Interviews mit Zeitzeugen.

Die Forschung für eine Biographie hört nicht auf, wenn das Schreiben beginnt. Sie bleibt Teil des gesamten Schreibprozesses, da immer wieder neue oder zuvor übersehene kleine und große Lücken und kontextualisierende Aspekte auftauchen, denen nachgegangen werden muss. Nicht selten wird bei der ersten Durchsicht manches Detail oder Thema als nebensächlich, gar irrelevant erachtet, das sich erst während des Schreibens als bedeutsam erweist. So musste ich trotz längerer Forschungsaufenthalte in Jerusalem die Recherche in der Nationalbibliothek bis 2015 wiederholt aufnehmen. Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern anderer Archive, etwa in New York und Warschau, war ich für ihre Hilfestellung auch nach meiner Forschungsarbeit vor Ort unendlich dankbar.

Die Erträge beliefen sich auf knapp 10.000 überwiegend eingescannte Bild- und Textdokumente und um die 550 bibliographische Datensätze. Die Erfassung des digitalen und analogen Materials in einer Datenbank sowie dessen Durchsicht und Auswertung nahmen ein knappes Jahr in Anspruch. In

14 Für eine vollständige Liste der Archive vgl. Gal-Ed: *Niemandssprache*, S. 28; für eine ausführliche Beschreibung der Materialien vgl. ebd., S. 17–18.

diesem Prozess zeichneten sich bereits Struktur, Themen und Schwerpunkte der Biographie ab; und es drängte sich die Frage nach einem geeigneten Textverfahren für eine Lebensgeschichte auf, deren Lebenswelten nicht länger existieren, auch nicht in kollektiven Gedächtnissen, nichtjüdischen wie jüdischen gleichermaßen. Wie sollte ein Einzelschicksal dargestellt werden, wenn dem Lesepublikum die Bezugspunkte für dessen kulturgeschichtlichen Kontext fehlen?

Das Dilemma

Im Fall der Lebensgeschichte von Itzik Manger handelt es sich überwiegend um das jüdische Osteuropa mit seinen rumänischen, galizischen, polnischen und baltischen Landschaften, in denen sich seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine jiddisch-säkulare Kultur entfaltet hatte.¹⁵ Manger war am Aufbau der jiddischen Kulturbewegung im Rumänien und Polen der Zwischenkriegszeit maßgeblich beteiligt. Diese Kulturräume mitsamt ihren Lebenswelten wurden vernichtet und mit ihnen der dazugehörige Wissensvorrat. Was weiß man heute über die jiddischen Kulturzentren in Czernowitz, Warschau, Krakau, Wilna, Riga oder Kaunas vor deren Vernichtung? Kennen wir die Lebensbedingungen, Denkfiguren und Konzepte, Horizonte und Grenzen der Kulturentwürfe jiddischer Intellektueller, Künstler und Kulturaktivisten der Zwischenkriegszeit? Wie vertraut sind uns ihre Selbstbilder und Selbstverständnisse, Argumente und Widersprüche, die Diskurse um ihre Minoritätskultur, welche unter verschiedenen Hegemonialkulturen im beständigen Spannungsfeld zwischen Eigenem und Fremdem lebte? Auf welche Weise brachten das Adoptierte, Transformierte und Diverse kulturgenerierende Handlungsketten hervor, die nach dem Ersten Weltkrieg auf eine „Zugehörigkeit zur Welt“¹⁶, wie es Manger formulierte, zielten? Es war eine Zugehörigkeit, die mit der Teilhabe der zuvor ausgegrenzten jüdischen Minderheiten an einem neuen Europa beginnen sollte. Diese Fragen treffen gleichermaßen auf die von Migranten aufgebauten jiddischen Kulturzentren in den Amerikas der Zwischen- und Nachkriegszeit zu, etwa in Montreal, Buenos Aires oder New York.¹⁷ Die in unseren kollektiven Gedächtnissen

15 Vgl. ebd., S. 15–16.

16 Zit. n. ebd., S. 41.

17 Einige dieser jiddischen Kulturräume waren zum Zeitpunkt meiner Schreibphase teilweise bereits erforscht.

abwesende und daher unbekannte Zeit- und Kulturgeschichte und das damit einhergehende Fehlen eines Bezugsrahmens machten es bei einer Biographie über Manger notwendig, Lebens- und Kulturgeschichte zu rekonstruieren.¹⁸ Geschichten erzählen ist bekanntlich eine kulturelle Universalie,¹⁹ der Mensch gilt als *homo narrans*. Wie aber sollte ich den genannten Komplexitäten gerecht werden? Ich stand vor einem Haufen von Fragmenten und Scherben: vor Wort-, Ton- und Bilddokumenten, die nach einer Erzählweise verlangten, in der das Fehlende mitspricht, und welche, bei aller Vertrautheit mit dem gefundenen Material – die oft eine Vertrautheit mit dem Protagonisten und seinen Mitmenschen vortäuscht – den Unterschied zwischen Bericht und Kommentar möglichst markieren sollte. Eine von fiktionalen Elementen freie Rekonstruktion also, welche Spuren und Indizien, aber ebenso durch Flucht, Exil und Schoah entstandene Lücken sichtbar macht. Eine Darstellungsweise, welche die vorgefundenen Fragmente nachzeichnet, Schauplätze, Personen und Konstellationen sowie die Korrespondenzen im historischen und kulturellen Kontext erscheinen lässt und dabei nicht verhüllt, dass die Wahl der Stoffelemente und die Art, wie sie miteinander verknüpft werden, nur *eine* mögliche Erzählweise ist.

Mangers Leben im Rahmen der Zeit- und Kulturgeschichte als getrennte Komponenten hintereinander zu erzählen, hätte nicht nur längere Unterbrechungen des jeweiligen Erzählstrangs zur Folge gehabt, sondern auch die Konturen der Verflechtung beider aufgeweicht. Beide Geschichten parallel zu erzählen, versprach zwar, neben den individuellen Lebenswegen die kollektiven Lebenssituationen und damit das Einzelschicksal und dessen Bezugsrahmen auf einer Buchseite vor Augen zu führen, erforderte allerdings eine ungewohnte Seitengestaltung, welche die geneigten Leserinnen und Leser als befremdlich, sogar beschwerlich empfinden könnten.

Im Vertrauen auf die Offenheit der Lesenden entschied ich mich für Letzteres. Dieses Verfahren versprach, der nötigen simultanen Vermittlung eines Einzelschicksals und seiner Kulturgeschichte am besten gerecht zu werden.

18 Zu meiner Beschäftigung mit theoretischen Schriften zur Biographik und Kulturgeschichte in dieser Phase gehörten u. a. Carlo Ginzburg: *Holzäugen. Über Nähe und Distanz*, aus d. Ital. v. Renate Heimbucher. Berlin: Wagenbach 1999; ders.: *Spurensicherung. Die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst*, aus d. Ital. v. Gisela Bonz / Karl F. Hauber. Berlin: Wagenbach 1995; Christian Klein (Hrsg.): *Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens*. Stuttgart: Metzler 2002.

19 Vgl. Albrecht Koschorke: *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie*. Frankfurt am Main: Fischer 2012, S. 10.

Meine Wahl machte die typographische Gestaltung zum integralen Teil des biographischen Verfahrens; die praktische Umsetzung hieß, inhaltlich wie visuell gestaltend zu schreiben, so schrieb ich das Buch in einem Layout-Programm.

Das Verfahren

Als Vorbild dienten mir Gestaltungsmodi jüdischer Kommentarliteratur, wie sie in mittelalterlichen Handschriften und in Drucken aus dem 16. Jahrhundert überliefert sind, etwa Talmudausgaben und *biblia rabbinica*.²⁰ (Abb. 2) Das Merkmal dieser Seitenausstattung ist das Nebeneinander einzelner Textstränge bei prägnanter graphischer Distinktion. Dieses Design akzentuiert die Zusammengehörigkeit der Texte, die wiederum durch ungleiche Schriftarten und -größen klar voneinander abgegrenzt sind. Zugleich bringt es einen viestimmigen hypertextuellen Diskurs von Gelehrten unterschiedlicher Orte und Zeiten auf einer Seite zusammen. Für die von mir intendierte Bild- und Textpolyphonie diente der Talmud als Modell:

Auf Seitenmitte steht der Haupttext (eine Stelle aus der Mischnah mit dem darauffolgenden kommentierenden Diskurs der Talmudgelehrten), um ihn herum, in einer anderen, kleiner gesetzten Schrift, stehen Erörterungen und Auslegungen aus späteren Jahrhunderten. Jede Seite sieht anders aus, entwickelt sich als selbständige Entität mit einem zentralen Teil und mit umgebenden Textfeldern. Das polyphone Buch bewahrt die Eigenständigkeit der verschiedenen Stimmen, läßt Parallelen und Dissonanzen zu[.]²¹

Diese Formgebung erlaubte mir,

sowohl Erzählpassagen chronologisch aus Bild- und Textdokumenten zu entwickeln als auch – in einem umgebenden Text – kulturelle, politische, literarische und soziale Felder zu skizzieren, den Blick auf das Verhältnis von Legende und Lebensumständen, von Werk und Lebensentwurf zu richten. Die Lücken in der Lebenslandschaft bleiben offen; doch wird die Gestalt des Dichters in ihren Beziehungsgeflechten und ihrer Mitwelt sichtbar.

20 Vgl. Gal-Ed: *Niemandssprache*, S. 21–25.

21 Ebd., S. 27.



Abb. 2
Talmud Bavli:
Masekhet Zevahim.
3. Druck. Venedig:
Bomberg 1548, Bl. 2a.

Diese typographische Gestaltung veranschaulicht die Interdependenz von Text (Einzelschicksal) und Kontext (Kulturgeschichte), von Leben und Kulturraum. Zugleich erlaubt sie, Spuren, Indizien und deren Analyse visuell zueinander in Beziehung zu setzen.²²

Wer die Biographie aufschlägt, findet sich vor einer Seite mit zwei parallel laufenden Textsträngen, ‚Stimmen‘ (Abb. 3)

In der inneren, in Antiqua gesetzten Spalte steht die erste, in der umgebenden, in serifenloser Schrift gesetzten Spalte die zweite Stimme der Biographie. Sie gehören zusammen. Die erste erzählt aus dem gefundenen Material schöpfend; die zweite interpretiert, liefert Hintergrund und Kontext, flicht kapitelübergreifende Themen und weitere Personengeschichten ein. Wenn es auch kein Erzählen ohne Deutung gibt, so bewahrt doch die Zweistimmigkeit den Unterschied zwischen Vorgefund-nem und Herausgefundenem, Dokumenten und Kommentar.²³

22 Gal-Ed: *Niemandssprache*, S. 27.

23 Ebd.



Die literarische Gruppe SCHEJONEN [Fenstersehnen], Czernowitz 1924 (v.l.n.r.): Itzik Manger, Mojca Altman, Elisier Steinberg, Janek Sternberg (StA 9: 1437)

In den Städten. Frühwerk (1921–1928)

Gruppenbild. Vier jiddische Dichter sitzen um einen Tisch und schauen in die Kamera. Der bemalte Hintergrund mit Ranken und Fenstermotiv verleiht der Szene eine harmonisch-fremdliche Note. Der weiße Tisch, um den sich die vier gruppieren, ist zu klein, um allen Platz zu gewähren, aber seine Helle schafft Kontrast zu dem Dunkel der Anzüge und der Kulissenwand, korrespondiert mit dem Weiß von Stühlen und Hemden und läßt an Sommer denken. Mit den hier Versammelten ist das Bild jiddischer Dichter in Rumänien fast vollständig. Die vier lächeln ernst unter dem Gewicht der Gruppenbildung. Zwei sitzen gerade, es sind die beiden älteren, die jüngeren neigen sich in ihre Richtung. Sternberg, dandyhaft, die Hände über einem Spazierstock gefaltet, zeigt sich feinsinnig-distanziert, in sich ruhend; Steinberg, im helleren Streifenanzug, wirkt humorvoll, pragmatisch, in sich verankert und hält die Hände fest gefochten, als bemere er eine Bewegung, die gleich woanders weitergehen will; Altman, ebenfalls im dreiteiligen Anzug, neigt sich lächelnd zu Steinberg, in der Gewißheit seiner Zugehörigkeit; Manger, in rumänischer Militäruniform mit hohen Stiefeln, Koppel und Bajonett, ist der jüngste, erscheint jugendlich, will dazugehören, lehnt sich auf

Czernowitz Durch den Anschluß der Bukowina an Rumänien nach dem Ersten Weltkrieg verschlechterte sich die Lage der Nicht-rumänen (60% der Bevölkerung) radikal, denn die Maßnahmen zur Rumänisierung bedeuteten politische, wirtschaftliche und kulturelle Diskriminierung.¹ Mit dem Verlust der Anbindung an Österreich waren den Juden in Czernowitz Fundament und Umfeld ihrer transkulturellen Orientierung entzogen: Um die politische Gleichstellung gebracht, begannen sie erneut den Kampf um das Bürgerrecht; an kulturelle Autonomie war nicht mehr zu denken. In den Worten des Historikers Hermann Sternberg ist der durch den massiven politischen Rückschritt ausgelöste Schmerz noch hörbar:

in der Bukowina lebten 40% Ruthenen, 35% Rumänen, 10% Juden, 6% Deutsche, 5% Ungarn, 4% Polen und andere Nationalitäten, aber in Czernowitz lagen die Dinge anders, in der Stadt sprachen alle deutsch, nicht nur die Juden, und die Vorstädte waren überwiegend ruthenisch. Ohne Übergang war nunmehr die Sprache der öffentlichen Kundmachungen

ausschließlich Rumänisch, selbst die Firmenschilder wurden zwingender romanisiert. Private Ankündigungen, wie Plakate oder Todesanzeigen, mußten zweisprachig erscheinen, wobei der rumänische Text an erster Stelle zu stehen hatte, auch wenn die Ankündigung durchaus nicht für Rumänen be-

¹ Für Literatur zu Czernowitz in der Zwischenkriegszeit siehe oben Anmerkung 1, S. 67; speziell Sternberg 1962: 39–47; Schaary 2004: 147–174; sowie Marten-Finnit/Jastal 2003; Yavetz 2007. Zur Rumänisierung der Bukowina siehe Schaary 1996: 213–217; Hausleitner 2001 (passim) und Hausleitner 2002.

² Dennoch richteten sich Czernowitzer jiddische Bildungsbürger weiterhin an der deutschen Kultur aus (vgl. Schaary 2004: 264 ff.).

Abb. 3: Efrat Gal-Ed: *Niemandssprache. Itzik Manger – ein europäischer Dichter*. Berlin: Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag 2016, S. 124–125.

Das mag zunächst gewöhnungsbedürftig wirken, doch – so die Rückmeldungen – finden Lesende schnell eigene Gänge durch die Textpassagen. Die narrativen und diskursiv-argumentativen Textsegmente können hintereinander oder im Wechsel miteinander gelesen werden. In dieser offenen Textgestalt lassen sich Untereinheiten der Erzählsequenzen auf immer andere Weise verknüpfen, Ereignisse und Episoden unterschiedlich zueinander in Beziehung setzen. Die gewählte Lesart bestimmt Erzählstränge und verschränkt sie zu einer Biographie, die erst im Leseprozess erscheint. Aus Fotografien und Stimmen, Details und Gesamtbildern, dargestellten Sachverhalten und atmosphärischen Klängen entsteht im individuellen Leseverfahren ein narratives Gewebe, das mehr als die Summe der einzelnen Komponenten festhält.

Ein kommentiertes Beispiel

Wie lässt sich eine biographische Konstellation eruieren? Im Versuch, den Schauplatz eines Ereignisses zu ermitteln, einem Zusammenhang auf die Spur zu kommen, findet sich die Biographin in der Rolle des Detektivs, allerdings ohne Navigationssystem und Kleinkameras. Meine Neugierde auf das Ereignis hinter dem Dokument, auf Schauplatz und Konstellation wurde beispielsweise von einer Zeichnung in einer Zeitschrift geweckt.

Wir sehen eine Bleistiftzeichnung. (Abb. 4) Die Warschauer jiddische Wochenschrift *Literarische bleter*, in der Zwischenkriegszeit eine der angesehensten jiddischen Bühnen weltweit, bringt am 21. März 1930 vier Gedichte Mangers begleitet von diesem Porträt. Die Bildlegende unter der Zeichnung lautet: „Itzik Manger / gezeichnet von Ber Horowitz“. Die Abbildung ist klein und grob gerastert, dennoch lässt sich erkennen, dass die Zeichnung mit „24. November 1929“ datiert ist, und dass um sie herum von unterschiedlicher Hand kleine Sprüche notiert wurden. Ein Gruppendokument also, das ein Ereignis festhält. Ich stelle es mir folgendermaßen vor: An einem Sonntag, dem 24. November 1929, finden sich einige jiddische Schriftsteller mit Manger in einem Warschauer Lokal ein. Unter ihnen ist Ber Horowitz, Dichter, Zeichner und Mangers Freund. Man trinkt und tauscht sich aus. Im Lauf des Abends entsteht spontan ein gemeinsames Blatt: Horowitz zeichnet ein Porträt von Manger, die anderen fügen um die Zeichnung herum je einen Spruch hinzu. Stimmt meine Vermutung? Sind Horowitz und Manger befreundet? Wer sind die anderen Personen? Fand das Treffen tatsächlich in Warschau statt?

Wie sich aus Korrespondenz und Pressemitteilungen eruieren lässt,²⁴ standen der 1895 in Majdan (Ostgalizien) geborene Dichter, Erzähler und Zeichner Ber Horowitz und Itzik Manger kurz vor einer gemeinsamen Reise nach Wilna, wo sie vier Tage später tatsächlich ankamen.

Die zwei hatten sich während Mangers erstem Besuch in Wilna im März 1929 angefreundet. Sie teilten Kindheitserinnerungen an die Karpaten, eine gemeinsame Liebe für das jiddische Volkslied und ein künstlerisches Interesse an der Gestalt des Bescht. Horowitz war von Mangers Verbundenheit mit der rumänischen Landschaft, dem rumänischen Volkslied, von seiner Biographie und von seinen Gedichten angerührt und beeindruckt. Der große, breitschultrige, blonde Dichter mit dem schallenden Lachen teilte mit Manger das Künstlerselbstbild des Bohemiens

24 Vgl. Gal-Ed: *Niemandssprache*, S.203, Anm. 11.

Gestalt im jiddisch-literarischen Warschau. Er war Vorsitzender der Warschauer Zweigstelle des jiddischen P.E.N.-Clubs und des jiddischen Schriftstellerverbands.²⁷

Oben links lese ich: פֿון בוקארעסט קיין ווארשע איז געקומען א דיכטער / צו פרייען זיך / קאטלער [Von Bukarest nach Warschau kam ein Dichter / um sich zu freuen und zu trinken / doch er ist leider nüchtern / von mir Jossl / Kotler]. Kann das sein? Der 1896 in Troyanets (Volhynia) geborene Jossl Cutler (Yosl Kotler), Satiriker, Zeichner, Karikaturist, Stückeschreiber und Puppenspieler, lebte bereits seit 1911 in New York. War er etwa gerade in Europa auf Tournee? Allein in der Wochenschrift *Literarische bleter* finden sich zwischen Oktober 1929 und März 1930 mehrere Berichte über das Künstlerpaar Yosl Cutler und Zuni Maud und deren 1925 an der Lower East Side gegründetes jiddisches Marionettentheater Modicut. Nach Auftritten in England, Frankreich und Belgien traten die beiden auch im Warschauer Schriftstellerverband an der Tłomackie 13 mit großem Erfolg auf. Die Presse beziffert 200 ausverkaufte Vorstellungen.

Unten links erkenne ich Mangers Handschrift: טייערער בער / אפשר קענסט / זאגן ווער ס'איז אדער / איך קוק און ווייס ניט ווער / י. מאנגער [Lieber Ber / vielleicht kannst du sagen, wer das ist, ansonsten / schau ich und schau und weiß nicht wer / J. Manger]. Und auf der rechten Seite fügt er hinzu: ווארשע, ווארשע, אויפן פייער זאלסטו ברענען! / דו קענסט ניט טרינקן און דו קענסט ניט ווארשע, ווארשע, אויפן פייער זאלסטו ברענען! / ט[רענען]!!! / איציק מאנגער [Warschau, Warschau, du sollst im Feuer brennen! / Du kannst nicht trinken und kannst nicht [ficken]!!! / Itzik Manger]. An dieser Stelle hat die Redaktion der Wochenschrift die mittleren Buchstaben des vulgären טרענען [wörtlich ‚trennen‘, vulgär ‚ficken‘] ausradiert. Mangers Feststellung zu Warschau wird von einem anderen bekräftigt, dessen Unterschrift ich nicht entziffern kann: גישט קיין ליד / אמת, ווי איך בין — פֿאַקט ס'איז אַ פֿאַקט אַ ייד [Es ist ein Fakt – kein Gedicht / so wahr ich Jude bin].

Oben rechts steht eine leserliche Unterschrift, die ich jedoch zunächst nicht zuordnen kann: גלייבט ס'איז אלץ ווארט אַ קאַק / אַזוי זאָגט אייך לעוו ניאק [Glaubt, ein jedes Wort ist Kacke, / so sagt euch Lew Niak].

Ein Gruppenbild, das der Autor und Fotograf Alter Kacyzne im Dezember 1929 gemacht hatte und das ich in einem Artikel von Edward Portnoy entdeckte,²⁸ hilft mir weiter: Es hält Schriftsteller und Künstler fest, die damals im

27 Vgl. Gal-Ed: *Niemandssprache*, S. 201, Anm. 6.

28 Vgl. Edward Portnoy: Modicut Puppet Theatre. Modernism, Satire, and Yiddish Culture. In: *The Drama Review* 43,3 (1999), S. 115–134.

Lokal des Schriftstellerverbands ein- und ausgingen. Der Ort war nicht nur Treffpunkt der jiddischen Schriftsteller und Journalisten, die in Warschau lebten oder die Stadt besuchten, sondern auch anderer Kulturaktivisten und Liebhaber jiddischer Kunst und Literatur. Im Zentrum des erwähnten Gruppenbilds sind Maud und Cutler zu sehen, umgeben von Perle, Segalowitch, Manger, Frydman, Ravitch, Zak, Horowitz, S. Liwniak und Kacyzne.

Manger war im November 1929 zum zweiten Mal nach Warschau gekommen und hielt sich ebenfalls gern im Verbandslokal auf, wo er Warschauer Kollegen und Gastkünstlern begegnete. Zwischen seinen Besuchen erschien in Bukarest sein erster Gedichtband שטערן אויפן דאך [Sterne auf dem Dach] und es gelang ihm, vier Nummern der eigenen kleinen Zeitschrift געציילטע ווערטער [Einige Worte] in Czernowitz herauszugeben. Er war also auch im jiddischen Warschau kein Unbekannter mehr. Sein Dichterfreund Horowitz porträtierte ihn nun zum zweiten Mal, diesmal nicht in einem Gedicht, sondern in einer Zeichnung, einer liebevollen Karikatur mit großer Realitätsnähe:

[D]er schielende Blick, die hohe Stirn, der lange Hals, das dreieckige Gesicht. Dabei verspottet Horowitz Manger nicht; er mag den Mann, den er zeichnet, sieht ihn, aber verklärt ihn nicht. Er zeigt das Disproportionale in Manger – viel Kopf, wenig Körper –, das Vogelhafte, das Ausgezehrte. Der Hut sieht seltsam aus, zu groß, das Gesicht verlebt. Doch je länger man schaut, desto mehr tritt der Hut zurück, treten Haar, Stirn, Wangen und Augen hervor. Die Augen muten traurig an, sie bringen Nachdenklichkeit und Ferne ins Bild, lassen das Lächeln defensiv erscheinen. Horowitz übertreibt den Hut und die Spitzen des Revers, so daß die Jacke wie ein Frack aussieht, als sei Mangers Erscheinungsbild etwas überzogen. Das Gesicht aber karikiert er nicht. Manger wirkt würdevoll, der Zeichner bleibt ihm gewogen.²⁹

Itzik Manger ist zu diesem Zeitpunkt erst 28 Jahre alt. Er stammt aus Rumänien, einem Land, dessen jiddisch-literarisches Feld in Warschau wenig bekannt ist. Dieses Gruppendokument hält ein Ereignis fest, bei dem der junge Dichter unter älteren, ausschließlich männlichen, teilweise bereits renommierten Kollegen in Warschau, der europäischen Metropole der jiddischen Kultur, im Mittelpunkt steht. Derart dargestellt zu werden, wird ihm geschmeichelt haben. Vielleicht war das ein Grund, weshalb er der Redaktion anstelle einer Fotografie die Porträtzeichnung als passendes Dichterbild zu seinen Gedichten einreichte. Denn das Gruppendokument mit dem Hinweis auf

29 Gal-Ed: *Niemandssprache*, S.206.



Inzik Manger, gezeichnet von Ber Horowitz, LITERARISCHE BLETER, 21. März 1910 (NLI)

Warschau: Fast ein Glück I (1928–1938)

Bleistiftzeichnung An einem Sonntag, dem 24. November 1929, finden sich in einem Warschauer Lokal einige jüdische Schriftsteller mit Manger zusammen. Unter ihnen ist Ber Horowitz, Dichter, Zeichner und Mangers Freund.¹ Man trinkt und tauscht sich aus. Im Lauf des Abends entsteht spontan ein gemeinsames Blatt: Horowitz zeichnet ein Porträt von Manger, die anderen fügen um die Zeichnung herum je ei-

Mangers Warschau Die Stadt verkörpert jenes Polen, das Manger Ende 1928 zum ersten Mal besuchte, abtrotzt zu seiner Wahlheimat machte, aus der er im Frühjahr 1938 ausgewiesen wurde.

Anfang der 50er Jahre wird er in New York Janek Pat rückblickend erzählen, daß diese zehn Jahre in Polen seine »schönsten« gewesen seien. Dort sei sein Selbstbewußtsein gewachsen; dort sei er als jüdischer Dichter »einem lebendigen jüdischen Volk zugehörig« gewesen. In diesem Umfeld sei ihm das Jüdische in seinen unterschiedlichen Erscheinungsformen begegnet: im jüdisch sprechenden einfachen Menschen, im Arbeiter oder im Polnisch sprechenden Assimilierten. In Polen seien seine meisten Werke erschienen, und Tausende junge jüdische Menschen hätten ihn »begeistert und verliebt zugehört«. Anerkennung bekam Manger nicht nur von der Jugend; der AUND, dem er sehr nahestand, ehrte ihn 1937 mit seinem Literaturpreis.

»Ich fühlte mich dort wie ein Prinz, trotz ausgezutretener Schuhe und mit nur 20 Zloty die Woche.« Ein Bild des Glücks.²

Ein paar Jahre später schrieb er etwas nüchterner in einem autobiographischen Text: »Warschau wurde mein wahres Zuhause. Ich gewann die Städte und Städtchen

¹ Manger kam Mitte November 1929 wieder nach Warschau, für etwa einen Monat (Manger an Reisen, 29. November 1929, YIVO, RG 223/35), doch diesmal blieb er.

² Siehe Foto S. 286. Die Freundschaft begann wahrscheinlich im März 1929, während Mangers ersten Besuchs in Wilna. Es ist nicht überliefert, wie lange sie wahrte. Ber Horowitz (Majdan, Oszgalizien, 1895 – Stanisław 1942) wuchs in den karpatischen Bergen auf, erhielt eine jüdisch-traditionelle Erziehung von Privatlehrern, besuchte parallel die ukrainische Dorfschule und anschließend ein polnisches Gymnasium. 1914 wurde er zur k. u. k. Armee eingezogen, verschiedenen Fronten eingesetzt und schließlich in Wien stationiert, wo er das Medizinestudium aufnahm. Der polyglotte Horowitz begann bereits als Soldat jüdische Gedichte zu schreiben, darunter Gedichte über den Krieg und dessen Sinnlosigkeit. In Wien schloß er sich dem literarischen Zirkel um Mojche Zylberg, Awrom Mojche Fuchs und Melech Ravitsch an. In seinem 1910 erschienenen ersten Gedichtband, *עין חורין* [Von meiner Heimat in den Bergen], schloß Horowitz einen in der jüdischen Lyrik neuen Ton an und wurde für die Direktheit, Natürlichkeit und Schlichtheit seiner Sprache von der Kritik gelobt. Seit Mitte der 1920er Jahre lebte Horowitz wieder in Polen. Er übersetzte Theaterstücke und Gedichte ins Jüdische, veröffentlichte eigene Gedichte und Erzählungen (darunter über den Baal-Schem-Tow und den karpatischen Räuber und Völkchelden Oleksa Dobus), zeichnete, malte und war zeitweilig auch als Schullehrer für jüdische Literatur tätig. Im Oktober 1942, während der deutschen Besatzung von Stanisław, wurde Ber Horowitz ermordet. Siehe Ravitsch 1941: 62 ff. und 1975: 158–161; Jizchok Turkow-Gruelberg 1994: 79 ff.; Bolshakoff und Kaiser 2000: 233f.; Cohen 2008: 1 und die genannte Literatur.

¹ Pat 1994: 187f.

Abb. 5: Gal-Ed: *Niemandssprache*, S. 196–197.

den alkoholisierten Künstler und den gereimten,³⁰ mitunter derben Sprüchen bezeugte das Wunschbild eines großstädtischen, unbürgerlichen, reisenden *poète maudit* im Kreis seiner ihn bewundernden Freunde.

Mit diesem Gruppendokument beginnt das Kapitel „Warschau: Fast ein Glück I (1928–1938)“. (Abb. 5) Die Abbildung befindet sich auf der linken Seite. Sie dient weder der Illustration noch der Ergänzung, sondern liefert das Ereignis, das die Erzählung in diesem Kapitel motiviert. Auf der gegenüberliegenden rechten Seite steht der zentral positionierte Text der Lebensgeschichte. Er setzt sich aus der Beschreibung des abgebildeten Dokuments (was ich sehe), dessen Inhalt (was ich lese), aus ergänzenden Details zu den Akteuren und aus den daraus gewonnenen Beobachtungen und Erkenntnissen (was ich verstehe) zusammen. Dieser Textteil ist durchgehend in der Gegenwartsform geschrieben und hebt sich visuell vom umgebenden Textsegment ab, weil er in Antiqua gesetzt ist. Der umgebende Text – in serifenloser Schrift gesetzt

30 So reimt beispielsweise *manger* auf *fanger*, *trenen* auf *brenen*, *yid* auf *lid* und *nikhter* auf *dikhter*.

und in der Vergangenheitsform geschrieben – widmet sich dem Bezugsrahmen, behandelt Kulturentwurf und ideologischen Diskurs, Kultureinrichtungen und Personengeschichten, Literatur- und Theaterszene sowie deren historische Hintergründe und ökonomische Bedingungen.

Das erste Warschauer Kapitel beginnt also mit der Abbildung, dem Unterkapitel „Bleistiftzeichnung“, in dem diese nahe betrachtet wird, ergänzt von kontextualisierenden Einzelheiten in den Fußnoten, und dem parallel verlaufenden Unterkapitel „Mangers Warschau“, in welchem Hintergrund und Gegenwart des von Manger erlebten jiddischen Kulturraums mit den ihm eigenen Bedingungen, Anforderungen und Denkmodalitäten rekonstruiert werden. In der ersten Textspalte ist der Blick auf Handlungen des Protagonisten gerichtet, in der zweiten auf Aspekte des soziokulturellen Raums, in dem er agiert. Dieses lange Unterkapitel umgibt mehrere Unterkapitel der inneren Spalte.

Drei Varianten

Das simultane Textverfahren lässt sich in verschiedenen Funktionen und Spielarten einsetzen und kommt in *Niemandssprache* auf unterschiedliche Weise zur Anwendung. Aus der Fülle der Varianten seien hier in Kürze drei Beispiele angeführt.

Gegen Ende des ersten Warschauer Kapitels wird Mangers poetisches Verfahren in dieser Schaffensphase anhand einer von mir analysierten Ballade veranschaulicht.³¹ An dieser Stelle fungieren beide Textsegmente ganz traditionell als Text und Kommentar: Der Text, hier das Gedicht, steht jiddisch und deutsch im Zentrum, umgeben von seiner Interpretation. (Abb. 6)

Im zweiten Beispiel dient die Anwendung simultaner Erzählstränge der angereicherten Darstellung einer Person, die im Leben Mangers und zugleich jenseits davon Bedeutsames geleistet hat: Rochl Auerbach (Oyerbakh), Mangers Warschauer Lebensgefährtin. Ihr werden im zweiten Warschauer Kapitel zwei Unterkapitel gewidmet:³² Im biographischen Segment wird aufgrund ihrer gewichtigen Rolle in dieser Lebensphase Mangers die Geschichte der Beziehung erzählt; im kulturhistorischen Segment wird Auerbachs Lebensgeschichte geschildert, war sie doch als Übersetzerin, mehrsprachige Journalistin und Autorin eine eigenständige Stimme im jüdischen Warschau der

31 Vgl. Gal-Ed: *Niemandssprache*, S. 278–285.

32 Vgl. ebd., S. 302–310.

Alltägliche Epiphanie zu Podu Iloai Die Ballade entstand 1930, wurde am 9. Mai 1930 in *LITERARISCHE BLETER* erstveröffentlicht und 1933 in den Band *Laternen im Wind* aufgenommen.¹ Sie veranschaulicht Mangers modernistische, nahezu postmodernes synthetisches Verfahren, das Versatzstücke aus jüdischer Überlieferung, meist subversiv frei abgewandelt mit Realitätspartikeln sowie Formelementen und Motiven abendländischer Lyrik zu einer poetischen Einheit zusammenfügt.

Ein Realitätspartikel in dieser Ballade ist der jüdische Name des im Kreis Jassy liegenden Shtetl Poduloi, rumänisch Podul-Iloai bzw. Podu Iloai.² Laut Volkszählungen aus den 1830ern bildeten e etwa die Hälfte seiner Einwohner.³ Ob Manger das Shtetl je gesehen hat, ist nicht überliefert, doch hat er mit Sicherheit davon gehört, denn seine Freunde Sönchke und Itzik Schwarz stammten aus diesem für die Moldauregion typischen Shtetl.⁴ Die Wahl des unbekanntem Podoloy als Wohnort eines außergewöhnlichen Rebbe teilte die Leserschaft der Ballade in zwei Gruppen: Die wenigen Leser, die den Ortsnamen kennen, werden seine Nennung als privaten Witz empfinden, die meisten jedoch den Ort für eine Erfindung gehalten haben.⁵ Für die Kenner von Podu Iloai verankert der Ortsname die Ballade in der Flußlandschaft des Bahlui und evoziert ihr Lokalkolort.

Ein weiteres Realitätspartikel der Umstand, daß es in Podu Iloai neben dem amtierenden Rabbiner einen chassidischen Rebbe gab und daß der historische Konflikt zwischen Chassidim und Mitragdim [Gegnen] in diesem Shtetl einem pragmatischen Zusammenleben, einer versöhnlichen Haltung zwischen wie Itzik Schwarz stammten aus diesem für die Moldauregion typischen Shtetl.⁴ Die Wahl des unbekanntem Podoloy als Wohnort eines außergewöhnlichen Rebbe teilte die Leserschaft der Ballade in zwei Gruppen: Die wenigen Leser, die den Ortsnamen kennen, werden seine Nennung als privaten Witz empfinden, die meisten jedoch den Ort für eine Erfindung gehalten haben.⁵ Für die Kenner von Podu Iloai verankert der Ortsname die Ballade in der Flußlandschaft des Bahlui und evoziert ihr Lokalkolort.

1 LWI: 69–71. Kurz vor Erscheinen des Bands veröffentlichte Manger das Gedicht auch in der Tageszeitung *HANAI*, 115, 19. Mai 1933, 6.
 2 Zur Geschichte dieses Shtetls siehe Schwarz-Kara 1997.
 3 Ibid.: 46, 1602 wurde eine jüdische Gemeinde in Podu Iloai gegründet, 1910 lebten im Shtetl 1895 Juden, die 65% der Gesamtbevölkerung ausmachten, ein Rabbinat, sechs Synagogen und ein reges Gemeindefleben unterhielten (Ibid.: 33).
 4 Ibid.: 46 und siehe oben Anmerkung 7, S. 113.
 5 Zur zweiten Gruppe gehört David Rosdler, der ursprünglich feststellte: »There it, to begin with, no such place as Podoloy: and there was never, to end with, a rabbi who refused to rectify the final confession for the reasons given.« (1990: 240).
 6 Schwarz-Kara 1997: 66, 74f.

די באלאַדע פֿון דעם פּאָדעלִאָיער רב
 דער פּאָדעלִאָיער רב פּוּדִילִאָיע
 האָט אַרײַנקױטשט דערע שטערן און געטאָנעט אַזױ:
 דוּן אָלע זײַנע געטאָנעט און דערע אַנט אַפּראַכטִיק?
 מיט דערע אַנט אַפּראַכטִיק?

מיט שײַנלעך הענט זענען ער אַן אַלײט
 וערט שײַנלעך אַרײַנקױטשט און אַלע זײַנע
 און בײַ יעדן רײַז און אַלע זײַנע
 זענען די שטעט אַרײַנקױטשט און אַלע זײַנע
 געטאָנעט און געטאָנעט און געטאָנעט
 אַרײַנקױטשט און געטאָנעט און געטאָנעט
 און אַלע זײַנע געטאָנעט און געטאָנעט
 מיט צער דערע אַנט אַפּראַכטִיק?

Die Ballade vom Podoloyer Rabbi

Der alte Rabbi aus Podoloy
 runzelte die Stirn und sprach also:
 »Von allen Wegen nach die Nacht:
 Wie hat du, Mensch, den Tag verbracht?«

Er entzündet mit stiller Hand ein Licht,
 es beleuchtet scharf sein mildes Gesicht,
 und mit jeder Regung seiner Hand
 zittern die Schatten an der Wand:
 »Hab gekostet, mit Sögen gemacht und goldgast
 über die verbannte Schechinah und Palmen gesagt.«

Doch weh ihm! Bedrückt und schwer wird sein Herz:
 Den heiligen Mittwoch mit Kummer entweicht.

Manger nennt zwar seinen Protagonisten row (Rabbiner), zeichnet jedoch einen chassidischen Rebbe. Das einwellige row wählte er wahrscheinlich aus rhythmischen Gründen.⁷

Manger verfallt in diesem Gedicht transtextuell, zitiert häufig beiläufig aus der religiösen Tradition technische Termini wie »Exil der Schechinah«⁸ »Palmen sprechen«⁹, »SAIDENE SHUPITZ«¹⁰ und »SCHTRAUMLEIN«¹¹. »Laubreisen des Schöpfers« und »Sündenbekenntnis«¹² Er flüchtet und Bräutche ein, die auf chassidische Praxis verweisen: Gebot der Freude, Ekstase als Mittel der mystischen

Erfahrung, ritueller Tanz. Mit den zitierten Begriffen und Bräuchen evoziert er eine vertraut erscheinende jüdische Gestalt, deren Verhalten jedoch von der religiösen Norm radikal abweicht.¹³

7 Meine Übersetzung von row als »Rabbi« ist ein unbedingender Kompromiß. Zum Konflikt siehe Dan 2007: 121–124.
 8 GOLESH HASCHICHINE (jidd.) »SCHACHNACH (hebr.), »Einwohnung: Gottes, göttliche Gegenwart, bezeichnet die weltliche Manifestation Gottes in der Welt. Sie geht mit Israel in die Verbannung (Dawid, MEGILAH 29a; Zohar, II: 173–b). Neben dem Bild der SCHECHINAH als höchster Mutter, die aus Mitleid ihren Kindern ins Exil Rüge, findet sich in der kabbalistischen Literatur das Motiv der von ihrem Mann verlassenen Frau (Tibbly 1971, 1, 248f.). In der lituanischen Kabbala symbolisiert die verbannte SCHECHINAH den Stand der Dinge in einer Welt, in der nichts mehr an seinem richtigen Platz ist, und die Vermischung ihrer Funken mit dem Unreinen (GOLMAN, hebr., »Schale«). »Die Erlösung der schächina aus ihrem Exil und Leiden und ihre Wiedervereinigung mit ihrem Mann ist der Hauptzweck vieler kabbalistischer Rituale.« (Dan 2007: 64). Siehe Schlem 1967 (Index »Exil der Schechina«), 1977: 135–191; Tibbly 1971, 1, 219–263, II: 263f.
 9 THAM SOGN (jidd.), seit dem Mittelalter wird, abgesehen von der vielfachen Verwendung der Phalmen in der Liturgie, allwöchentlich das ganze Buch der Phalmen (Gemeinde und Vorbetor im versessenen Wechsel) rezitiert. In vielen osteuropäischen Gemeinden gab es »Palmen-Gruppen«, deren Mitglieder vor Tagesanbruch gemeinsam die Tagespalmen rezitierten.
 10 Chassidim tragen am Schabbat und an Festtagen seidene Kafarne und runde Hüte mit Fellkappe (vgl. Zobelkiewicz).
 11 WOL (jidd.), WIDU (hebr.) bedeutet Sündenbekenntnis und bezeichnet ein Gebet, in dem ein Sterbender absichtliche, unbedulde oder erzwungenemäß begangene Verfehlungen aufzählt. »Dem Erkannten und Todgeweihten sagt man »Bekenne!«« (Dawid, Schabbat 22a) Ein Bekennen der Vergehen in alphabetischer Reihenfolge (für jeden Buchstaben des hebräischen Alphabets wird ein Vergehen genannt) wurde unter dem Einfluß der lituanischen Kabbala und des von ihr besonders gefährlich Sündenbekenntnis: Teil des täglichen Morgenbetens (Eitlinger 1987). WIDU wird an dem Jom Kippur mehrfach gesprochen, jedoch nicht am Schabbat und an Festtagen.
 12 Auch andere moderne jüdische Dichter bedienen sich, in unterschiedlicher Radikalität, einer von gängigen Konventionen abweichenden hebräischen und jüdischen Idiomatik, etwa M. L. Kälperin und Janke Glatstein (vgl. Finkins Kapitel »Jewish Discourse And Modern Yiddish Poetry«, 2010: 49–80).

Abb. 6: Gal-Ed: *Niemandsprache*, S. 278–279.

Zwischenkriegszeit, später Leiterin der Volksküche im Warschauer Ghetto und deren Chronistin, Mitarbeiterin am jüdisch-historischen Institut im Nachkriegswarschau und schließlich ab 1954 als Leiterin des Tel Aviver Büros von Yad Vashem für den Aufbau der Abteilung für Augenzugbefragung verantwortlich. (Abb. 7)

Die zweite Textpartie hat nicht nur eine ergänzende Rolle, in der sie beispielsweise relevante kulturgeschichtliche Aspekte und Perspektiven, Lebensgeschichten anderer Personen, Analyse, Kommentar und Interpretation vermittelt, sondern kann, wie im dritten Beispiel, auch narratologisch fungieren: Im Kapitel „Zwischen den Welten. Vogelfrei (1938–1940)“³³ etwa dient sie der multiperspektivischen Gestaltung einer für Manger dramatischen Lebensphase.³³ Hier wird von Mangers verzweifelter Suche nach einem Zufluchtsort und seiner durch Ausbürgerung und Flucht entstandenen Notlage in Paris, Marseille, Algier, Tunis und Liverpool berichtet. Sein Schicksal beschäftigte viele:

33 Vgl. Gal-Ed: *Niemandsprache*, S. 379–429.

Rochl Auerbach (Rochl Ojerbach) »Wenn die Monographie zu Itzik Manger [...] einmal geschrieben wird, dann wird darin ein Kapitel über Rochl Auerbach stehen«, erklärte Melech Ravitch, der langjährige Freund der beiden, bereits 1938:³ »Ich wurde am 18. Dezember 1903 im Dorf tanowce [Lanivtsi], Bezirk Borszczow, Galizien geboren. 1913 bezog ich die Volksschule, im Mai 1921 machte ich als externe Schülerin der 8. Klasse am Realgymnasium in Lemberg [Lwów] das Abitur.«⁴ 1921–1927 studierte Auerbach an der Lemberger Universität Philosophie und Geschichte und belegte Lehrveranstaltungen in Psychologie und Anthropologie.

Bereits 1925 begann sie Artikel in der Lemberger polnisch-jiddischen Zeitung *Chwila* [Moment] zu veröffentlichen. 1927 wurde sie Redakteurin der jiddischen Tageszeitung *DER MAHER MORGEN* [Der neue Morgen].

Zusammen mit Mendl Naygreshl [Max Neugroschel], Ber Shnaper, Rochl Korn, Nachem Borne, Jissoel Asendorf und Ber Horowitz gründete sie 1929 *ZUSCHTAER* [Beitrag], ein Monatsheft für Literatur, Kunst und Musik, dessen Redaktion in ihrem Haus untergebracht war und das bereits nach der dritten Nummer eingestellt wurde.⁵ Der Versuch, ein jiddisches Kulturzentrum in Lemberg zu etablieren, blieb kurzlebig, da alle Protagonisten Lemberg bald verließen.

1932 heirateten Rochl Auerbach und Ber Shnaper und lebten in Auerbachs Haus in Lemberg. Die erhoffte Entfaltung des jiddischen Kulturbetriebs kam nicht zustande, der Publizist und dem Dichter wurde das Leben in der Provinz zunehmend eng, so zogen sie noch vor Ende

Rochl Auerbach ist Mangers Lebensgefährtin seit seiner Rückkehr von der Reise ins Baltikum 1933 und bis zu seiner Ausweisung aus Polen im April 1938.⁶ Seit wann sie sich kannten, ist nicht überliefert, im frühesten erhalten gebliebenen Brief Auerbachs an Manger (Przemysl, 4. Oktober 1932) bedankt sie sich für seine Fotografie und für seine positive Rückmeldung zu einer ihrer kürzlich veröffentlichten Erzählungen.⁷ Diese Beziehung wirkt auf den Dichter zutiefst inspirierend. Gleich im ersten Jahr seines Zusammenlebens mit Auerbach entstehen Gedichte für drei Gedichtsammlungen, die ab 1935 erscheinen werden: *Fünfbuch-Lieder*, *Völker singen und Dämmerung im Spiegel*.⁸

In dieser Liebe scheint sich Manger zu verändern. Seine Freunde sagen, daß Rochl schön, götig, warmherzig, mütterlich sei und bemüht, etwas Disziplin in das Leben des Bohemien zu bringen, daß sie sogar die nicht seltenen Aus-

40 Die Zäsur werden die beiden unterschiedlich setzen, ich übernehme hier Auerbachs Perspektive (Auerbach an Ravitch, London, 05. September 1935, 8a.4 f.).

41 MA 4:115. Das ungewundene Erzählen, der herrliche Ton sprechen für eine bereits etablierte Freundschaft.

42 Die *Fünfbuch-Lieder* Mangers im Frühjahr 1933 drucken und Teile auf der letzten Seite des Buchs mit, daß *Völker singen und Dämmerung im Spiegel* zum Druck bereit seien. Tatsächlich begann er seit dem Frühjahr 1934 Gedichte dieser beiden Sammlungen in Zeitungen und Zeitschriften zu veröffentlichen. Kaum waren die *Fünfbuch-Lieder* erschienen, war das Manuskript der *Estrella-Lieder* (siehe unten S. 328–330) fertiggestellt (Manger nach Hause, Warschau, 30. Mai 1935, MA 4: 193).



Rochl Auerbach, 1918 (8a.4 / 111)
Auerbach verschickte das Foto am 2. September 1938 an Melech Ravitch, »den König aller Könige«.

chentlich in der *NAIE FOLKSZAUFUNG* und in *NABE PRZEGŁĘD* erschienen. Aus dem Deutschen

6 Auerbach an Ravitch, Lemberg, 11. Mai 1932, sowie undeutlicher Brief, 8a.4 f.). Eine kritische Bilanz des jiddischen Kulturbetriebs in Galizien zitiert Auerbach in ihrem Artikel »DSS JIDDISCHE GALIZIE« (1932). Ein gehäugter Brief Ber Shnapers an »Madame Manger« läßt vermuten, daß sie ihn verlassen hat (AA P.16/2).

7 Vgl. Friedman-Cohen 2007. Auerbachs jiddische Artikel erschienen in *MAWI*, *DER MAHER MORGEN*, *LA und FOTOREA*, die polnischen in *Nowe Słowa*, *Chwila*, *Nabe Przegłęd* und *Nowy Dzienik* u. a. Für eine partielle Liste ihrer jiddischen Artikel siehe *Index to Yiddish Periodicals of the Hebraic Universalist Jerusalem* (<http://yiddish-periodicals.huji.ac.il/>).

8 Rochl Auerbach und Dwojre Vogel waren seit ihrer gemeinsamen Studentzeit in Lemberg befreundet. Vogels Wechsel vom Deutschen zum Jiddischen soll auf Auerbachs Einfluß zurückgehen. Laut Dov Sadan hat Auerbach, die Bruno Schulz' Briefe an Vogel kannte, Schulz' besondere Erzählteme erkannt und ihn angeregt, die Passagen über seinen Vater und das Willens seiner Kindheit zu einem literarischen Ganzen auszubauen. Auf diese Anregung hin sollen die *Zimladn* entstanden sein (Sadan 1977: 19 und 1979: 218).

Abb. 7: Gal-Ed: *Niemandssprache*, S. 302–303.

Freunde, Verwandte, Kollegen, Mitglieder der rumänischen, französischen und jiddischen P.E.N.-Clubs, Kulturaktivisten, Mitarbeiter von Hilfsorganisationen und Politiker setzten sich auf unterschiedliche Weise für Manger ein. Viele unter ihnen kannten ihn persönlich, anderen war er nur über sein Werk bekannt, einige wollten lediglich, daß ihre Intervention einem in Paris gestrandeten jiddischen Dichter galt. In dieser Bemühung, Manger zu helfen, wurden zahlreiche Briefe zwischen Paris, Warschau, Bukarest, Czernowitz und New York gewechselt. Schon die wenigen erhalten gebliebenen Briefe werfen ein Licht auf Mangers Drama in den Jahren 1938–1940 und auf die Anstrengungen seiner Verbündeten, ihm trotz seiner kränkenden Ausbrüche zu helfen.³⁴

Der erste, den Stationen der Flucht entlang strukturierte Erzählstrang besteht aus verknüpften Motiven und Handlungselementen seiner Odyssee. Die zweite Textspalte, ausschließlich aus knapp eingeführten Briefzitate komponiert, bildet einen unmittelbaren Resonanzraum zum erzählten Geschehen.

34 Vgl. ebd., S. 379.



Itzik Manger mit Lea Ritterband, Paris, Juli 1939 (MA 9)

Zwischen den Welten. Vogelfrei (1938–1940)

Paris Eine Momentaufnahme neben der Brasserie du Sentier, vermutlich rue de Réaumur, etwa zwanzig Minuten Fußweg vom Hôtel du Marais an der rue des Commines, wo Manger nach seiner Ankunft am Abend des 21. April 1938 abgestiegen war. Auf der Rückseite des Fotos notiert er » Juli 1939« und den Namen der modisch elegant gekleideten, dezent lächelnden jungen Frau. Zwei jüdische Emigranten in Paris? Welchen Anlaß die Fotografie festhält, läßt sich nicht mehr eruieren, auch nicht, wer Lea Ritterband ist und in welcher Beziehung sie zu Manger steht. Ist sie »seine Freundin«, deren »schickes Äußeres in scharfem Kontrast zur ungepflegten Erscheinung des Dichters steht?« Sie schaut direkt in die Kamera, doch wirkt sie zurückhaltend. Er schaut an der Kamera vorbei und sieht trotz seines Lächelns unwohl aus, wirkt mitgenommen.

¹ An das ungleiche Paar erinnert sich Natan Hendl, damals Pariser Korrespondent der eze-islamischen Tageszeitung *Davar* und Mitglied des überparteilichen zionistischen Komitees, das jüdischen Flüchtlingen half, nach Palästina einzuwandern (Hendl 1969).

Briefwechsel Mangers Gesicht, genauer seine Ausbürgerung und die sich daraus ergebende Notlage, beschäftigte viele: Freunde, Verwandte, Kollegen, Mitglieder der rumänischen, französischen und jüdischen P.E.N.-Clubs, Kulturaktivisten, Mitarbeiter von Hilfsorganisationen und Politiker setzten sich auf unterschiedliche Weise für Manger ein. Viele unter ihnen kannten ihn persönlich, anderen war er nur über sein Werk bekannt; einige wollten lediglich, daß ihre Intervention einem in Paris gestrandeten jüdischen Dichter galt. In dieser Bemühung, Manger zu helfen, wurden zahlreiche Briefe zwischen Paris, Warschau, Bukarest, Czernowitz und New York gewechselt. Schon die wenigen erhalten gebliebenen Briefe werfen ein Licht auf Mangers Drama in den Jahren 1938–1940 und auf die Anstrengungen seiner Verbündeten, ihm trotz seiner kränkenden Ausbrüche zu helfen.¹

Rochi Auerbach an Melech Ravitch Auerbach und Ravitch verband eine langjährige Freundschaft. Auerbachs Briefe und die Durchschläge von Ravitchs Schreibmaschinengeschriebenen Briefen von 1918 bis 1961 sind im Ravitch-Archiv aufbewahrt.² Als Auerbach am 7. September 1938 von Warschau aus den Freund in New York über Mangers Lage in Paris unterrichtete,

¹ Die meisten Briefdokumente befinden sich im Ravitch-Archiv. Ravitchs Postkarten und Briefe an Itzik Manger bzw. Rochi Auerbach sind erhalten, sofern er Durchschläge angefertigt hat. Ich bringe hier nur einige Beispiele aus dem Briefwechsel, zitiere relevante Passagen und erörtere Briefe in voller Länge. Die chronologische Abfolge und die sich daraus ergebenden unermesslichen Wiederholungen gewähren Einblicke in die Dynamik des Prozesses. Der Verständlichkeit halber habe ich in den Übersetzungen stillschweigend Satzzeichen ergänzt.

² Ein Teil der Korrespondenz gilt der gemeinsamen Arbeit: Ab 1934 übersetzte Auerbach Melech Ravitchs »Reisebriefe« ins Polnische für die Zeitung *Nasz Przegląd*.

Abb. 8: Gal-Ed: *Niemandssprache*, S. 378–379.

Die in der ersten Person sprechenden Briefe vermitteln Handlungen und Perspektiven der Schreibenden, zeugen von der physischen und seelischen Not des Dichters, von der Anteilnahme und Hilfestellung der Freunde und führen die oft unüberwindbaren Hürden vor Augen, mit welchen jüdische Flüchtlinge im vom Nationalsozialismus bedrohten Europa konfrontiert waren, und deren ausweglose Lage. (Abb. 8)

Es gibt keine Vermittlung ohne perspektivierende Deutung, doch sucht die an diesen Beispielen dargestellte mehrstimmige Erzählgestalt die Sichtbarkeit der Verwerfungslinien zwischen dem gefundenen Material und den gewonnenen Erkenntnissen, zwischen betrachtetem Dokument und rekonstruierendem Kommentar zu wahren. Die Seitenausstattung führt die Erzählsegmente zusammen, doch nimmt die Erzählung erst im Lesevorgang ihren Lauf.

Jacques Picard

Von Uhren, Puppen und Menschen

Probleme des biographischen Erzählens im Zeichen der Schoah

In Erinnerung an Andreas Herczog (1947–2021)

Die Uhr war im Leben von Léon Reich das reale Objekt, das für sein Überleben in Auschwitz eine wichtige Rolle gespielt hatte. Seine Fähigkeit, Uhren zu reparieren, überhaupt sein technisches Faible für Messungen, Elektrizität und Fotografie, waren einer der Gründe, dass die Mörder von Millionen Menschen ihn als ‚Facharbeiter‘ am Leben ließen. Uhren waren später auch der reale Gegenstand, dem seine zahlreichen Erfindungen galten, als Léon Reich und seine Frau Ruth ihr weiteres Leben in der Stadt Biel (Bienne) in der Schweiz einrichteten. Seinen Meisterleistungen verdankt die in eine Krise geratene Schweizer Uhrenindustrie nicht wenig. Doch Léon Reich, der einst als chassidischer Junge in einem polnischen Dorf, in seinem Shtetl, den Uhrwerken ebenso viel Aufmerksamkeit entgegenbrachte wie der Suche nach Gott und den talmudischen Studien, diente im Alter die Uhr und die exakte Messung von Zeit auch als Metapher, um das Monströse in der Epoche seines eigenen Schicksals sich vor Augen zu führen. Die Uhr war ihm Sinnbild der Erinnerung und verdeutlichte die Grenzen des Vorstellungsvermögens. So sagte er: „Stellen Sie sich vor, Sie hätten 6 Millionen Fotografien und Sie würden jedes Bild nur 10 Sekunden lang betrachten, acht Stunden jeden Tag. Sie bräuchten 5 Jahre und 9 Monate dafür.“¹ Das ist eine Zeitdauer, die dem Zweiten Weltkrieg in Europa entspricht. Und genau zehn Sekunden für jedes Leben, das in der Schoah ausgelöscht wurde.

1 Gespräch des Verf. mit Léon Reich, Biel (Bienne), 05.03.2001.

Versuche, sich Vergangenheit vorzustellen

Als Symbol erscheint die Uhr auch in einem der Kunstwerke von Simche Schwarz, auf den wir hier noch zu sprechen kommen. (Abb.1) Sich einem autonomen Akt des Künstlers, der sich von der jüdischen Mystik inspirieren ließ, verdankend, verknüpft es die Uhr zeichenhaft mit der Erinnerung des Künstlers an seine Kindheit in der Zeit vor Schoah und Exil. Léon und Ruth Reich-Sztul und ebenso Simche Schwarz und seine Frau Ruth Schwarz-Hepner sind zwei Paare, denen ich nebst zwei weiteren Paaren ein Buch mit den Darstellungen ihres Lebens gewidmet habe. Die vier Paare haben wenige Gemeinsamkeiten, ihre Lebenswege sind höchst verschieden, doch was sie verbindet, ist das Schicksal, die Jahre der nationalsozialistischen Verfolgung und Vernichtung in Konzentrationslagern überlebt oder sich durch eine geglückte, wenn auch schwierige Flucht der Deportation und der Ermordung entzogen zu haben. So verschieden ihre Wege waren, teilten sie doch etwas, nämlich ihr Bemühen, sich nicht als Opfer, vielmehr als Überlebende zu verstehen, die ins Leben zurückfinden und selbstbewusst in der Welt kreativ mitwirken wollten. Die Werke oder das Engagement, das sie einbrachten, waren mir der Anlass, nach ihren Leben zu fragen, in Archiven nach Quellen zu suchen und ihnen auch persönlich im Gespräch zu begegnen.²

Das zitierte Bild einer Uhr, das uns im Leben von Léon Reich und in einem der Kunstwerke von Simche Schwarz begegnet, ist eine Metapher, die über die angesprochenen Personen hinausweist. Es mag uns allgemein veranschaulichen, dass die Darstellung vergangener und gegenwärtiger Zeit eine durch rituelle Praktiken oder intellektuelle Darstellung gefertigte Imaginierung ist, mit deren Hilfe sich Menschen eine als ‚Geschichte‘ bezeichnete Vergangenheit vorzustellen versuchen. Das Beispiel von Léon Reich führt eben dies einprägsam vor Augen. In Uhrwerken treibt ein festgefügtter, scheinbar in sich geschlossener Kosmos aus Rädern, Spiralen, Federn und Unruhteilen – um sich selbst kreisend – die Zeit durch die Geschichte auf die mögliche, aber ungewisse Zukunft hin voran. Es geht also der Historie – fast – wie der Uhr: Als eine bestimmte – und nur so gültige – vergangene Zeit verdeutlichen und legitimieren historiographische Produkte implizit oder explizit eine gesellschaftliche und politische Wirklichkeit, weshalb sie, gleich einem Uhrwerk, graduell unentbehrlich für das Leben der jeweiligen Gegenwart erscheinen.

2 Vgl. Jacques Picard: *Gebrochene Zeit. Jüdische Paare im Exil*. Zürich: Ammann 2009. Die beiden anderen Paare sind Mary und Hermann Levin Goldschmidt sowie Lotte und Herbert A. Strauss.



Abb. 1: Simche Schwarz: *Alphabet der Erinnerung*, um 1970, Reliefplastik.

Denn alle Zeitgenossenschaft ist heute auf historische Deutungsangebote angewiesen, so wie sie während langer Zeit, um sich eine Vergangenheit zu verschaffen, an ausschließlich religiöse Erzählungen oder philosophische Erklärungen gebunden war. Die gesamte Moderne hat aus dieser Zeitkultur einen Teil ihrer Motivkraft bezogen.

Hier habe ich aus Gründen der Einprägsamkeit und der Veranschaulichung nun also selbst zum Vergleich mit der Uhr als Konstrukt des intelligiblen Verstehens gegriffen. Dabei ist die Uhrenmetapher kein neues Bild, auch nicht in der Geschichte der Wissenschaft, wenn man daran denkt, dass das naturphilosophisch-kosmologische Bestreben, das Universum samt seiner Schöpfungsgeschichte als ein funktionierendes Uhrwerk zu denken, ein Topos des 17. Jahrhunderts ist, dem implizit oder explizit religiöse Vorstellungen

zugrunde liegen.³ Die Geschichts- und Sozialwissenschaften haben indessen nicht die pythagoreische Schau Gottes als eines obersten Mathematikers des Universums oder aristotelisch erschlossene Finalitäten zum Gegenstand der Forschung. Ohne strapazierende Verwendung von weiteren bildhaften Vergleichen gesagt: Die narrativen Strukturen, über die Historiographen und Historiographinnen ihre Fakten anordnen, sind das Produkt einer Wissenschaft, die sich bis heute ihrer theoretischen Annahmen oder impliziten Vorannahmen selbst nie ganz gewiss sein kann. Darin kommt eine gesellschaftspolitische Konstellation zum Ausdruck: der Verlust an Motivkraft in Erklärungen, die sich auf hermeneutische Verfahren von vermeintlich fester Objektivität stützen und von in sich geschlossenen Subjekten ausgehen. Von der De-Konstruktion der Vergangenheitsbilder bezieht die Geschichtsforschung heute ihr akademisches Brot, aus der Entzauberung menschlicher Fiktionen erklärt sie sich gar als unentbehrlich. Der Verlust betrifft nicht mehr eine anthropomorphe Gottheit, die als Uhrmacherin im Gefüge der Welt wirken soll, sondern nach zwei Weltkriegen und der Schoah die einst selbstverständliche nationalstaatliche Einheit und das Individuum in dieser Einheit. Beide erscheinen als Sinnkonstrukt in Zweifel gezogen und zu mythischen, sprich: stets hinterfragbaren Anschauungserzählungen zu geraten.

Verlust an Motivkraft, Markierung der Perspektive, Geschlossenheit und Offenheit

Historiker und Historikerinnen verstehen heute die in der Vergangenheit formierten Leitbegriffe, Verknüpfungen und Frontstellungen stets als Konstrukte der damaligen Zeit. Die Gleichsetzung von Nation, Volk und Territorium oder die vermeintliche Einheit von Ethnos, Kultur und Geschichte z. B. werden aus historischer Sicht als Projektionen begriffen, die einer Inszenierung zur Herstellung von geopolitisch fundierter Kollektivität dienen. Sie können als ‚erfundene Tradition‘ verstanden werden, in der vergangene Ereignisse oder Leidensopfer durch den Rekurs auf angebliche Traditionen in ein Versprechen für die Zukunft umgemünzt wurden.⁴ Ein Ende der

3 Vgl. Herbert Butterfield: *Origins of Modern Science*. London: Bell & Sons 1949, S. 85, der ein wichtiger Impulsgeber für Arthur Koestler war; vgl. Anm. 18.

4 Zwei Titel aus den 1980er Jahren zu diesem kreativ erhobenen Befund genießen bisweilen kanonischen Status: Benedict Anderson: *Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*, aus d. Engl. v. Benedikt Burkard. Frankfurt am Main: Campus 1988; Eric Hobsbawm / Terence Ranger: *The Invention of Tradition*. Cambridge: Cambridge UP 1983.

Nationalismen, die solche Operationen nutzten und immer noch nutzen, ist bis heute nicht abzusehen, vielmehr scheinen sie im Konzert eines globalen Pluralismus vervielfältigt.

Die Krise des Ersten Weltkrieges aber hatte die Krise des Historismus, wie sie nebst Friedrich Nietzsche etwa Ernst Troeltsch schon früh und deutlich zur Sprache brachte und wie sie auch Walter Benjamins viel zitiertes Bild vom „Engel der Geschichte“ vermittelt, erstmals deutlich sichtbar werden lassen.⁵ Sie kündete vom Ende eines kanonisch verbindlichen, quasi-religiösen, einheitlichen und abgeschlossenen Erzählens über die Vergangenheit. Dem Bedürfnis eines homogenen Nationalstaates wurde allerdings weiterhin dadurch entsprochen, dass nationale Geschichte als eine organisch vorgestellte, aus sich selbst fortschreitende Einheit interpretiert wurde. Mehrfach führten geschichtsphilosophische Thesen und methodologisch-kritische Reflexionen in der Nachfolge von Johann Gustav Droysen zur Einsicht, dass jenseits des Vergangenen die Historiographie notwendig eine Konstruktion ist, die sich zur Anschaulichkeit erzählerischer und damit bildspendender Mittel bedient. Doch eben solche Hilfen können immer „nur ein Bild der Phantasie sein, da das, was abzubilden wäre, nicht mehr vorhanden ist, sondern nur in unserer Vorstellung sein kann.“⁶ Dies führte zur bis heute gültigen Einsicht, dass sich Vergangenheit nicht wie das besagte Uhrwerk als in sich geschlossenes Konstrukt erzählen lässt: Historische und biographische Narrative seien immer eine Stimme unter vielen Konkurrenten, die sich in den Grenzen des Rationalen finden (Paul Ricœur), oder historische Quellen würden ohnehin immer nur die mythische Sicht der Sieger wiedergeben (Roland Barthes), oder ein historisches Subjekt existiere schlechthin nicht und sei nichts Weiteres als eine grammatische Konvention (Michel Foucault und weitere).⁷ Anders gesagt,

5 Troeltsch forderte explizit eine Überwindung des Historismus, wobei der Ausgangspunkt seiner Betrachtung die Wechselseitigkeit zwischen den Polen des Religiösen und des Weltlichen war, dies vergleichbar mit William James. Vgl. Ernst Troeltsch: *Der Historismus und seine Überwindung. Fünf Vorträge*. Berlin: Pan Verlag Rolf Heise 1924.

6 Johann Gustav Droysen: *Historik. Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte*, hrsg. v. Rudolf Hübner. Darmstadt: WBG 1958, S. 26. Seit Friedrich Schlegelmachers Diktum, kein Wort und kein Ding besitze Sinn aus sich selbst, sondern das Allgemeine sei nur aus den Deutungen der Menschen zu erschließen, erschien für das Verstehen der allgemeinen Geschichte die Kategorie ‚Individualität‘ jedenfalls lange unhintergebar. Wie Johann Gustav Droysen noch glaubte, sei dem menschlichen Geist alles verständlich, was je ein Leben bewegt habe.

7 Es handelt sich um frühe Beschäftigungen mit der Stellung des Individuums in der Gesellschaft. Vgl. Paul Ricœur: *L’imagination dans le discours et dans l’action*. In: Ders.: *Savoir, faire, espérer. Les limites de la raison*. Bruxelles: Facultés universitaires St. Louis 1976,

in diesen theoretischen Beiträgen über die Erzählbarkeit von Vergangenheit und damit von Biographien als einer Form von narrativ verfasster Geschichte ringt die Wissenschaft mit ihren eigenen Schöpfungen aus früherer Zeit. Der Glaube an die Existenz einer repräsentativen historiographischen Perspektive erscheint jedenfalls verworfen.

Der Verlust an Motivkraft, wie er deshalb seit Beginn des 20. Jahrhunderts vielfach beklagt worden ist, muss allerdings keineswegs bedeuten, dass die Unmöglichkeit der vollständigen Vermittlung keine Erschließung der Welt und des Einzelnen in der Geschichte zulässt. Emil Angehrn vermerkt dazu, was von Henri Bergson her inspiriert ist: „Die entscheidende Option ist nicht die zwischen Gewesenem und Künftigem, sondern die – auf beide Zeitektasen anwendbare – zwischen Geschlossenheit und Offenheit.“⁸ Das grundsätzlich Neue für die Geschichtsschreibung und an den gegenüber ihren Verfahren geäußerten Zweifeln liegt damit in der politischen Konstellation, in deren Horizont im 20. Jahrhundert viele Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, gerade in Europa als einem ‚dunklen Kontinent‘, unter unterschiedlichen Bedingungen gearbeitet haben.⁹ Am meisten wird vermutlich die rasante Zunahme der physischen Macht und der kollektiven Gewaltpotenziale im vergangenen Jahrhundert als ausschlaggebend zu bezeichnen sein, wenn man nach Gründen sucht, warum Forschende – wenn sie sich nicht auf ein abgeschlossenes System formaler Symbole zurückziehen oder sich auf eine Sedimentierung der Fakten beschränken wollen – eine radikale Gegenposition zu teleologischen und imaginären Konzeptualisierungen vergeschichtlicher Vergangenheit markiert haben.

In allen diesen Vorgängen der kritischen Dekonstruktion kommt es jedenfalls – ob implizit oder explizit – zur Markierung einer Position, die nicht mehr als objektiv ausgegeben wird. Dies verweist auch darauf, dass der zwielichtige Beitrag der Wissenschaft zur Begründung und Stabilisierung politischer und rassistischer Ideologien und die Verknüpfung des Nationalsozialismus mit geistes-, sozial- und naturwissenschaftlichen Postulaten zu

S. 207–228; Roland Barthes: *Mythen des Alltags*, aus d. Franz. v. Horst Brühmann. Berlin: Insel 2012; Michel Foucault: *Von der Subversion des Wissens*, aus d. Franz. v. Walter Seitter. München: Hanser 1974.

8 Emil Angehrn: Ursprungsmythos und Geschichtsdenken. In: Herta Nagl-Docekal (Hrsg.): *Der Sinn des Historischen. Geschichtsphilosophische Debatten*. Frankfurt am Main: Fischer 1996, S. 305–332, hier S. 325.

9 Die Bezeichnung ‚dark continent‘ bei Marc Mazower: *Dark Continent. Europe's Twentieth Century*. New York: Knopf 1998; vgl. dort S. 77–83 über „Gesunde Körper, kranke Körper“.

Bewusstsein gekommen ist und nach der Einsicht verlangt, dem eigenen System der Wissenschaft zu misstrauen. Die Konstruktionen vergangener Zeiten und die unterschiedlichen historischen Wirklichkeiten zu durchschauen, bereitet der Wissenschaft indessen das Problem, dass sie immer von Interessenannahmen und einem markierbaren Punkt der Beobachtung ausgehen muss, wenn sie daran geht, die eigene Historiographie als Teil eben dieses Vorganges einer *Projektion* zu begreifen.

Die Herausbildung der Historiographie hat auch Walter Benjamin aus der Sicht des Erzählers beleuchtet, sie galt ihm als epische Form. Jedes Erzählen hat „mit dem Verhältnis zu tun, in dem diese Form zur Geschichtsschreibung steht“¹⁰. Historiographie als eine eigene Disziplin hebt den Historiker, der Ereignisketten produziert und sie dann „erklärt“, vom erzählenden Chronisten ab, der den „unerforschlichen Weltenlauf“ – ob heilsgeschichtlich oder naturgeschichtlich gedacht – „erzählt“ und mit den kommentierenden „Auslegungen“ bedenkt.¹¹ Solches Auslegen aber wird (auch wenn es höchst profan erfolgt) nicht in den Kategorien der Kausalität und der Materie vollzogen. Es ist vielmehr eine Art hermeneutische Einbettung von Ereignissen in jenen letztlich nicht zu erschließenden „Weltenlauf“, der im Denken der frühen Neuzeit mit der kosmologisch gedachten Metapher des Uhrwerks und einer pythagoräischen ‚Sphärenharmonie‘ (u. a. Johannes Kepler, 1619) gedeutet erschien. Nur vollzog sich solche Auslegung, ohne sich ihrer beunruhigenden Seite entledigen zu können. Die moderne Historiographie, die eben deshalb nur schreibt und nicht mehr fabuliert, konnte sich nicht weiter auf metahistorische, auf außerhalb der historischen Kategorien angesiedelte Auslegungen einlassen. Von diesen Annahmen her stand sie fortan unter Zugzwang, das neue methodische Verständnis eindringlicher zu klären. Sicht und Gegensicht, d. h. Erzählen und Beschreiben der Dinge werden im 20. Jahrhundert gerade in der Biographik, gewissermaßen als einer Historiographie des erzählten Individuums, als Problem des hermeneutischen Ungenügens zu Bewusstsein gebracht.

10 Walter Benjamin: Der Erzähler. Betrachtungen zum Werk Nikolai Lesskows. In: Ders.: *Erzählen. Schriften zur Theorie der Narration und zur literarischen Prosa*. Ausgewählt und mit einem Nachwort v. Alexander Honold. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2007, S. 103–128, hier S. 115.

11 Ebd., S. 116.

Zweifel am Wert von Autobiographien und Schärfung des biographischen Erzählens

Autobiographien oder auch Zeitzeugen-Dokumentationen sind der Versuch von Individuen, im Weltenlauf durch eine niedergelegte, aus der Retrospektive geführte Projektion sich selbst von Neuem einen Ort, der Sinnstiftung vermittelt, zu erfinden. Zumindest wird darin der Grad einer Sinn- und Selbstdeutung ausformuliert, selbst wo dies nicht explizit geschieht oder dem eigenen Leben gegenüber negativ ausfällt. In Autobiographien, in Selbstbeschreibungen eines erfahrenen Lebens, begegnen Reflexionen darüber, was als Zufall oder Schicksal oder Entschluss gedeutet wird, allerdings eher selten, und wenn dies geschieht, wird die Annahme, die eigene Erzählung sei eine Einheit, noch lange nicht erschüttert.¹² Der Zweifel am Wert von Autobiographien – und dann an Biographien und Historiographie schlechthin – ist indessen von der klassischen jüdischen Tradition her durchaus festzustellen, wenn auch nicht aus Gründen der Skepsis. Yosef Hayim Yerushalmi hat darauf hingewiesen, dass das Judentum sehr wohl über die Bedeutung von Geschichte nachgedacht, jedoch bis zum 17. Jahrhundert kaum Autobiographien und auch keine Historiographie hervorgebracht habe.¹³ In der Tat finden sich keine jüdischen Gestalten vergleichbar mit Augustinus, Dante Alighieri oder Teresa von Ávila, die sich und ihre Zeitwahrnehmung aufgezeichnet haben. Nicht nur die zyklische, repetitive und metahistorische Natur des jüdischen Kalenders produzierte eine gleichsam theologische Zeitauffassung, in der die geschichtliche Betrachtung des Individuums marginalisiert blieb. Das Individuum und seine Lebensgeschichte waren derart intensiv in die kollektive Zeitkultur und ihre mythenhaften Strukturen eingebunden, dass die Bedeutung eines einzelnen Lebensschicksals ganz von der Sphäre der Gemeinschaft und ihren Riten absorbiert wurde. Erinnerung als eine Selbstbeschreibung des Individuums ist in der antiken und mittelalterlichen Kultur der Juden in der Form, die wir darunter verstehen, also nicht gegeben. Und in der Neuzeit

12 Vgl. z. B. Zdenko Levental: *Auf glühendem Boden. Ein jüdisches Überlebensschicksal in Jugoslawien 1941–1947. Mit einer Dokumentation*, hrsg. v. Erhard Roy Wiehn / Jacques Picard. Konstanz: Hartung-Gorre 1994.

13 Vgl. Yosef Hayim Yerushalmi: *Zachor. Jewish History and Jewish Memory*. Seattle / London: U of Washington P 1982, S. 43–45; dt. Übers.: *Zachor: Erinnere Dich! Jüdische Geschichte und jüdisches Gedächtnis*, aus d. Engl. v. Wolfgang Heuss. Berlin: Wagenbach 1988.

wirken Autobiographien geradezu als ein Zeugnis des Bindungsverlusts und der Entfremdung von traditionellen Strukturen.¹⁴

Erst das 17. Jahrhundert hatte mit Glückel von Hameln, Leone da Modena oder Jacob Emden Selbstaufzeichnungen jüdischer Menschen hervorgebracht, die im Verlauf späterer Jahrhunderte zu einer bemerkenswerten Produktions- und Editionstätigkeit führten.¹⁵ Bemerkenswerterweise sind es aber auch jüdische Analytiker und Analytikerinnen autobiographischer Erzeugnisse gewesen, die deren Wert in Zweifel gezogen haben. Bruno Bettelheim, selbst ein höchst umstrittener, oft kritisierter Deuter der Schoah, erblickte in der Autobiographie eine psychische Strategie, eine Art Selbstversuchung, deren Veröffentlichung nichts anderes als eine Fortführung von Lebenslügen und Flunkereien sei, um sich nicht aus Abhängigkeiten emanzipieren zu müssen.¹⁶ Herbert Leibowitz warnt bereits in der Einleitung zu seiner Untersuchung über amerikanische Biographien, die den Titel *Fabricating Lives* trägt, dass man beim Lesen von Autobiographien gezwungen werde, sich wie ein Geheimagent zu verhalten. Weil die Autobiographie zu Fiktionen und Verschleierungen neige, seien die Lesenden genötigt, die Grenzen zwischen Tatsachen und Mythen ständig zu überschreiten.¹⁷ Über die Dialektik von Konstruktion und Sinnproduktion im autobiographischen Rückblick ist zuweilen auch sehr selbstkritisch nachgedacht und das eigene Selbst als Resultat äußerer Einflüsse oder als Collage aus Erlebensfragmenten verstanden worden. Der Schweizer Zeitgenosse Adrien Turel z. B. deklarierte seine Autobiographie geradezu als „Bilanz eines erfolglosen Lebens“, aus der weder Kontinuität noch Sinnschöpfung zu gewinnen wäre, sondern sich allenfalls das Nichtbesondere eines Lebens artikuliere – gewissermaßen eine Gegenvorstellung zu jener Schleiermachers, der darin das Allgemeingültige gesucht

14 Vgl. Alan Mintz: „*Banished from Their Father's Table*“. *Loss of Faith in Hebrew Autobiography*. Bloomington: Indiana UP 1989, S. 7, 206.

15 Die Forschung und Editionstätigkeit dazu ist bemerkenswert; vgl. Jacob J. Schacter: *History and Memory of Self. The Autobiography of Rabbi Jacob Emden*. In: Elisheva Carlbach / John M. Efron / David N. Myers (Hrsg.): *Jewish History and Jewish Memory. Essays in Honor of Yosef Hayim Yerushalmi*. Hannover / London: Brandeis UP 1998, S. 428–452.

16 Vgl. Bruno Bettelheim: *Freud's Vienna and Other Essays*. New York: Knopf 1990, S. ix. – Bettelheims hochtrabende Interpretationen der Schoah, seine professionellen Leistungen und ebenso seine eigene Lebensdarstellung wurden erheblicher Kritik ausgesetzt; vgl. u. a. Richard Pollak: *The Creation of Dr. B. A Biography of Bruno Bettelheim*. New York: Simon & Schuster 1997.

17 Vgl. Herbert Leibowitz: *Fabricating Lives. Explorations in American Autobiography*. New York: New Directions 1989, S. 3.

hätte. Wiederum wie ein Spiegel dazu wirkt das Autobiographie-Projekt von Arthur Koestler, in dem der reale Koestler sich von der mythischen Version, die er von sich selbst schuf, erheblich unterscheidet, weil sein Leben geradezu „alles andere als typisch“¹⁸ für die Moderne war.

Alle diese Feststellungen, nämlich dass Autobiographien gegenüber Fakten versuchen, ein verklärendes Design herzustellen, müssen auch skeptisch gegenüber der Biographisierung fremden Lebens stimmen. Jedenfalls ist das Individuum als Gegenstand der historischen Beschreibung nach 1945 mehr und mehr in Zweifel gezogen worden. Was an ‚Dichtung und Wahrheit‘ in Autobiographien und ebenso in Biographien stehen mag, berührt damit das Handwerk von Forschenden. Das wirft neue Fragen in Hinsicht auf das Erzählen erlebten Lebens auf, wenn es um Biographien geht, die von der Zeit der Schoah handeln.

Perspektivenwechsel. Das Überleben erzählen

Biographien sind stets nur eine Annäherung, die jene Hinterlassenschaften aus einer Lebensspanne, welche einzelne Brechungen und bestimmte Schwellen dokumentieren, in den Blick nimmt. Wie es einst Jean Starobinski in seiner Rousseau-Biographie formulierte: „Wir befinden uns nicht mehr im Bereich der Wahrheit, in einer wahren Geschichte, sondern wir sind in den der Authentizität eingetreten“¹⁹. Das wird deutlich bei der Frage nach der Erforschung und Darstellung von Alltag und Kultur, wofür Clifford Geertz den Begriff ‚dichte Beschreibung‘ vorschlug. Geertz’ semiotischer Begriff setzt

18 Adrien Turel: *Bilanz eines erfolglosen Lebens*. Zürich / Hamburg: Edition Nautilus 1989, S. 8. Sein Leben wollte Turel in der Rückschau als ein „Experiment auffassen, und zwar geradezu laboratoriumsmässig“, was eben erst die Persönlichkeit langdauernder mache als jede Institution oder Bankgarantie. Noch schärfer wirkt der Gegensatz zwischen Autobiographie und Biographisierung im Fall Arthur Koestlers, der eine mehrbändige Selbstbeschreibung seines Lebens hinterlassen hat. David Cesarani merkt zur Autobiographie und zu den verschiedenen Deutungen von Koestlers Leben an, dass der reale Koestler sich von der mythischen Version, die er von sich selbst geschaffen habe, erheblich unterscheidet. In seiner Autobiographie habe Koestler sich selbst als Projekt einer „typischen Fallgeschichte“ stilisieren wollen, doch sei dessen Leben gerade „alles andere als typisch“ für die Moderne gewesen. Weit eher erscheine einem heutigen Biographen dessen Leben als ein vielfach gebrochenes „post-modernes Experiment“, als eine Art Gralssuche des 20. Jahrhunderts, die zu Koestlers eigener „Suche nach Zugehörigkeit“ in spiegelgleicher Parallele wirke (David Cesarani: *Arthur Koestler. The Homeless Mind*. London: Heinemann 1999, S. 4–8).

19 Jean Starobinski: *Rousseau. Eine Welt von Widerständen*. München: Hanser 1988, S. 294.

Kultur als einen Akt, bei dem sich die Menschen mit verschiedenen Zeichen und Symbolen ausdrücken, die eine einvernehmungsfähige Bedeutung erlangen. Für Geertz ist die menschliche Biographie alles andere als ein abstraktes psychologisches oder soziales Konstrukt; ihre Herstellung ist vielmehr Ausdruck der Kultur überhaupt.²⁰

Man hat also hier Menschen vor sich. Sofern sie während und nach der NS-Periode lebten – und zum Teil noch leben – und ihre schwer erworbene Fähigkeit zu sprechen und zu schreiben nicht als Antwort auf diese epochale Konstellation verstehen, sondern Heilung durch Erinnerung suchen, erhält die Biographie wie die Autobiographie eine sehr spezifische Funktion.²¹ Die Aufgabe des (auto-)biographischen Schreibens ist es, (auch) dazu beizutragen, dem Vergessen entgegenzutreten und zu dem erlittenen Unrecht eine Gegenerzählung zu schaffen. Hinzu kommt, was künftig noch stark zu erforschen wäre, dass nunmehr eine dritte und bald vierte Generation von Nachfahren der Überlebenden damit begonnen hat, ihre Großeltern zu befragen und deren Erfahrungen mit den Mitteln der Kunst, der Literatur, des Videos, des Comics und weiterer Medien zu dokumentieren und – oft bewusst fragmentarisch und mit empathischer Distanz – darzustellen.²² Welcher Zugriff, welche Auswahl von Zitierungen und welche Perspektive der Beschreibung gewählt werden, bestimmt dann das fremd rekonstruierte Bild dieser Menschen.

Den Menschen gerecht zu werden, ohne dem Verlangen nach einer Einheit von Zeit und Raum zu verfallen, ist heikel. Denn aus dem Verhältnis von

20 Vgl. Clifford Geertz: Thick Description. Toward an Interpretive Theory of Culture. In: Ders.: *The Interpretation of Culture*. New York: Basic Books 1973; dt. Übers.: *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, aus d. Engl. v. Brigitte Luchesi / Rolf Bindemann. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2002.

21 Vgl. Raphael Gross / Eva Lezzi / Marc Richter (Hrsg.): „Eine Welt, die ihre Wirklichkeit verloren hatte“. *Gespräche mit Holocaust-Überlebenden in der Schweiz*. Zürich: Limmat 1999.

22 Vgl. u. a. Anna Fersztand: Jakub, 115110, Jake, Jacques, Jakob. Eine vorläufige Mitteilung über die Spurensuche der dritten Generation. In: Maoz Azaryahu / Ulrike Gehring / Fabienne Meyer / Jacques Picard / Christina Späti (Hrsg.): *Erzählweisen des Sagbaren und Unsagbaren. Formen des Holocaust-Gedenkens in schweizerischen und transnationalen Perspektiven / Between Commemoration and Amnesia. Forms of Holocaust Remembrance in Swiss and Transnational Perspectives*. Köln: Böhlau 2021, S. 255–266. Ebenso die Beiträge in: Martha Keil / Philipp Mettauer (Hrsg.): *Drei Generationen. Shoah und Nationalsozialismus im Familiengedächtnis*. Wien / Innsbruck / Bozen: StudienVerlag 2016; Nina Caprez: Nicht erzähltes Erzähltes. Über die Gedankenstriche und Auslassungspunkte in einer Schoah-Autobiografie. In: *Pardes. Zeitschrift der Vereinigung für Jüdische Studien* 19 (2013), S. 207–217.

ihrem erzählten Sehen und unserem Zuhören erwächst auch die Frage, was bleibt, wenn die Überlebenden von uns gegangen sein werden. Die offensichtlichste Antwort ist, dass uns – nämlich all jenen, die das Gedenken als eine Verpflichtung verstehen wollen – ihre Geschichten, die heute in Papierform, Musiknoten, Videos oder Filmdokumenten festgehalten werden, als einzige und einzigartige Zeugnisse überlassen werden. So fragmentarisch sie auch sind, so anfällig ihre autobiographischen Erzählungen für Ungenauigkeiten sind, so erheblich sie von späteren Lebensabschnitten gefärbt sein mögen – diese Geschichten handeln von persönlichen Erfahrungen der Entmenschlichung und von individuellen Begegnungen mit dem Horror. Sie zu hören, wird von uns Nachdenken im Gedenken abverlangen. Wie diese Geschichten deutlich machen, sprach das Böse viele Sprachen. Wir sollten uns bewusst sein, dass all diese Lebensgeschichten im Wesentlichen Variationen des Themas des persönlichen Überlebens und in gewissem Umfang des persönlichen Sieges über das Böse und seine Folgen sind – auch mithilfe von teils anonymen Fremden, die Schutz und Hilfe boten und so sich selbst und den anderen ihre Menschlichkeit wahrten.

Hinzu kommt ein weiterer Aspekt des Themas. Hinter den erzählten Geschichten verbergen sich Millionen von unerzählten Lebensgeschichten – die Schicksale derjenigen, die ihre Geschichten nicht erzählen konnten, weil sie ermordet wurden oder nach dem durchlebten Horror in der Schoah nicht mehr fähig waren, darüber zu sprechen. Das Paradoxe am Schoah-Gedenken ist, dass es auf Millionen von unerzählten und nie zu erzählenden Geschichten beruht. Die Schoah ist in diesem Sinne geradezu eine Leerstelle, eine Absenz unwiederbringlicher, zu Asche gewordener persönlicher Erinnerungen, die wir nicht kennen.²³ Es ist nicht müßig festzuhalten, dass in der Darstellung die Stimmen derer, die nicht die Politik bestimmten, sondern durch diese Leid erlitten und gar ihr Leben verloren, erinnert werden sollen und nicht durch Vergessen von Neuem aus der Geschichte gelöscht werden dürfen.

Diese forschungspolitische Forderung birgt nun allerdings auch methodologische Probleme. In einem Bericht einer Expertenkommission, die sich im Auftrag der Schweizer Regierung mit den historischen Verstrickungen der Schweiz mit NS-Deutschland beschäftigte, wurde in Hinsicht auf die

23 Vgl. Maoz Azaryahu / Ulrike Gehring / Fabienne Meyer / Jacques Picard / Christina Späti: Der Namenlosen gedenken, dem Vergessen entrinnen. Debatten, Formen, Orte und Weisen der Erinnerung an den Holocaust. Eine Einleitung mit Anmerkungen zur grenzüberschreitenden Vielfalt in der Gedächtniskultur. In: Dies. (Hrsg.): *Erzählweisen des Sagbaren und Unsagbaren*, S. 15–43, bes. S. 36–39.

schweizerische Flüchtlingspolitik ein doppelter Zugriff gewählt: einerseits die an Strukturen orientierte Beschreibung der aktenkundig erfassbaren Entscheide und Eckdaten und der institutionellen Kompetenzen der Behörden; andererseits aber eine Perspektive, die den von der Praxis betroffenen Menschen, namentlich den Flüchtlingen, den Helfern und Helferinnen sowie den Grenzbeamten vor Ort in ihren jeweiligen Handlungsspielräumen gerecht zu werden versuchte. Letztere Perspektive war auf die Opfer als Individuen bezogen, indem sie entlang eines Flucht- und Exilweges die einzelnen entscheidenden Stationen nachvollzog und an wichtigen Punkten dieser Route den Blick jeweils auf die bestimmenden Instanzen und konditionierenden Momente der Verfolgung, Aufnahme, Zurückweisung sowie der weiteren Praxen der Flüchtlingspolitik richtete.²⁴

Auch dieses Verfahren eines multiperspektivischen Zugriffs aus der rekonstruierten Sicht des Fluchtweges ist nichtsdestoweniger ‚Fiktion‘, insofern der beschriebene Fall eines Flüchtlings aus unterschiedlichsten und auch divergierenden Fallgeschichten synthetisiert werden kann. Die Beschreibung kann sich folglich dem individuellen Erleben von Geflüchteten oder Helfern und Helferinnen nur annähern und versuchen, die Dilemmata und Konditionen ihrer Situation zu vergegenwärtigen. Zudem wird, wie im Falle der Geschichte der sogenannten ‚Zigeunerpolitik‘, das quellenlogische Problem auftreten, dass wir etwas über das Leben von Geflüchteten und über das Fluchtgeschehen oft aus Protokollen erfahren, welche damals stets aus der Wahrnehmung polizeilicher Instanzen angelegt wurden. „Der Versuch, die Geschichte aus der Perspektive der Betroffenen zu analysieren, stößt rasch an Grenzen, da Roma, deren Kultur auf der mündlichen Tradition beruht, kaum schriftliche Quellen hinterlassen haben.“²⁵ Ähnliches ließe sich von anderen Rekonstruktionsversuchen sagen, etwa bezogen auf die Hexenprozesse, wenn betroffene Individuen sich nur aufgrund ihres Zusammenstoßes mit der politischen Macht in Quellen niedergeschlagen haben.

24 Vgl. Unabhängige Expertenkommission Schweiz-Zweiter Weltkrieg: *Die Schweiz und die Flüchtlinge zur Zeit des Nationalsozialismus*. Bern: EDI 1999; bes. die Kap. 4 und 5 verfahren nach dem Prinzip der über den Fluchtweg multiperspektivisch angelegten Beschreibung.

25 Unabhängige Expertenkommission Schweiz-Zweiter Weltkrieg: *Roma, Sinti und Jenische. Schweizerische Zigeunerpolitik zur Zeit des Nationalsozialismus*. Bern: EDI 2000, S. 16.

Fragen aus den Werkstätten zur Geschichte und Sozialforschung

Die heute aktuelle Fortführung der alten Biographik in einer neuen Alltags- und Regionalgeschichte verstand sich zuerst als eine Art Sozialgeschichte ‚von unten‘ oder plädierte anfänglich noch für ein diskursanalytisches Verfahren. Aufgrund der Kritik einer von der Sozialwissenschaft und der empirischen Sozialforschung her gestützten Theorie der Geschichte wurde die Methodendebatte weitergetrieben und der Erkenntnisgrad über die verschiedenen Ansätze hinaus erheblich differenziert. Im Vordergrund des Streites standen die Rekonstruktion der Bedingungen des Handelns und die Frage nach objektiven Handlungsmustern, die das Individuum als Teil eines Systems ausweisen und konditionieren würden, sich aber in der Folge als ein Zugriff auf den Menschen erwiesen, der ihn zur bloß noch fiktionalen Variable degradierte. Auf diese Weise sollte dem Fragmentarischen in einer individuellen Biographie dadurch entgangen werden, dass deren Deutung eine als umfassend behauptete makrohistorische Systemanalyse entgegengestellt wurde.²⁶

Die dazu im deutschen Sprachraum nach 1945 bzw. seit den 1960er Jahren geführten theoretischen Diskussionen bezogen je nach Position einen Teil ihrer Substanz aus den Arbeiten von Menschen, die seit den 1930er Jahren nach Nordamerika emigrierten. Zumeist waren es Arbeiten, die heute der Soziologie oder Sozialpsychologie zugeordnet werden (George Herbert Mead, Kurt Lewin, Max Horkheimer, Norbert Elias). Gleichzeitig können solche Ansätze aber auch auf Anstrengungen, die in Europa vor und nach dem Zweiten Weltkrieg geleistet wurden, zurückgeführt werden, etwa auf das philosophische Postulat einer Lebensweltanalyse (Edmund Husserl) oder auf die unterschiedlichen Sprachphilosophien und, von diesen Grundlagen her gestützt, auf die Interaktions- und Kommunikationstheorien. Hinzu kamen die Beiträge der Kritischen Theorie (Jürgen Habermas) sowie psychoanalytische und individual- und entwicklungspsychologische Traditionen (Erik H. Erikson, Jean Piaget), die den Identitätsbegriff und die Epigenesen menschlicher Wachstumsprozesse thematisierten und den Erkenntniszuwachs seit

26 Für diese Diskussion sind im Weiteren die Arbeiten der Historischen Sozialwissenschaften und der Historischen Anthropologie zu berücksichtigen. Eine weitere Diskussion muss hier entfallen. Die legitime Beschreibung von Logiken und Erzeugungsregeln des menschlichen Seins vermag die Frage nach den unterschiedlichen Geltungsbegründungen, die sich ein Individuum selbst oder anderen zuzuschreiben versucht, nicht zu lösen.

Mead, Lewin und weiteren bereicherten.²⁷ Alle diese Beiträge entstammen einer Konstellation des späteren 20. Jahrhunderts, die nicht ignoriert werden sollte. Pierre Bourdieu hat z. B. in seinem Essay „Die biographische Illusion“ vor einer Komplizenschaft von deutendem Forscher und erforschtem Erzähler gewarnt. Ihm war es darum zu tun, das Produkt einer scheinbar linearen Lebensgeschichte als zweifelhafte Konstruktion nochmals zu entlarven.²⁸ Im Weiteren definiert er mit einem Illusio-Begriff das rein subjektive Interesse eines Individuums an Strukturen und Spielregeln, die ihrerseits das Individuum konditionieren.

Auch das bis heute in die Alltagssprache eingebürgerte Reden über ‚Strukturen‘ und ‚Systeme‘ will menschliche Interaktionen, Entwicklungsvorgänge und lebensweltliche Bezüge erfassen. Doch auch sie sind Produkte, die aus sozialen und biographischen Dispositionen entstehen, d. h., sie entstammen selbst einem Erzeugungskontext, der historische oder biographische Identität in sich trägt. Deswegen ist nochmals als Befund festzuhalten, dass sich diese neuere theoretisch-methodologische Entwicklung einstigen Exilanten mitverdankt. So besehen sind Theorien stets von innen wie von außen her biographisch mitdefiniert. Das könnte durchaus ein Grund sein, warum – so die These – der Biographieforschung in einem erneuten Umschwung verstärkte Bedeutung zukam.²⁹ Mit der Erkenntnis, dass Leben sich in Interaktionen zwischen Menschen sowie zwischen Dingen und Menschen ereignet und deshalb auch nur in den Regeln dieser Interaktionen beschrieben werden kann, erscheint das alte Problem der historischen Hermeneutik auf einer neuen, anderen Ebene; sie bewirkt jedenfalls methodische Ausdifferenzierungen der Sozial- und der Kulturgeschichte. Den Blick auf eine reine Beschreibung der Strukturen und auf symbolische Systeme zu verengen und in der individuellen Lebensgeschichte bloß soziale Artefakte beschreiben zu wollen, ist also nicht weniger eine Illusion über die Rolle des Narrators

27 Vgl. Jürgen Habermas: *Theorie des kommunikativen Handelns*, Bd. 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1981, S. 165; Erik H. Erikson: Das Problem der Ich-Identität. In: Ders.: *Identität und Lebenszyklus. Drei Aufsätze*, aus d. Engl. v. Käte Hügel. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1973, S. 123–225, hier S. 188.

28 Pierre Bourdieu: Die biographische Illusion. In: Ders.: *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*, aus d. Franz. v. Hella Beister. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1990, S. 75–83.

29 Vgl. Peter Alheit / Bettina Dausien: Die biographische Konstruktion der Wirklichkeit. Überlegungen zur Biographizität des Sozialen. In: Erika M. Hoerning (Hrsg.): *Biografische Sozialisation*. Stuttgart: Lucius und Lucius 2000, S. 257–284.

wissenschaftlicher Produkte.³⁰ Jeder Versuch, das Individuum oder Subjekt in einer Erzählung beiseite zu schieben, verweist auf ein unaufgedecktes, oft als sozialwissenschaftliche Methode getarntes Subjekt, auf Forschende und Schreibende also, die ‚Strukturen‘ als gleichsam autonome Schöpfer und Schöpferinnen eines wissenschaftlichen Produktes beschreiben. Es gibt keine Beschreibung, in der nicht das Vorverständnis der Forschenden und damit die biographische Deutungsdisposition einer Theorie sich des fremden und entfernten Gegenstandes bemächtigt und sich auf diese Weise selbst als der wiederum bloß eigene Habitus des wissenschaftlichen Zugriffs erweist – es sei denn, man wolle aus einer finalen theoretischen Konsequenz darauf verzichten, eine sozialwissenschaftlich zulässige Theorie überhaupt zu applizieren, um Leben und andere Menschen zu beschreiben. Und auch eine ‚Anti-Biographie‘ ist bereits ein theoretisch unterlegtes Verfahren, das auf seinen Urheber verweist.³¹

Gegenüber allen solchen Neigungen hat Amos Funkenstein den Einwand vorgetragen, dass „jeder Versuch, die zentrale Stellung eines Subjektes, eines Ichs, zu zerstören oder sich ihrer zu entledigen, einer philosophischen Täuschung, einer Selbsttäuschung gleichkommt.“³² Eine verbindliche Erzählung, die kohärent und distanziert sei, bezeuge deshalb immer die Identität eines Subjektes, das im Schreiben in eine komplexe, dialektische Beziehung der gegenseitigen Verstärkung und Konstruktion eintrete. Die Ausgangsfrage der Geistes- wie der Sozialwissenschaften lautet deswegen und wird so weiterhin lauten: Was bewahrt die Biographierenden davor, mehr oder weniger zufällige

30 Vgl. Niklas Luhmann: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1997. Luhmann arbeitet eine Theorie der modernen Gesellschaft aus, die am Beispiel einzelner Funktionsbereiche bzw. Teilsysteme überprüft werden soll. Das Individuum wird in die Kategorien des Institutionellen hinein aufgelöst, sei es hinsichtlich des Denkens, der Macht, des Marktes oder einer sonst wie soziologisierbaren Dimension der Gegenstandsbestimmung. Luhmann verweist auf handlungstheoretische Überlegungen von Talcott Parsons, die sich ihm als fruchtbar erweisen.

31 Die wohl radikalste Form einer ‚strukturalistisch‘ intendierten Biographie ist David E. Nyes: *The Invented Self. An Anti-Biography from Documents of Thomas A. Edison*. Odense: Odense UP 1983. Der Erfinder der Glühbirne, Thomas Edison (1847–1931), entsteht in diesem Buch durch seine Inszenierung in der und durch die Öffentlichkeit. Seine biographische Evidenz ist nicht auf die Zeitspanne seines individuellen Lebens beschränkt. Es gibt zwei Frauen und mehrere Kinder, die Erzählung berücksichtigt die imaginierten und potenziellen Leben und Nachleben des Thomas Edison sowie dessen Verdinglichung durch die von ihm erfundene Glühbirne, was in heutigen Museen lesbar wird. Es gibt also mehrere ‚Edisons‘ in unterschiedlichen Rollen, Funktionen und Wirkungen.

32 Amos Funkenstein: *Jüdische Geschichte und ihre Deutungen*, aus d. Engl. v. Christian Wiese. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1995, S. 282.

Ausschnitte eines Lebens, die einen einzelnen Menschen im Verlauf dieses Lebens beeindruckten, irritierten und sich dann schriftlich niederschlugen, zu einer fiktionalen Einheit zu imaginieren? Was bewegt uns dazu, individuelle Lebensfragmente zu einem spezifischen Ausdruck für allgemeine, generalisierbare Entwicklungen zu erklären?

Mit der zunehmenden Differenzierung gesellschaftlicher Handlungsmuster verändert sich demnach die narrative Regulierung, welche Individuen zu einem gesellschaftlichen System gehören und wer davon ausgeschlossen wird. Inklusion und Exklusion, die Zuweisung eines festen Platzes in Historiographie und Biographie oder die Ausschließung aus einer Beschreibung von Lebenswelt – all dies lässt Rückschlüsse auf unterschiedliche Variablen gesellschaftlicher Mechanismen wie individueller Präferenzen zu.

Lebenswelt, Zeitfelder, Exilerfahrungen

Jüdische Exilbiographien sind gekennzeichnet von der ständigen Frage nach positiver und negativer Akzeptanz der Individualität, an der sich Exklusionserfahrungen und Inklusionschancen in Bezug auf das jeweilige soziale Feld exemplarisch deuten lassen. Von besonderem Interesse für uns ist, dass die Chancen in einem relativ fremden Umfeld immer durch den Versuch riskiert werden müssen, sich einzubringen und sich einzuordnen.

Eine erhellende Betrachtung zu dieser Dialektik von Individuum und Struktur geben die Ideen des hier bereits erwähnten Exilanten Kurt Lewin (1890–1947).³³ Dies aus zwei Gründen. Erstens geht die von ihm entwickelte und immer wieder revidierte Feldtheorie von der Annahme aus, dass individuelle Handlungen und Äußerungen sehr wohl als Resultate von Einflüssen des Lebensraumes oder von der Lebenswelt her zu verstehen sind. Mit der Kategorie des Feldes führte Lewin eine Metapher aus der neuen Physik in die Sozialwissenschaften ein, die sich auf den wissenschaftsgeschichtlichen Umbruch mit und nach Albert Einstein bezog, d. h. auf ein neues Denken in der Physik, welches das lange gültige Rahmenwerk von festem Raum und fester Zeit sowie die Begriffe ‚Materie‘ und ‚Kausalität‘ als Finalitäten in Frage stellte. Lewins sozialpsychologisch aufgefasste

33 Darstellung zu Kurt Lewins Leben und Werk sowie Feldtheorie bieten: Wolfgang Schönplug: *Kurt Lewin – Person, Werk, Umfeld. Historische Rekonstruktionen und aktuelle Wertungen*. Frankfurt am Main: Lang 2007; Helmut E. Lück: *Kurt Lewin. Eine Einführung in sein Werk*. Weinheim: Beltz 2001. Anfang der 1980er Jahre wurde eine Lewin-Werkausgabe von Carl-Friedrich Graumann ediert, deren Fortsetzung allerdings eingestellt wurde.

Feld-Kategorie kann mit anderen sozialgeschichtlichen Kategorien wie ‚Lebenswelt‘ oder ‚Umweltfaktoren‘ durchaus verknüpft werden. Mit dem Feld ist der Einfluss äußerer Faktoren auf die individuelle Disponiertheit des Individuums gemeint, d. h. auf seine Wahrnehmungen und sein Verhalten, auf das also, was durch andere mit dem Begriff ‚Habitus‘ umschrieben wird.³⁴ Wichtig bei Lewin ist nun die Dynamik des Feldes, d. h. die Zeitperspektive, denn Individuen aktualisieren ständig persönliche Annahmen von Zukunft und Vergangenheit, die jeweils in einem bestimmten Zeithorizont gewandelt und vor Augen gebracht werden.³⁵ Die Verfassung des Individuums in der Gegenwart ist bei Lewin, so wie wir ihn verstehen können, eben nicht biologisch, mechanisch, ökonomisch oder mythologisch determiniert, sondern die Aktualisierung eines Bündels unerledigter Interessen auf dem Feld des Gesellschaftlichen, die auf dem Hintergrund einer in die Lebenswelt von Subjekten einbrechenden Geschichte gelesen werden soll.

Für die Beschreibung von Lebensverläufen und Denkkategorien vor dem Hintergrund eines Feldes, das spezifisch durch Exil und Migration charakterisiert ist und erheblichen Veränderungen, genauer: einem erzwungenen Abbruch der Lebenswelt-Relation und einem Wechsel der fast gesamten Umwelt unterliegt, kann solch ein theoretisches Konzept hilfreich sein. Es empfiehlt sich hier, die Kategorie ‚Lebenswelt‘ nicht nur als Schnittstelle von individueller und sozialer Welt zu begreifen, sondern als einen sich in veränderten Zeitperspektiven auswirkenden lebensräumlichen Wandel, der in einer Konstellation von Ausgrenzung, Vertreibung und Verfolgung einerseits und von Ankunft, Akkulturation und Neuanfang andererseits vonstattengeht. Anders gesagt: Individuen werden in einer politischen Konstellation konfrontativ gezwungen, Lebenswelten zu verlassen, und sie müssen sich dann neue Lebenswelten erschließen, d. h. sich in bestehende, ihnen aber noch fremde Verhältnisse einordnen lernen, um überleben zu können.

34 Der Habitusbegriff ist z. B. von Herbert A. Simon: *Models of Man*. New York: Wiley 1957 verwendet worden. Simon versteht ihn als Begrenzung des rationalen Handelns, da der menschliche Geist gattungsmäßig oder aus anderen Gründen gar nicht alle Informationen verfügbar halten kann, die ihn rational handeln lassen. Bourdieu versteht hingegen unter Habitus ein dauerhaftes, übertragbares System der Wahrnehmungen und Bewertungen, welches das biologische Individuum durch Felder konditioniert.

35 Vgl. Kurt Lewin: *Feldtheorien in den Sozialwissenschaften*. Bern: Lang 1963. Lewin legte die seit 1930 entwickelten Ansätze früher vor, vgl. Kurt Lewin: *A Dynamic Theory of Personality*. New York: McGraw Hill 1935.

Diese existenzielle Leistung kann auch die Selbsterfindung fiktionaler Lebenswelten umfassen: Vergangene Zeit ist dann ein Erklärungs-konstrukt für die als problematisch verstandene Gegenwart, oder zukünftige Zeit wird als Investment mitgebracht, in der alten Lebenswelt erworbener intellektueller Fähigkeiten realisiert. In einem gewissen Sinn wird also Vergangenheit, die alte Heimat, zu einem Herkunftspunkt für neue, als innovativ geltende Aspekte der vorgefundenen und gegebenen Lebenswelt und diese so zur neuen Heimat gemacht. Im Leben von Ruth und Léon Reich, das wir eingangs skizziert haben, nimmt diese Umdeutung eigenen Lebens auch noch die symbolische wie reale Form der Zeitmessung in Gestalt der Uhrenproduktion ein. Die nachfolgende biographische Skizze zu Simche Schwarz und Ruth Schwarz-Hepner, mit der die hier angestellten Überlegungen abgeschlossen werden, können vielleicht den wichtigen Aspekt der Verschiebungen bzw. Transformierung im Lewin'schen Konzept des Zeitfeldes verdeutlichen.

Exil und Immigration in multiplen Feldern.

Eine Anschauungsskizze

Eine farbig bemalte Puppe aus Pappmaché, heute in einem New Yorker Museum, brachte mich dazu, biographisch zu recherchieren und nach den Menschen hinter diesem Ausstellungsgegenstand zu suchen – den Künstlern, Theatermachern und Puppenspielern Simche Schwarz und Ruth Hepner. Es handelte sich um ein jüdisches Paar, das sich auf der Flucht kennenlernte, in der Schweiz heiratete und nach Krieg und Verfolgung nach Brasilien auswanderte. Die Suche führte mich in der Schweiz zu einem Flüchtlings-theater in Internierungslagern während des Zweiten Weltkriegs, dann ins befreite Paris zu einem künstlerisch ausgereiften Puppentheater und schließlich nach Buenos Aires der Zeit vor, während und nach der Junta-Herrschaft. Oder anders gesagt: Die Suche führte mich von der Puppe – von der Entdeckung, die einem Zeugnis materieller Kultur galt – zu den Puppenspielern, zur Biographie eines Paares, dessen Puppentheater zum Medium eines Weges im Zeitfeld von Rumänien und Deutschland an neue Orte in der Welt wurde. Mit der Kunst, mit der die Puppen zur Metapher der eigenen Selbstbehauptung wurden, kamen Aspekte aus einem Leben zum Vorschein, das sich mit Stichworten wie Exil, Sprache, Psychotherapie, Theater, Kunst, Traditionswandel, Demokratie und Machtkritik kennzeichnen lässt. Insbesondere der Heimatbegriff wird hier in seiner pluralen und dynamischen Qualität

nachvollziehbar.³⁶ Und all dies sind zirkular verwobene Teile einer Biographie eines Paares in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts westlicher und globaler Geschichte.

Skizzieren wir diese beiden Lebensgeschichten in gebotener Kürze. Simche Schwarz, 1900 in Rumänien, in einem moldawischen Flecken in der Nähe von Iasi, als ältestes Kind einer verarmten Familie geboren, wuchs im traditionellen jüdischen Umfeld mit dem Reichtum aus biblischen Bildern und mystischen Empfindungen auf. In seinen Jugendjahren debütierte er mit Gedichten, hatte aber als ältester Sohn und Halbweise seine Familie durchzubringen, bevor er seine künstlerischen Neigungen entfalten konnte. Vorbilder, Mitstreiter und Freunde fand er in Czernowitz und in Bukarest, im Kreis säkularer Schriftsteller wie Itzik Manger und Eliezer Steinberg. 1920 gründete er seine eigene Gruppe, das satirische Theater Camaleon, und begann, plastische Arbeiten zu schaffen. Bukarest war damals in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht eine aufblühende Stadt – Rumänien noch kein verstörtes Land, so wie wir es während und nach dem Fall der zuerst faschistischen und dann kommunistischen Diktatur kennen. Nach dem Ersten Weltkrieg setzte die gesellschaftliche Ausgrenzung der rund 200.000 dort lebenden Juden ein. Schwarz, der sich selbst als Künstler verstand, dem die Plastik am Herzen lag, ging nach Paris, von wo er nach dem Fall Frankreichs 1940 in den Süden und schließlich in die Schweiz flüchtete.

Ruth Hepner, seine um etliche Jahre jüngere Frau, kam aus Leipzig. Sie wurde als zweites von vier Kindern im Oktober 1923 in eine orthodoxe Familie geboren, die den modernen deutschen Ritus praktizierte, war dem Klavierspiel und dem Sport zugetan und wuchs in behüteter Atmosphäre auf. Die Familie flüchtete nach Paris, dann ebenfalls nach Südfrankreich, wurde auseinandergerissen, und so gelangte das damals knapp 16-jährige Mädchen mittels einer klandestinen Hilfskette in die Schweiz. Die Erfahrungen der Vertreibung und Flucht waren ein Schock: überstürzte Abreisen, Unterbringung in billigen Stundenhotels, Erniedrigungen und Körpervisitationen, Untertauchen in Verstecken, Trennung von der Familie. Sie galt als ‚poupette‘, als ‚Puppe‘ bzw. ‚Püppchen‘, in diesem Zusammenhang also als sexuell begehrte, ausbeutbare junge Frau. All das wäre wenigstens teilweise aufgefangen

36 Zum deutschsprachigen Heimatbegriff im Kontext des jüdischen Exils vgl. Elisa Frank / Jacques Picard: Heimat Niemandsland? Kurt Hirschfeld zwischen Zürcher Exil und Domizil nach 1945. In: Raphael Gross / Daniel Wildmann (Hrsg.): *Weltbühne Zürich. Kurt Hirschfeld und das deutschsprachige Theater im Schweizer Exil*. Tübingen: Mohr Siebeck 2022, S. 37–68.



Abb. 2: Simche Schwarz und Ruth Schwarz-Hepner 1951 in Tel Aviv, mit einigen der von Simche Schwarz und Marc Chagall geschaffenen Puppen. (Dem aus Überlebenden bestehenden Ensemble Hakl Bakl gehörten vier Personen an.)

gewesen durch Gelegenheiten, da und dort Klavier spielen zu dürfen, wie sie sich später erinnerte. Dass sie den zwanzig Jahre älteren ‚Bohemien‘, wie Simche Schwarz beschimpft wurde, heiratete und in seine Theaterwelt eintrat, erschien damals als skandalös.

Die Theatergruppe Navenad formierte sich im Verlaufe des Jahres 1943. Der Name der Gruppe war Programm: Im Jiddischen bedeutete er ‚unterwegs‘, sozusagen ‚on the road‘; im Hebräischen ist er ein Wortspiel im Sinne ‚verlorener Heimat‘. Geboten wurde unterhaltsam-witziges, aber durchaus hohes Kleintheater aus Grotesken, Balladen, Erzählungen und bitter-komischen Humoresken, in denen Verlangen und Enttäuschungen, Hoffnungen und Wirren von Menschen thematisiert wurden – eine künstlerische Gegenmanifestation zu Krieg und Brutalität in einer Zeit des Bösen. Im befreiten Paris wurde aus Navenad ein neues Theater: Hakl Bakl, das jiddische Wort für

‚Mischmasch‘ im Schweizer Dialekt, oder ‚pêle-mêle‘ auf Französisch, eben ein Wust aus Versprengten und Überlebenden. Puppentheater spielte man, um mit leichtem Gepäck zu reisen und so den bescheidenen Broterwerb sicherzustellen. Dass der Puppen- und Bühnenmaler Marc Chagall war, verdankt sich einer langen Freundschaft. (Abb. 2)

1952 schifften sich Simche und Ruth Schwarz nach Argentinien ein. Es bedeutete den Abschied von einer unheimlich gewordenen Heimat, Europa, die sich nicht für jüdische Kunst interessierte. Schwarz erlangte in Buenos Aires Erfolg als Plastiker – dank privater Käufer und öffentlicher Aufträge. Hier sind im Medium der Kunst, in der Plastik, die Buchstaben des hebräischen *Aleph Bet* entstanden (vgl. Abb. 1), die Ruth und Simche als Zeichen und Manifest eines erinnerten Vertrauens deuteten. Simche Schwarz schuf eine Reihe solcher Reliefs, die jeweils einem hebräischen Buchstaben und seinen reichen Auslegungen in der jüdischen Tradition gewidmet waren. Der Künstler starb 1974 in Buenos Aires.

Ruth Schwarz-Hepner fand in Buenos Aires wiederum die Möglichkeit, sich die ihr auf der langen Flucht vorenthaltene Bildung anzueignen. Sie studierte Psychologie, erlangte Erfolge mit alternativen Jugendprojekten und arbeitete als Psychotherapeutin mit Opfern von Verfolgung und politischer Gewalt. Sie wirkte als Beraterin von Raoul Alfonsín bei dessen Wahlkampagne zum argentinischen Präsidenten, setzte sich für die Anerkennung von Opfern der Junta-Diktatur ein und trug damit zur Wiederherstellung der Demokratie in Argentinien bei.

Ruth und Simche Schwarz wiesen immer darauf hin, dass sie nicht länger ‚Opfer‘ waren und auch nicht auf diese Rolle festgelegt werden wollten. Nunmehr waren sie ‚Überlebende‘ – Überlebende, die ihre eigene lebensbejahende Wirklichkeit hervorbringen wollten und dies durch eigenen Willen auch vermochten, wenn sie politisch und gesellschaftlich die Voraussetzungen dafür vorfanden. Als gestaltende Subjekte rangen beide jedenfalls um Autonomie und Anerkennung in einer wieder freundlicheren Lebenswelt. Der psychologisch und gesellschaftspolitisch begriffene Zusammenhang zwischen Erinnerung und Demütigung einerseits und zwischen Erinnerung und Wiedergewinn von Lebenshoffnung andererseits wurde von Ruth Schwarz-Hepner in zwei Büchern vorgetragen, die bislang nicht in deutscher Übersetzung verfügbar sind. Ihre Arbeiten und ihre intensive Auseinandersetzung mit den Prozessen der Kreativität beschreiben das menschliche Erinnern unter zwei nicht kompatiblen, fundamental verschiedenen, aber wechselseitig wirkenden politischen Mechanismen – jenem der

Vergötzung von Macht und jenem der Anerkennung menschlicher Mühen in der Freiheit.³⁷

Für Ruth Schwarz-Hepner blieb in der Rückschau das nach einem Gedicht von Abraham Ljessin dramatisierte szenische Bild *Der Trojmer* das Herzstück von Navenad und Hakl Bakl. Ihr erschien es als Sinnbild der selbst durchlebten Zeitfelder.³⁸ *Der Trojmer* ist die Geschichte eines armen Händlers, der bei allen alltäglichen Sorgen sich dem Studium von *Tora un Gemore*, von biblischer Offenbarung und gelehrter Tradition, zuwendet, um sich seiner geistigen Vervollkommnung zu befleißigen. Wenn der Psalmen und Mischna-Spruchweisheiten rezitierende Kleinhändler aus seiner feierlichen Versunkenheit herausgerissen wird, um einem weniger feierlich gestimmten Kunden einen Fisch zu verkaufen, ist das mehr als nur Situationskomik oder Ausdruck einer Sehnsucht. Der Träumer lebt nicht nur in einer sozialen und politisch unwirtschaftlichen Zeit ohne festen Boden, sondern er wandelt gleichzeitig in spirituellen Wirklichkeiten, die sich als bodenlos erweisen können. Die Träumer-Szene verknüpfte Navenad mit einer Geschichte aus der Überlieferung des Rabbi Akiba ben Josef, was Ruth Schwarz-Hepner später auch an die Schicksale von Angehörigen ihrer eigenen Familie erinnerte.³⁹ Gemeint ist hier die vom Seder-Abend her bekannte Stelle im Traktat *Chagiga* des Babylonischen Talmuds: Die vier Schüler des Akiba gehen aus dem Studium der esoterischen Lehre mit unterschiedlichen Erfolgen und Konsequenzen hervor. Simeon ben Azai verliert sein Leben, Simeon ben Zoma den Verstand, Elisa ben Abuja „riss Pflanzen aus“, d. h., er wurde unter gnostischen Einflüssen

37 Vgl. Ruth Schwarz: *Idolatría del poder o reconocimiento. Dos modos de vivir y relacionarse*. Buenos Aires: Grupo Editor Latinoamerica 1989, 2. Aufl. 1996; dies.: *En Defensa de la persona adulta. Esperanza y desesperanza en la vida de hoy*. Buenos Aires: Grupo Editor Latinoamerica 1994, bes. S. 233–248. Die Publikationen knüpfen an Arbeiten von Erich Fromm und Eliane Amado Lévy-Valensi an, die in Mexiko publiziert wurden, darüber hinaus an Melanie Klein, Erik H. Erikson und weitere um die Mitte des 20. Jahrhunderts erschienene Werke der Psychotherapie und Anthropologie.

38 Vgl. Abraham Ljessin (1827–1938), ein revolutionär-religiöser Sozialist, der gegenüber der jüdischen Linken jedes assimilatorische Konzept entschieden ablehnte, aber eine Beteiligung am Kampf für eine gerechte Zukunft befürwortete, schuf in seiner Lyrik leidenschaftlich sprechende Bilder, in denen Ideale der Gerechtigkeit mit alltäglichen Erfahrungen von Unrecht kontrastieren. Zuerst in Minsk lebend, floh er 1897 aus Russland und emigrierte nach New York, wo er zunächst für den *Forverts* arbeitete und ab 1923 bis zu seinem Tod *Di Zukunft* – die damals einflussreiche Monatsschrift für jiddische Literatur – herausgab. Vgl. Solomon Liptzin: *A History of Yiddish Literature*. New York: David 1985, S. 97–102.

39 Vgl. Museum of Jewish Heritage, New York, Archives, U-77, Testimony Ruth Schwarz, 1993.

hätetisch, und nur Rabbi Akiba „geht in Frieden hinein und kommt im Frieden heraus“⁴⁰.

So verschieden kann also ein Zeitfeld die biographischen Subjekte prägen. Träumerische Ausflüge in das Paradies können mit den quälenden Abgründen der eigenen Seelenlage einhergehen. Für Ruth Schwarz-Hepner war diese Stelle und das Bild des Träumers ein Schlüssel für die innere Verarbeitung eines Schicksals, an dem viele ihrer verfolgten und vertriebenen Zeitgenossen und Zeitgenossen für den Rest ihres Lebens litten.⁴¹ Der Verlust an Wirklichkeit, wie sie es wahrnahm, erscheint in ihrem Lebensweg als zeichenhaftes wie reales Momentum einer verdunkelten Epoche, gegen das sie – wie ihr Ehemann – höchst kreativ mit den Mitteln ankämpfte, die ihr, wenn oft auch beengt, zur Verfügung standen.

40 Talmud Babli, Chagiga 14 b; zit. n. der Talmudausgabe von Adin Steinsaltz: <https://steinsaltz.org/daf/hagiga14/> (Zugriff am 05.09.2022; Übers. J.P.). Diese berühmte Überlieferung, in deren Kern die ekstatische Wasservision als Crux der Interpretation erscheint, ist in philosophischen und rabbinischen Deutungen unterschiedlich verstanden worden – sei es als späte Rationalisierung starker gnostischer Einflüsse in der Tossefta, also im Judentum zur Zeit des Zweiten Tempels, oder sei es als autoritative und pädagogische Warnung vor den Gefahren einer mystischen Erfahrung. „Wenn ihr an den Ort der glänzenden Marmorsteine kommt, so spricht nicht: Wasser, Wasser! Denn es steht geschrieben: wer Lügen redet, soll vor meinem Angesicht nicht bestehen“ (ebd.). Scholem erachtet den ersten Satz – die Wasservision – als von „schlagender Authentizität“ und weist darauf hin, dass in der Version der Tossefta der zweite Satz fehlt, d. h. als eine nachträgliche Zufügung durch den Talmud gelten muss (Gershom Scholem: *Die jüdische Mystik in ihren Hauptströmungen*. Zürich: Rhein 1957, S. 234). Für die rabbinische Deutung vgl. Adin Steinsaltz: *The Essential Talmud*. New York: Basic Books 1976, S. 215, sowie die einschlägige Kommentierung zu Chagiga 14 b in der von Adin Steinsaltz edierten Talmud-Ausgabe. Nach Steinsaltz war die „Gruppe nicht vorbereitet, in den profunden mystischen Erfahrungen vor den damit verbundenen Gefahren zu bestehen“ (Übers. J.P.). Im Weiteren vgl. auch Louis Jacobs: *Jewish Mystical Testimonies*. New York: Schocken Books 1977, S. 21; André Neher: *Voyage mystique des quattres*. In: *Revue de l'histoire des religions* 140,1 (1951), S. 59–82.

41 Gespräch des Verf. mit Ruth Schwarz-Hepner, Paris, 18.06.2000. Vgl. Picard: *Gebrochene Zeit*, S. 143–218. In der eigenen Familie waren die Folgen der Verfolgung selbst anschaulich und schmerzlich spürbar, wenn nach 1945 einer von Ruths Brüdern seine Karriere als Physiker und seine Scheidung als tiefe Krise erlebte und ein anderer nach dem Ableben seiner Frau das Maß für die Wirklichkeit und dann auch sein Vermögen verlor. Die Schwester, Ruth Schwarz, sollte sich später in Buenos Aires diesem Thema, dem Verlust an Wirklichkeit und den möglichen Gründen dafür, beruflich eingehend widmen.

Christina Pareigis

Shamanistic Voyages

Rückblick auf die Entstehung einer intellektuellen Biographie

Eine Tote erzählt. Zum Verhältnis von Literatur und Leben in den Schriften von Susan Taubes

Nach Amerika und zurück im Sarg – so lautet der Titel einer kürzlich neu aufgelegten deutschen Übersetzung von Susan Taubes' Roman *Divorcing*.¹ Das Original erschien 1969 bei Random House in New York – und zwar wenige Monate, bevor Taubes sich im selben Jahr das Leben nahm. Erzählt wird die Lebensgeschichte der Intellektuellen Sophie Blind, geborene Landsmann, dies aus der Perspektive einer Toten. Protagonistin und Romangeschehen weisen zahlreiche Ähnlichkeiten mit der Autorin und ihrer Lebensgeschichte auf. Im letzten der drei großen Kapitel werden Sophies Erinnerungen an eine Kindheit im Budapest der 1930er Jahre und die Emigration nach Amerika kurz vor Beginn des Zweiten Weltkrieges entfaltet. Gleich am Anfang erfährt man dafür von ihrem Unfalltod, wohnt kurz darauf ihrer Beerdigung bei und hört schließlich an ihrem Totenbett einem Gespräch zwischen dem hinterbliebenen Ehemann – der Gelehrte und Rabbiner Ezra Blind – und seinen Schülern zu. Mit dem Wechsel der mal fantastisch, mal grotesk inszenierten Schauplätze ereignet sich eine Reihe von Verwandlungen: Eine Hochzeit wird zum Totenbegräbnis, ein wissenschaftlicher Kongress mündet in eine Gerichtsverhandlung. Dazu kommt ein kaleidoskopartiges Übereinanderblenden der unterschiedlichen Orte, an denen Sophie sich aufgehalten hat – Paris, New York, Jerusalem und Budapest – und ein fortwährendes Ineinandergleiten

1 Vgl. Susan Taubes: *Nach Amerika und zurück im Sarg*, aus d. Engl. v. Nadine Miller. Berlin: Matthes & Seitz 2021.

erzählter Zeiten, dies abwechselnd aus der Perspektive einer Toten und einer Lebenden, die denkt, sie sei tot.

Ursprünglich wollte Taubes ihr Buch „To America and Back in a Coffin“ nennen. Bei Random House hielt man diese Formulierung jedoch für zu sperrig und morbide; so musste sich Taubes mit *Divorcing* abfinden,² ein Wort, das in erster Linie ‚Ehescheidung‘ bedeutet und damit die Neugierde der Leser:innen auf ein Detail im Privatleben der Autorin lenkte, nämlich ihre Ehe mit dem Religionsphilosophen Jacob Taubes. Verstärkt wurde dieser Effekt 26 Jahre später, als die erste deutsche Übersetzung unter dem noch irreführenderen Titel *Scheiden tut weh*³ in den Feuilletons zwar große Beachtung fand, dies aber nahezu durchgehend unter der vollständigen Identifizierung von Romanhandlung und Protagonistin mit der Autorin und ihrer Lebensgeschichte. Der Klappentext bezeichnet das Buch als „autobiografische[n] Roman“ und „Susan Taubes’ Testament“. Damit begegnet er einer geläufigen Erwartung an die Autobiographie, nämlich als Vermächtnis ihrer Autorin. Dieser Vorstellung entspricht *Divorcing* aber gerade nicht. Denn hier geht ja das Ableben der Autorin dem Roman voraus. Hinzu kommt: Die Autorin Susan Taubes war sich der Unzuverlässigkeit von Erinnerung sehr bewusst.

Im Exposé, mit dem sie sich 1966 um ein Stipendium am Radcliffe Institute for Independent Study bewarb, erläutert Taubes die Quellen für ihr autobiographisch inspiriertes Schreibprojekt. Es waren tradierte Familiengeschichten, Interviews mit Verwandten und ihre persönlichen Erinnerungen an die eigene Kindheit, die 1928 in Budapest begann. Taubes schreibt:

The stories told by different members of the family as well as the narrator’s own childhood memories, are like variants of myth whose true original cannot be reconstructed, which exists only in its variants (some, distortions; some, fragmentary flashes) creating a mood of suspension where a tone of gravity and humor can alternate.⁴

Die Geschichten bilden ein Panorama an Entstellungen und bruchstückhaften Blitzen, in denen die gelebten Leben in einem immer anderen Licht

2 Diese Information verdanke ich Tanaquil Taubes, der Tochter von Susan Taubes.

3 Vgl. Susan Taubes: *Scheiden tut weh*, aus d. Engl. v. Nadine Miller. Berlin: Matthes & Seitz 1995.

4 Susan Taubes: Notes on Work in Progress, [Februar] 1966. Schlesinger Library / Radcliffe Institute for Advanced Study, Harvard University, Alumnae/Bunting Institute File Susan Taubes, o. Sig.

aufscheinen. Dies gilt auch für die eigenen Erinnerungen. Taubes beschreibt das Verfahren ihrer Beschwörung zunächst anhand dessen, was es nicht ist: „My past, unlike Proust’s is not neatly conjured by the fragrance of a cookie dipped in a cup of tea“⁵. Keine zufällige Sinneserfahrung wie die in Tee getunkte Madeleine in Prousts *A la recherche du temps perdu* beschwört das Kind in Budapest. Taubes’ eigene Art, sich Zugang zu einer anderen Zeit an einem anderen Ort zu verschaffen, beschreibt sie als „shamanistic voyages to my Budapest childhood“⁶. Gemeint ist eine Praxis des Hinübergleitens in andere Welten, angetrieben durch intensive Introspektion und Vorstellungskraft. Genauer begründet sie den Unterschied ihrer „schamanischen Reisen“ zu Prousts *mémoire involontaire* in privaten Aufzeichnungen:

Proust’s way. Read about P before launching on *A la recherche*. Didn’t believe village came out of teacup. No, it was all too literary. As literature, character study it was fine. But perhaps if one had that sort of world as a child it will emerge from a teacup. I never knew a world except in books, therefore Proust’s *Vevay* strikes me as a literary reconstruction. When I think of a world I do think of what is described or assumed in continental literature and present in layout of old European towns. Americans seem to manage without this; they don’t feel lack of anything and the few great writers have managed to invent an American world.

Born in Europe and leaving before I was formed – before I could claim either assess how much or little world was left; I am somewhat acutely aware of the lack of a world, I suffer it as some malnutrition or nervous disease.⁷

In der *recherche* richtet sich die Suche auf eine verlorene Zeit. Diese wird erst im unwillkürlichen Akt wiedergefunden und dann mit einer bewussten Erinnerungsarbeit rekonstruiert. Auch bei Taubes geht es um Verlust – aber im Wissen darum, dass das Verlorene zwar da ist, jedoch zurückgeblieben an den unterschiedlichen Orten, die sie im Laufe ihres Lebens verlassen hat. Ihre Suche richtet sich nicht auf das Wiederfinden, sondern auf eine Annäherung an diese Orte allein im Schreiben. Außerhalb des Geschriebenen gibt es für Taubes kein einstiges Leben zu entdecken. In der Literatur treten Geschehenes und Erlebtes über die Zeiten hinweg in Kontakt. Dabei stehen die solcherart

5 Ebd., Januar 1966.

6 Ebd.

7 Susan Taubes: *Stuff Related to Novel – Early Drafts*. Materialien zu *Divorcing*, ca. 1960. Leibniz-Zentrum für Literatur- und Kulturforschung Berlin (im Folgenden ZfL), Susan Taubes Archiv, 151.

zugänglich gemachten Welten im Dialog mit anderen literarischen Welten. Gemeint ist damit allerdings die europäische Literatur, nicht die amerikanische, denn diese, so Taubes, weiß in der Regel nichts von schmerzhaftem Verlust. Das Ausmaß des eigenen, persönlichen Verlustes wird die Autorin nicht mehr feststellen können, denn der radikale Einschnitt des Ortswechsels setzte im Moment ein, als die Heranwachsende gerade erst dabei war, die Welt, in der sie lebte, zu entdecken. Die anhaltenden Auswirkungen der einst erlittenen Trennung aber gaben Taubes den Impuls zum Schreiben.

Die schamanischen Reisen hinein in die ersten Jahre in Budapest führten zuerst zu den Erlebnissen der Tochter ungewöhnlicher Eltern, die ein exzentrisches, großbürgerliches, wenn auch als Ehepaar unglückliches Leben führten, und schließlich zur Emigration 1939, allein mit dem Vater nach Amerika. Das Erlebte scheint als ‚Fragmente‘ und ‚Blitzlichter‘ in Erinnerungsnotizen sowie in literarischen Manuskripten auf. Dabei verschwimmen fortwährend autobiographisches Zeugnis und literarische Schrift: Dort, wo die Autorin ihre persönlichen Erlebnisse notierte, wurden diese sogleich in die Welt der Literatur transformiert. Dies geschah manchmal nur durch die Chiffrierung von Namen oder eine Verschiebung der Erzählperspektive von der ersten Person in die dritte. Immer wieder richtet sich der Blick über all die Jahre hinweg zunächst auf das Mädchen, dessen Geschichte erzählt wird. Auf dem Weg zur Schule beim Kastaniensammeln, in einem Eisenbahnwaggon, auf einem Schiff und in den Klassenzimmern unterschiedlicher Länder.

Was sehen die Leser:innen beim Blick auf die Koordinaten von Taubes' Lebensweg? Als die Elfjährige im April 1939 erstmals US-amerikanischen Boden betrat, lag hinter ihr eine Kindheit im großbürgerlichen Budapest, als Enkelin eines angesehenen Rabbiners und Tochter eines erfolgreichen orthodoxen Psychoanalytikers. Vor ihr lag ein bewegtes Leben zwischen vielzähligen Orten; nur an wenigen sollte sie sich fortan länger als ein Jahr aufhalten. Da waren unmittelbar nach der Ankunft in den Staaten die Monate bei Verwandten in Pittsburgh, dann die Schulzeit in Rochester. Es folgten die erste Reise nach Europa kurz nach Ende des Zweiten Weltkrieges, die Studienjahre der jungen Philosophin am Bryn Mawr College, an der Universität Genf, der Hebräischen Universität Jerusalem und der Sorbonne, das Doktorat in Religionsphilosophie am Radcliffe College / Harvard. Zuletzt ein Leben als Schriftstellerin mit wechselnden Wohnsitzen in Paris und New York. Dazu immer wieder ausgedehnte Reisen: nach England, Italien, Frankreich und Spanien, in die Schweiz und durch Südosteuropa, in die Karibik und nach Mexiko.

Im September 1969 brach Taubes zu einer letzten großen Reise auf, das war zwei Monate vor ihrem Freitod am 6. November 1969 auf Long Island. Das Ziel war Budapest: Fluchtpunkt für eine immer gegenwärtige Erinnerung an die Welt des eigenen Aufwachsens und Ausgangspunkt für eine lebensgeschichtliche Aneinanderreihung von Erfahrungen der Trennung und des Verlustes. Die Stationen dieser Erinnerungsreise dokumentiert das „Budapest Journal“, ein Tagebuch, das Taubes unterwegs führte. Im Eintrag vom 6. September schildert sie die Wiederbegegnung mit dem Haus in der Pasaréti út 35, einer Straße im Villenviertel des nördlichen Buda, wo Taubes bis zum zwölften Lebensjahr den größten Teil ihrer Kindheit verbracht hatte:

I remembered I walked up there home from school, and the bushes at the side leading to the garden in the back; now I remembered the green shutters; my dog wasn't on the flat stone balustrade, and I couldn't run up the steps to my home. The house more beautiful now that it had aged, grown rank. Kept trying to reason against sudden outrage and bitterness: But your father sold the house, they didn't take it from you. He sold the house. In vain, when the heart cried out against a pain deeper than political injustice, against time and change itself; intolerable that I should stand here as another, denied access to the house; intolerable to stand here after thirty years of disembodied rootless wandering. Intolerable this other person I was for [/] became through thirty years, was now and would continue to be, intolerable to be the person who ceased to live in this house.

[...] The house seen twenty years ago with strange, numb detachment, a frozen memory now thaws suddenly into live, raging, devouring monster of time.⁸

Die Wiederbegegnung mit dem Ort der Kindheit löst unvermittelt eine überwältigende Erinnerung aus, von der Taubes angenommen hatte, sie sei lange schon abgelebt. Das Wiedererkennen der zugewachsenen Veranda, der gealterten Hausfassade setzt einen Prozess in Gang, in dem historische Geschehnisse und persönlich Erlebtes, jahrzehntelang als voneinander Abgetrenntes im Gedächtnis ‚eingefroren‘, mit einer unerwarteten Plötzlichkeit in die Gegenwart dieses Septembertages im Jahr 1969 gelangen: das Schulmädchen, das von einem Tag auf den anderen nicht länger die Stufen zum Eingang dieses Hauses hinaufrannte, die junge Studentin aus Amerika auf dem Weg nach Genf, die zwei Jahre nach Ende des Krieges mit versteinerten Distanz auf die Trümmer jener Landschaft blickte, die sie acht Jahre zuvor auf der Flucht vor

8 Susan Taubes: Budapest Journal, 10.09.1969. ZfL, Susan Taubes Archiv, 103.

den Nationalsozialisten verlassen musste – jetzt die erwachsene Frau, welcher der Zutritt in das Haus ihrer Kindheit verweigert wird.

Wogegen protestiert jetzt das Herz? Gegen eine Gedächtnisstrategie, die für Taubes im Laufe von Jahrzehnten zur Überlebensstrategie wurde. Gegen das kontinuierliche Vergehen von Zeit setzte sie lange die Vorstellung, dass Verlorenes und Unwiederbringliches an unterschiedlichen Orten und Zeiten weiterhin, wenn auch unabhängig voneinander, existieren. Jeder neue Verlust und jede weitere Trennung werden von einer immer anderen Person erfahren. Die Unmöglichkeit, für die Länge eines einzigen Lebens ein und dieselbe zu bleiben, war ein Gedanke, den sie schon als Kind erahnte. Im Rückblick gewann er mehr und mehr an Bedeutung. Als Taubes mit Ende zwanzig die Philosophie aufgab, um sich von nun an dem Theater und dem literarischen Schreiben zu widmen, begann sie, den Gedanken zu einem autobiographischen Erinnerungskonzept auszubauen.

Wesentlich für Taubes' Erinnerungskonzept ist eine Infragestellung der allgemeinen Annahme eines unverbrüchlichen, identitätsstiftenden Kerns im Innern eines jeden Menschen; allerdings nicht ohne zumindest die Spur einer lebensgeschichtlichen Kontinuität. Leben als ein Kontinuum von Diskontinuitäten: abrupte wie radikale Veränderungen von Aufenthalten und persönlichen Beziehungen anstelle einer ruhig und bruchlos voranschreitenden Entwicklung von Persönlichkeit. Jede Erschütterung sicher geglaubter Verhältnisse bewirkt eine immer neue Verwandlung – schließlich eine Abfolge von Orientierungslosigkeit, Verunsicherung und mitunter einem Gefühl von Betäubung. Was zwischen der Erwachsenen und dem fremd gewordenen Kind Beziehung stiftet, ist damit eine Zeit, die nicht einfach vergeht, sondern deren Dimensionen über verschiedene, scheinbar unzusammenhängende Orte aufgefächert sind. In einem Tagebuch, 1956 auf einer Reise durch Frankreich und Italien entstanden, liest man inmitten von Überlegungen zu Architektur, Religion und Kunst und im Anschluss an eine Schilderung, wie der Anblick einer Schlachtereiauslage bei ihr Bilder aus den Vernichtungslagern evoziert:

The topography of the soul is discontinuous full of gaps, chasms, uncommunicating summits + valleys a broken landscape with no passageways between the summits of beatitude and the precipices of horror, no bridges between its summers + winters; a turn up landscape that cannot be gauged to a single compass, cannot be mapped on one graph. Hell + Heaven + are deep + high in their own separate orbits. Hell's deep is not in contrast (relation) to heaven's high one in any space, on one

plan, by the same unit measure. They are on different planes and between the different planes there is no traffic except the spirit the incomprehensible wind, nor communication, connection, intercourse.⁹

Die Seele ist nach tradierten Auffassungen eine im menschlichen Körper lokalisierte Instanz, die Einheit und Kontinuität eines Individuums garantiert. Für Taubes indes ist das eigene Ich immer schon eine veränderliche Vielgestalt; diese ist nicht an die Grenzen einer einzigen, fest umrissenen Physis gebunden. Vielmehr erscheint die Seele als ein Gelände: Dessen Höhen, Tiefen und Weiten können weder räumlich vermessen werden noch durch die Zeiten hindurch einander berühren – kein Austausch, keine Verbindung, kein Verkehr zwischen ihnen. Was aber begründet dann diese umgestülpte Topographie von Bergen und Klüften, Glückseligkeit und abgründigem Schrecken? In welcher Beziehung stehen die Winter und Sommer, die unterschiedlichen Ausdehnungen von Hölle und Himmel? Und von welcher Natur ist der unergründliche Hauch, der sich zwischen ihnen bewegt? ‚Spirit‘ ist der bewegte Hauch als Voraussetzung für das Leben. Taubes’ hinterlassene Schriften zeugen vom Versuch der Übersetzung einer solchen von Erschütterungen angetriebenen Bewegung des Lebens in ein Schreiben – als theoretische Reflexion über Situationen von Entfremdung und Ortlosigkeit, als poetische Sprache, die selbst die Spuren von Schock und Zerstreuung trägt.

Hinterlassenschaften verwandeln sich in Zeugnisse.

Zum biographischen Verfahren

Was bedeutet es nun für die Darstellung eines Lebens und Schreibens, das sich auf derart extensive Weise zwischen Geographien und Sprachen, den unterschiedlichsten Verortungen als Künstlerin und Philosophin bewegt? Es ist der Versuch, die ins Schreiben übersetzten Bewegungen in Teilen zu entziffern. Und dann der Versuch, entlang des Entzifferten diese Orte aufzusuchen, an denen das Kind, die junge Philosophin und die Schriftstellerin ihr je eigenes Leben in ihrer je eigenen Zeit lebten. Den Weg dafür weisen die Hinterlassenschaften von Taubes selbst. Neben ihren Tagebüchern und Briefen, Entwürfen und Manuskripten gehört dazu auch ihr einziger zu Lebzeiten erschiener Roman, Taubes’ letztes großes literarisches Projekt.

9 Susan Taubes: Sterling Notebook. Tagebuch 1956–1958, [Juli] 1956. ZfL, Susan Taubes Archiv, 97 (Herv. i. Orig.).

Die Entscheidung, in *Divorcing* eine Tote sprechen zu lassen, impliziert einen wichtigen Hinweis auf die Quellen für eine Biographie über die Autorin: Dort, wo ein Leben zu Ende geht, bleiben Hinterlassenschaften zurück – oft ungeordnet und unvollständig, mitunter verborgen und vergessen. Sie sind es, die Auskunft über ein Leben geben können.¹⁰

In einer Passage soll Sophie Blind, deren Körper gerade auf einem Seziertisch in Einzelteile zerlegt wird, vor einem Gericht alter Herren Zeugnis von sich ablegen. Daraufhin verweist sie zunächst auf die amtlichen Dokumente über ihren juristischen Status und ihren körperlichen Zustand wie Pässe, Einbürgerungsurkunden und Röntgenbilder. Dann aber erinnert sie an vergessene Veröffentlichungen und Aufzeichnungen, die in einem verlorenen Koffer zu suchen seien:

[F]ast hätte ich meine Veröffentlichungen vergessen, die Seminararbeiten, Dissertation usw., in der Kartei. Lassen Sie Ihren Sekretär nach dem Koffer suchen, in dem sich all meine Aufzeichnungen befinden und der – bei wem? – hinterlegt ist ... Sie können von mir nicht erwarten, dass ich mich an alles erinnere. Ich muss wiederholen, ich habe nichts Persönliches anzugeben, alles über mich ist öffentlich, es liegt Ihnen vor.¹¹

Das Private öffentlich, das Veröffentlichte versteckt. Damit gibt Sophie einen Hinweis auf die Quellen, die ihr Leben bezeugen. Auf die unzuverlässigen Erinnerungen eines dermaßen zerteilten Ichs kann sich niemand berufen, genauso wenig wie auf das, was die Herren über die Tote zu wissen meinen. Stattdessen gilt es, jene hinterlassenen Schriften aufzusuchen. An diese richtet auch die Biographin ihre Fragen nach einem Leben und Schreiben, in dem beides unauflöslich miteinander verknüpft ist: die Erfahrungen des Verlusts und der Abwesenheit eines Grundgefühls, Akteurin der eigenen Lebensgeschichte zu sein.

10 Vgl. Sigrid Weigel: Susan Taubes und Hannah Arendt. Zwei jüdische Intellektuelle zwischen Literatur und Philosophie, zwischen Europa und USA. In: Ariane Huml / Monika Rappenecker (Hrsg.): *Jüdische Intellektuelle im 20. Jahrhundert. Literatur- und kulturgeschichtliche Studien*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2003, S. 133–149, hier S. 133–138; dies.: Hinterlassenschaften, Archiv, Biographie. Am Beispiel von Susan Taubes. In: Bernhard Fetz / Hannes Schweiger (Hrsg.): *Spiegel und Maske. Konstruktionen biographischer Wahrheit*. Wien: Zsolnay 2006, S. 33–48, hier S. 38–39.

11 Taubes: *Nach Amerika*, S. 112–113.

Welche Arbeitsschritte und Methoden braucht es dafür? Und welche Herausforderungen und Verantwortlichkeiten gehen damit einher? Diese Fragen standen ganz am Anfang der Arbeit an meiner 2020 erschienenen Biographie über Susan Taubes,¹² nämlich als es zunächst darum ging, Taubes' Hinterlassenschaften zu sichten, zu sondieren und darin die vermuteten Spuren eines Werks und Lebens zu finden, das archiviert und in einem weiteren Schritt einem Publikum bekannt gemacht werden sollte. Und dann, als bald klar war, dass es sich um den Nachlass einer außerordentlichen Autorin handelt, stellten sich diese Fragen weiterhin, um die Voraussetzungen für die editorische und biographische Arbeit herzustellen und zu wahren.

Die archivarisches Arbeit begann mit einem doppelten Transfer: einmal die Überführung der Hinterlassenschaften vom Privatraum in die Institution Archiv und dann aus der archivarisches Ordnung in die neue An-Ordnung der Materialien, die sie als Zeugnisse entzifferbar macht. Taubes' Nachlass birgt Briefe und Tagebücher, Manuskripte und amtliche Dokumente aus vier Jahrzehnten – den 1930er, 1940er, 1950er und 1960er Jahren – in mindestens vier verschiedenen Sprachen, darunter Ungarisch, Englisch, Deutsch und Hebräisch. Sie zeugen von ungeheuer komplexen und lebendigen dialogischen Beziehungen mit persönlichen und kollektiven Erfahrungen, zwischen Zeitgenossen und Texten, mit historischen Ereignissen und Konflikten. Diese große Anzahl vielfach unveröffentlichter privater, wissenschaftlicher und literarischer Schriften haben Taubes überlebt und machen ein Leben und ein Schreiben sichtbar, das von Erfahrungen des Verlustes und von Ortlosigkeit geprägt war.

Zunächst führten Taubes' Hinterlassenschaften jahrzehntelang ein unentdecktes Nachleben in den Privaträumen ihrer Kinder in New York – bis Sigrid Weigel ihnen auf die Spur kam, dies zunächst über Hinweise bei der Lektüre von *Divorcing* und dann über etliche weitere Recherchen. Zwischen der Übergabe der Materialien und deren Inventarisierung, Erforschung und Edition lagen viele Jahre. Die Vorgeschichte des Susan Taubes-Archivs, angefangen mit der ersten Kontaktaufnahme mit Taubes' Kindern bis hin zur Überführung von New York nach Berlin, ist im Vorwort für den ersten Editionsband der *Schriften von Susan Taubes* ausführlich beschrieben worden. Eine Passage daraus beschreibt den Ausgangspunkt für Transfer und Verzeichnung:

12 Vgl. Christina Pareigis: *Susan Taubes. Eine intellektuelle Biographie*. Göttingen: Wallstein 2020.

In einem jener typischen New Yorker Apartments eines Altbaus der Lower East Side bot sich uns zum verabredeten Zeitpunkt der Übergabe eine filmreife Szene dar: auf einem kleinen Esstisch zwei Koffer mit offen stehendem Deckel, in denen sich die unterschiedlichsten Papiere befanden – Pässe aus verschiedenen Lebensphasen, aus Ungarn und den USA mit Visen für Israel, Frankreich und andere Orte; Briefe, Tagebuchblätter und weitere Aufzeichnungen; – darunter, unter dem Tisch, Kartons, gefüllt mit Heftern und Briefumschlägen voller Manuskripte und Korrespondenzen; außen auf dem Karton die Aufschrift „Mom’s Docs + Papers“. [...] Der Schauplatz der Übergabe ist ein Moment der Schwelle – nicht mehr intime Erinnerung, noch nicht Ordnung des Archivs. In der Szene der New Yorker Übergabe sah das so aus: Jeder der Beteiligten greift ein Dokument, fängt leise zu lesen an, wechselt bei besonders faszinierenden Passagen unwillkürlich ins Vorlesen. Einzelne Sätze stehen plötzlich im Raum, Fragmente einer Biographie, die in diesem Augenblick zum Monument werden. Später, im Archiv, wird man sie wieder suchen, um sie in den „historischen Kontext“ zu stellen.¹³

Was ereignet sich hier zwischen intimer Erinnerung und Ordnung des Archivs? Es ist der Transfer der hinterlassenen Dokumente aus ihrem „Ort ohne Status von Orten“¹⁴ an einen Ort mit einem Status als Institution Archiv. „Ort ohne Status von Orten“ ist eine Formulierung, die Weigel in ihrem Aufsatz zum Thema An-Archive in Anlehnung an Michel Foucaults Aufsatz „Andere Räume“ von 1967 einführt. Sie bezeichnet dort „Hinterlassenschaften“ als „Dokumente, die sich *vor* dem Archiv befinden“ – unkatalogisiert, verborgen, mitunter inkognito – und die damit „ortbar, aber ohne Orts-Status“ sind.¹⁵ Der Transfer an einen Ort mit Orts-Status bedeutete, die Hinterlassenschaften, die in diesem Falle die Stationen einer mehrfach erfahrenen Ortlosigkeit im Leben von Taubes markieren, ein weiteres Mal auf den Weg zu bringen: aus dem unerkannten Privatraum in New York in die Institution des Archivs in Berlin.

13 Sigrid Weigel: Zur Edition der Schriften und zum Nachlass von Susan Taubes. In: Susan Taubes: *Schriften*, Bd. 1.1: Die Korrespondenz mit Jacob Taubes 1950–1951, hrsg. u. mit einem Nachwort v. Christina Paregis. München / Paderborn: Fink 2011, S. 7–10, hier S. 10.

14 Sigrid Weigel: An-Archive: Archivtheoretisches zu Hinterlassenschaften und Nachlässen. In: *Trajekte* 10 (2005), S. 4–7, hier S. 5, in Anlehnung an Foucaults „Des espaces autres“ (1967, dt. „Andere Räume“ 1984).

15 Ebd. (Herv. i. Orig.).



Dokumente aus dem Susan Taubes-Archiv in den Räumen des Zentrums für Literatur- und Kulturforschung Berlin, 2012.

Was bedeutet nun dieser Wechsel vom privaten, familiären in einen institutionalisierten, akademischen Raum? Dokumente klassifizieren, Fragen nach Pertinenz oder Provenienz, nach der materiellen Beschaffenheit eines Schriftstückes oder nach seiner Gattung stellen – all dies prallt auf die Folgen persönlicher, nicht immer nachvollziehbarer Entscheidungen, die dazu geführt haben, dass dieses oder jenes Zeugnis an diese oder jene Stelle im Nachlass gelangte – oder auch daraus verschwand. Theoretische Skizze oder private Korrespondenz? Intime Mitteilung oder intellektuelles Zeugnis? Die Frage, ob die Trouvaille in Gestalt eines eindrucksvollen Satzes, der im Moment der Übergabe im Raum stand, Teil einer eiligen Notiz auf der Rückseite einer ‚amtlichen Urkunde‘ ist, aus einem Tagebuch stammt und damit der Kategorie ‚persönliche Lebensdokumente‘ unterstellt wird, oder ob sie als ein Ausschnitt aus einem Brief unter ‚Korrespondenzen‘ abgelegt wird, entscheidet mit darüber, wie dieses Dokument später gelesen wird.

Briefe sind ohnehin im besonderen Maße von solchen Entscheidungen betroffen. Weil die Zerstreung zu ihrem Wesen gehört, auch weil Briefe – ähnlich wie Tagebücher – im Archiv in besonderer Weise den Schwellenort

bsetzen, wo sich persönliche Zeugnisse und intime Mitteilungen in öffentliche Dokumente verwandeln, einen Ort also, an dem die Leser:innen mitunter zu Voyeur:innen werden.¹⁶ Genau dort setzen Handlungen von Personen und Institutionen ein: von Erben und Familienangehörigen, Freund:innen und Briefpartner:innen, aber auch Verlagen und Instituten. Sie entscheiden über Erhaltung und Vernichtung, Sammlung oder eben auch Zerstreung der Zeugnisse. Im Falle des Taubes-Nachlasses bleibt bis jetzt die Tatsache ungeklärt, dass hauptsächlich ihre eigenen Briefe darin überliefert sind, die meisten Antwortschreiben ihres damaligen Ehemannes jedoch bisher unauffindbar blieben: Hat sie die Briefe verbrannt oder sind sie an einem anderen Ort verborgen? Ganz zu schweigen von der weiteren Recherche in anderen Archiven und Nachlässen: ob im Archives Department der Jerusalemer National Library, in der Rare Book & Manuscript Library der Columbia University in New York, ob in der Cité du livre in Aix-en-Provence – die Liste ließe sich noch lange fortsetzen. Dokumente aus Taubes' Hand oder solche, die sie auch nur betreffen, firmieren in den Katalogen unter dem Namen ihres Gemahls oder verbergen sich als Nachschriften in dessen Briefen, die wiederum in Nachlässen Dritter aufbewahrt werden usf. Lücken und Verluste, wohin man blickt.

Aber die Ablage des Materials produziert nicht nur Labyrinth und Sackgassen, sondern auch „epistemische Schätze“¹⁷: Das zeigte sich im Falle von Hinterlassenschaften von Taubes bei der Überführung der Materialien aus maroden Koffern und Kisten in alterungsbeständige Archivboxen. Dabei verwandelten sich die bislang schweigenden Nachlassdokumente in beredte Zeugnisse von Leben und Werk der Philosophin und Schriftstellerin Taubes: Postkarten, Aerogramme und Briefe fügten sich zu Korrespondenzserien; Notizen, Durchschriften und Skizzen gaben sich als Teile eines literarischen oder philosophischen Werkes zu erkennen; Pässe, Visa und Aufenthaltstitel erschienen als Hinweise auf ein bewegtes Leben zwischen Geographien und Sprachen; die Trouvaille wurde als Brief verzeichnet, ein Philosophen- und Liebesbrief in einem, der aber nie abgeschickt wurde.

Das Archiv *produziert* somit Geschichte, auch Lebensgeschichte. In welcher Gestalt kann diese nun verzeichnet werden? Die Materiallage in Taubes'

16 Vgl. Weigel: An-Archive, S. 7.

17 Knut Ebeling / Stefan Günzel: Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): *Archivologie. Theorien des Archivs in Wissenschaft, Medien und Künsten*. Berlin: Kadmos 2009, S. 7–26, hier S. 21.

Nachlass legte die intellektuelle Biographie nahe, denn Ausgangspunkt dafür sind die Hinterlassenschaften. Was immer sich über die Autorin und die Entstehung ihres Schreibens sagen lässt, orientiert sich an der Aktenlage: Und die ist nicht die Quelle für eine kohärente Darstellung eines Lebens, sondern für eine Darstellung der Hinterlassenschaften, die überlebt haben. Die Orientierung an der Aktenlage begründet sich gerade nicht durch den juristischen Schriftlichkeitsgrundsatz ‚Was nicht in den Akten ist, ist nicht in der Welt‘. Sie begründet sich stattdessen aus der Tatsache, dass das, was in der Welt ist – als da sind: kursierende persönliche Erinnerungen, Anekdoten, Mythen, literarische Porträts –, das, wovon die Materialien zeugen, oftmals verschweigt und überlagert, oftmals zugunsten der Verfestigung eines ganz bestimmten Bildes der betreffenden Person und der Erzeugung schwammiger Legenden.

Im Schreiben wird das Leben Wirklichkeit.

Die Philosophin und Schriftstellerin Susan Taubes

Für die Geschichte der Hinterlassenschaften von Susan Taubes war nun ihr Roman *Divorcing* offenkundigster Ausgangspunkt. Taubes' letztes Romanprojekt war nicht der erste Versuch, das Problem einer an eigenem Leib erfahrenen extremen Entgrenzung erzählerisch zu perspektivieren. Aber im Gegensatz zu den meisten anderen nachgelassenen Erzählungen und Romanen verbindet sie hier Traumbilder und surreal anmutende Szenerien mit sehr realistischen Darstellungen, in die historische wie subjektive Erfahrungen der Autorin eingehen. Erzählt wird auf diese Weise die Geschichte einer jüdischen Familie in Ungarn, eine Geschichte von Vertreibung und von der nicht endenden Erfahrung des Fremdseins an den Orten der Flucht. Dabei spricht nicht die Stimme eines Gespenstes oder einer Untoten. Es ist die Stimme eines Ichs im Stadium der Zersetzung. Der Abstand zwischen den Erinnerungen eines solchen Ichs und dem lebendig erzählten Leben könnte größer nicht sein. Jeder Versuch, zwischen beiden Identität zu stiften, scheint vergeblich.

Unter Taubes' Papieren befinden sich frühe Entwürfe für den Roman, darunter die mit vielen Streichungen und Zurücknahmen versehene Skizze für eine Vorrede. Diese zeugt vom Ringen um die Möglichkeit, zwischen einer physisch unversehrten Autorin und dem Roman ihres Lebens jeden Anschein von Identität von vornherein zu zerstreuen, dabei aber dennoch eine Spur jener Verbindung zu legen, die Taubes in der früheren Tagebuchnotiz mit dem Hauch des Lebens umschrieb:

Prolegomena

Preface to an Autobiography

PROCLAMATION

Sophie Alexandra Landsman

MTS is the pseudonym of a real person writing this book about MTS SAL. And she is really writing it. She, not ~~somebody~~ someone else. (In New York City ---season year[])

The room where she sits, or as it happens paces (a peripatetic writer?) her desk, her walls, her dress, her height, posture, the current color of her hair, pattern of wall-paper, bedspread, carpet, view from window whether she writes on a table or a desk whether it stands in the middle of the room or against a wall, whether she sits stands or writes in bed – may be must be [/] is best left to the reader's imagination who must besides by now wonder why if she herself is writing this, she does not write in the first person (as is customary)

*suggest other places:

café

waiting room of train or bus station, boat train plane –

Why isn't MTS writing this in the first person..

~~By why, the reader may wonder hasn't she at least written this preface this brief proclamation in the first person? But that's because you don't know her, nothing about her at all and what she had been doing all these years and how after finding herself a little girl in a jewish family in Budapest and leaving that behind to come to America she started writing and married and had children and went on writing and is still writing – and she was never deliberately trying to be difficult, ~~not now~~,~~

It's only a preface you say, but it is a preface you see, if she were to appear in [/] her own [/] person ~~but then you see~~ she would have to get dressed and put up her hair and worry about the proper shoes and earring for a preface and she doesn't want to be bothered with all that and serving you tea or having to decide whether to ask you for dinner because when she entertains she entertains and she's too busy writing this book to worry about dress and she only entertains people she knows very well and I and you she does not know at all nevertheless she is writing this book for you as much as for the people she entertains in person and right now this is more² important than³ dressing to¹ entertain you

especially since it's only for a preface – because there is no difference in the [x] preparations, the makeup and the dress whether you make a two minute speech before the curtain or have the leading role in a five act play. She's spent so much time inventing roles and playing them whether she was going out on a real date or writing about a fictitious person going out on an imaginary date it began to look like reality was sustained by fiction and fiction, at least what she was writing was the nearest she came to anything real and it wasn't close enough besides now she is really in her room writing leave her in peace and in the years before she lived really even if she did not know it was really she;

*and maybe she is travelling or not quite settled

Now this is enough. MTS is writing. Leave her in peace. She is writing this book about MTS in the third person. It is her wish. end

But if you wish to think she is merely being difficult, if it pleases you to picture her thus, an indolent foolish woman alone in a room, instead of going out or entertaining – and if you're a man or a man's sort of woman you're bound to set off at the start by the mere fact of a woman alone in a room writing, – why isn't she cooking for a man? well she has done all that [x] what is expected of a woman for many years, cooking and cleaning, and delivering babies in her time lived a life that a man's sort of woman would approve and now she's done enough going out and entertaining for a time and now she just wants to be left in peace to write this book, so think of her as somewhat foolish, difficult or just too lazy to get dressed but if you think if you really think as you get a little further that it's pure caprice or her special situation if you think it's easy for other people easy for yourself then you things are not so difficult for other people never so difficult for yourself then you are simply not remembering or deceiving yourself.

But first the plain historic fact that MTS was born

It was easy to begin this book because in Budapest, the Capital of Hungary in 1928 and what this can mean to you.¹⁸

Herausgekommen ist ein monologisch mäandernder Text. Er verrät, dass das Romanprojekt als ein autobiographisches angelegt war. Allerdings verschwimmt die Trennlinie zwischen dem fortwährenden Entwerfen und Spielen neuer Rollen im eigenen Leben und der Erfindung imaginärer Charaktere in einer Erzählung oder einem Roman. Vielmehr wird im Schreiben das

18 Taubes: Stuff Related to Novel. Susan Taubes Archiv, 150 (Herv. i. Orig.).

Leben erst real. Mit der Feststellung, dass es in der Literatur niemals einen Grad der absoluten Annäherung an das Leben geben kann, eröffnet der Text auch durch die Vielzahl an Streichungen ein Vexierspiel unverschleieter Hinweise auf eine Verschleierung von Identität: zwischen Lebenswirklichkeit und Imagination, zwischen der Stimme, die anstelle des Ichs der Autorin spricht, und den erinnerten Stimmen, die diese Autorin künftig sprechen lassen wird, sowie zwischen der wahrhaft existierenden Schriftstellerin und der Nennung potenziell erdachter Orte, an denen sie sich zum Zeitpunkt der Abfassung dieser Vorrede befinden könnte.

Gleich zu Beginn werden Pseudonyme für die Autorin eingeführt. Dann verweigert sie sich der üblicherweise erwarteten Ich-Perspektive. Sie verteidigt das mit der Begründung, dass die Autorin für eine Übernahme einer solchen Perspektive weder die Leser:innen noch die Sprecherin dieser Vorrede gut genug kennen würde. Sich ihnen in der ersten Person zu präsentieren, würde der Autorin daher eine Maske, die Positur der unterhaltsamen, attraktiven Schriftstellerin abverlangen; die Vorkehrungen dafür aber würden sie gänzlich vom Schreiben abhalten. Damit wird die Spur einer Verbindung gelegt zwischen dem Leben, das es zu erzählen gilt, und dem, was das Publikum über die Autorin *nicht* weiß – und das ist alles, was sich jenseits und abseits der erwähnten Haltepunkte eines Lebenslaufs abspielte: eine Kindheit in Budapest, die Ankunft in Amerika, die Jahre als patente Hausfrau, Gattin und Mutter. Gemeint sind die Augenblicke, in denen sie immer von Neuem zu schreiben ansetzte: „she started writing and married and had children and went on writing and is still writing“¹⁹. Die Entscheidung, im letztgültigen Manuskript eine Tote erzählen zu lassen, hat dann mit einem Mal die Ausweglosigkeit kondensiert, mit der sich die lebendig am Schreibtisch sitzende Schriftstellerin plagte. Und: Die verworfene Vorrede gibt gleich mehrere wichtige Hinweise für eine Biographie *über* die Autorin – es gilt nämlich ihre *vielen* Autorinnenschaften zu entdecken.

Ihren ersten Roman hatte Taubes schon 1956 geschrieben und damit einen Umschwung von der Philosophie zur Literatur eingeleitet. Damals hatte sie gerade in Harvard ihre Dissertation über Simone Weil abgeschlossen und die Trennung von ihrem Ehemann Jacob Taubes sollte bald folgen. *Divorcing* war dann Taubes' letztes literarisches Projekt und eben auch ein Autobiographie-Projekt, das permanent die Unmöglichkeit biographischer Gewissheit reflektiert, allein schon damit, dass aus der Perspektive einer

19 Taubes: Stuff Related to Novel. Susan Taubes Archiv, 150.

Verstorbenen erzählt wird. Im ersten Großkapitel macht sich Sophies hinterbliebener Ehemann Ezra Blind auf den Weg ins Leichenschauhaus, um seine Frau zu identifizieren. Die Verstorbene kann seine überquellende Aktentasche erkennen:

Ich sehe die Titel von alten Zeitschriften: *Acéphale*, *Empedokles*, *Chimera*, *Exodus*, *Second Coming*. Er hat das Quellenmaterial mitgebracht, das er für seinen Aufsatz über den weiblichen Messias bei Auguste Comte benötigt.²⁰

Alle fünf Titel gab es wirklich; es waren allerdings keine religionsphilosophischen Journale, sondern solche für Kunst und Literatur. Die Erwähnung der Zeitschrift *Exodus* als Quelle für künftige wissenschaftliche Erfolge von Ezra Blind legt die Spur einer Verbindung zwischen dem erzählten Leben in der Literatur und einer für die Leser:innen verborgenen philosophischen Autorschaft außerhalb des Romans. In *Exodus* nämlich publizierte die Religionsphilosophin Taubes 1959 ihren Aufsatz „The Riddle of Simone Weil“²¹. *Exodus* war ein kleines, im Umfeld der Beatnik-Bewegung entstandenes Magazin, getragen von der Judson Memorial Church in New Yorks Greenwich Village; Ende der 1950er ein Ort sozialer und künstlerischer Bewegungen. Es ging um religiöse wie künstlerische Antworten auf die Frage nach einem Ausweg – Exodus – aus der Gefangenschaft in einer fremdbestimmten Gesellschaft. Im Statement des Herausgebers Bernard Scott heißt es, nicht die Kirche stehe heute im Zentrum der Spiritualität, sondern die Kunst, Beat sei Mystik, sei Gnosis. Scott hatte eigentlich Jacob Taubes 1959 – er und Susan lebten da schon seit zwei Jahren in New York und beide unterrichteten an der Columbia University – um die Ausarbeitung eines Vortrags gebeten. Diese hatte er aber nie geliefert. Anstelle dessen erschien der Aufsatz von Susan zu gnostischen Denkweisen bei Simone Weil.²² Zehn Jahre nach Susans Tod ließ sich Jacob in einer Polemik gegen Gershom Scholem von diesem Aufsatz inspirieren, indem er sich auf das darin ausgestellte Messianismuskonzept einer weiblichen Denkerin, nämlich Simone Weil, bezog. Es war nicht die einzige Gelegenheit, bei der Jacob sich von Susan ‚inspirieren‘ ließ. Die Beschäftigung mit Weil bildete den

20 Taubes: *Nach Amerika*, S. 92–93.

21 Vgl. Susan Taubes: The Riddle of Simone Weil. In: *Exodus* 1,1 (1959), S. 55–71.

22 Vgl. Helen Thein: Das Rätsel um Susan Taubes. Eine Spurensuche. In: *Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte* 59 (2007), S. 371–380, hier S. 378–379.

Höhe- und eigentlich auch Endpunkt ihrer Karriere als Philosophin, die zu College- und Universitätszeiten begann.

Ende 1949 waren Susan und Jacob Taubes gemeinsam nach Jerusalem gegangen; sie waren da erst seit wenigen Monaten verheiratet. Kennengelernt hatten sie sich in New York. Jacob war damals Research Student am Jewish Theological Seminary, Susan studierte Schauspiel und Literatur an der Columbia, ihr Philosophie-Studium in Bryn Mawr hatte sie ausgesetzt. Jacob hatte nun ein Stipendium für die Hebrew University am Lehrstuhl von Gershom Scholem erhalten. In der Ehe herrschte von Anfang an ein ‚Religionskrieg‘, auf dem Spiel standen die Grenzen des Judentums und die Treue zur Tradition. In Jacob war die Zugehörigkeit zur jüdischen Gemeinschaft fest verankert. Auch Susan war mit den Erinnerungen an die Rabbinerfamilie ihres Großvaters aufgewachsen. Doch mit den Brüchen in der Generation ihres Vaters, dieser war Psychoanalytiker und Atheist, waren diese Erinnerungen zu fernen Geschichten geworden. Erst die nationalsozialistische Verfolgung hatte die Tatsache, dass sie Jüdin war, bedeutsam gemacht, und zwar als Grund für die Aberkennung von Zugehörigkeit – diese Unterschiede waren ein immerwährender Quell für Auseinandersetzungen.

In Jerusalem jedenfalls blieb Susan fremd. Bei den Debatten um Zukunftsmodelle, gespeist aus politischen und theologischen Hoffnungen, in den Zirkeln um Martin Buber und Hugo Bergman, war ihre Stimme kaum vernehmbar. Die meisten Bekannten – zu Taubes' Nachbarn gehörte auch Samuel J. Agnon – waren innerhalb der letzten Jahrzehnte unter komplizierten Umständen aus Europa eingewandert und noch damit beschäftigt, sich unter den eingeschränkten materiellen Verhältnissen und in der instabilen politischen Lage einzurichten. Für diesen Kreis war die junge Studentin wegen ihres angeblich glamourösen Aussehens und ihrer zurückhaltenden Art – die sich auch noch wie ihr Ehemann für Heidegger interessierte – eine reine Provokation. Den Sommer 1951 verbrachten Susan und Jacob in den USA, als es zum legendären Bruch zwischen Jacob Taubes und Scholem kam, wegen einer nie vollständig geklärten Verratsangelegenheit. Was Jacob angesichts der heftigen Zurückweisung dazu bewog, dennoch, und zunächst gemeinsam mit Susan, für weitere Monate nach Jerusalem zurückzukehren, ist nicht bekannt. Wir wissen aber: Die Entscheidung führte nicht zu einer Entspannung des Konflikts.

Und auch Susan blieb davon nicht unberührt. In einem Brief, den Jacob nach ihrem Tod an Scholem richtete, schreibt er, dass der Konflikt für seine

damalige Frau „ein Trauma“²³ geblieben sei. Umgekehrt verhielt es sich womöglich ebenso, denn nach einer mündlichen Kolportage von Jacob Taubes an seinen Sohn Ethan ereignete sich folgende Szene Ende 1951 in Jerusalem: Susan traf auf der Straße zufällig Scholem. Der versuchte aus ihr herauszukriegen, warum Jacob all seine Versuche einer versöhnlichen Begegnung ignorieren würde, woraufhin sie ihm antwortete: „Jacob might’ve been willing to make up if you hadn’t behaved like such an SS man.“²⁴

Bald darauf ging Susan allein nach Paris, um ein Semester an der Sorbonne zu studieren. Beinahe täglich schrieb die Vierundzwanzigjährige an Jacob in Jerusalem. Rund 140 Briefe sind aus dieser Zeit erhalten.²⁵ Ihnen kann man entnehmen, dass Paris nach den schwierigen Monaten wie ein Lebenselixier auf die angehende Philosophin gewirkt hat. Sie erzählen von zahlreichen persönlichen Begegnungen mit Angehörigen der Intellektuellenszene, wie Jean Wahl, Hannah Arendt oder Simone Pétrement. Emmanuel Lévinas bezeichnete Taubes als Verräterin, als er hörte, sie beschäftige sich mit Simone Weil. Albert Camus erhielt von Taubes einen Brief, in dem diese ihn mit seiner antijüdischen Haltung konfrontierte. Später lernten sie einander persönlich kennen und verstanden sich bestens. Die Briefe dokumentieren auch die Anfänge mehrerer theoretischer Arbeiten von Taubes, nämlich diejenigen über Heidegger und Gnosis, Camus’ *Der Mensch in der Revolte* und Simone Weils negative Theologie,²⁶ die kurz darauf in renommierten US-amerikanischen Philosophie-Zeitschriften erscheinen sollten. Großen Raum nehmen in der Korrespondenz die anhaltenden Auseinandersetzungen mit Jacob über philosophische und religiöse Fragen ein. Schauplatz war der jüdische Staat,

23 Jacob Taubes an Gershom Scholem, 16.03.1977. In: Jacob Taubes: *Der Preis des Messianismus. Briefe von Jacob Taubes an Gershom Scholem und andere Materialien*, aus d. Ital. v. Astrida Ment, hrsg. v. Elettra Stimilli. Würzburg: Königshausen & Neumann 2006, S. 117–123, hier S. 122–123.

24 Diese Information verdanke ich Ethan Taubes, dem Sohn von Susan Taubes.

25 Vgl. Susan Taubes: *Schriften*, Bd. 1.2: Die Korrespondenz mit Jacob Taubes 1952, hrsg. v. Christina Pareigis. München / Paderborn: Fink 2014.

26 Vgl. Susan Anima Taubes: The Absent God. In: *The Journal of Religion* 35 (1955), S. 6–16 [Nachdruck in: Thomas J. J. Altizer (Hrsg.): *Toward a New Christianity. Readings in the Death of God Theology*. New York: Harcourt 1967, S. 107–119]; Susan Taubes: The Gnostic Foundations of Heidegger’s Nihilism. In: *The Journal of Religion* 34 (1954), S. 155–172; Susan Taubes: Herbert Weisinger. Tragedy and the Paradox of the Fortunate Fall [Rez.]. In: *Ethics* 64,4 (1954), S. 321–325; Taubes, Susan A. [auf dem Deckblatt irrtümlich die Abkürzung „B.“]: The Nature of Tragedy. In: *The Review of Metaphysics* 26 (1953), S. 193–206; Shoshana Taubes: Albert Camus. L’homme révolté. Paris: Gallimard 1951 [Rez., hebr.]. In: *Iyyun. A Hebrew Philosophical Quarterly* 3,3 (1952), S. 173–175.

als nationales Projekt und möglicher Ort für eine gemeinsame Zukunft. So unterschiedlich ihre Positionen auch blieben, in den frühen 1950ern verstärkte der briefliche Austausch darüber die Nähe zwischen den beiden eher, als dass er sie voneinander entfernte.

In Taubes' Aufzeichnungen der 1960er erscheint die junge Philosophin von einst nur als Schatten. Zwar werden Studienjahre in Jerusalem und Paris erwähnt, zwar ist die Rede von akademischen Publikationen einer vergessenen Vorvergangenheit. *Was* aber in diesen Schriften stand, was für ein Leben sie als Philosophin führte und aus welchen Gründen sie es vergaß, davon erfährt man nichts. Versteckte Fährten zu diesem vergessenen Leben finden sich in literarischen Szenen. Da ist zum Beispiel die unveröffentlichte Szene einer Video-Übertragung in einen Gerichtssaal, wo eine Jury über das Leben der verstorbenen Sophie Blind richtet. Ezra Blind schaltet der Reihe nach die führenden intellektuellen Köpfe des 20. Jahrhunderts als Zeugen dieses Lebens zu. Als Erstes erscheint auf dem Bildschirm Samuel J. Agnon, im Hintergrund die Steine Jerusalems. Er erinnert sich in einem melodischen Hebräisch:

I remember my first meeting with Sophie Blind, here in Talpioth, it must be fifteen or more years ago. I had just learned that her husband of whom I heard had come to live in Jerusalem and was my neighbor. I went to pay him a visit. A young woman in black opened the door. "Agnon," I presented myself and asked if I could see Ezra Blind.

"I am sorry but I can't ask you in", she said. "My husband is working. He cannot be disturbed till he has done his work for the day" and she closed the door in my face. An admirable woman.²⁷

Dem Loblied auf die bewundernswert loyale Ehefrau folgen Martin Buber und seine Frau. Letztere, beladen mit einem Wäschekorb, beteuert, dass sie Sophie mochte. Ihr Mann kleidet sein Urteil wortreich in eine Rede über das Verhältnis von Christentum und Judentum:

... that Christianity is simply a form of Jewish heresy has always been my view and a view shared by my colleague Dr. Blind. Now, as to the question of Sophie Blind — you have posed to me the question: was Sophie Blind inclined to heretical views? Yes, I would say so. A serious and intelligent woman; but she was a mystic; A gnostic.

27 Taubes: Stuff Related to Novel. Susan Taubes Archiv, 151.

A Manichee. She rejected the God of the Old T, (his voice rises) She had no understanding of the I and thou relation. I call that As for her personal qualities — well, she fell asleep during the conversation the first time she and her husband came to my house. She liked my wife.²⁸

Als nächstes kündigt Ezra Gershom Scholem an, „world authority on Jewish Mysticism“²⁹. Scholem sitzt im Armee-Hemd am Schreibtisch und knallt zwei Buchdeckel zusammen, bevor er seine Verwünschungen in Richtung Kamera schleudert:

So, you come to ask me about that woman Sophie Blind? You can have her with my compliments. She had no Zionist loyalties. But to answer your question: she did not impress me as an authentic witch. She was too alienated from her Jewish sources to be truly demonic A product of American girl's college: in my opinion completely undeserving of the title of a heretic. [...] She belongs in a cloister.³⁰

Als letztes wird Albert Camus auf einer Bank in der Avenue Victor Hugo sitzend zugeschaltet. In seiner Anmoderation preist Ezra ihn als Nobelpreisträger, Dramatiker, Romanautor, Philosophen und Homme de Lettres.

Camus: Yes I remember Sophie Blind... I remember her very well.

I met her in 1951 in the house of old Algerian friends, after an exchange of letters on the topic of Nihilism, Atheism, Suicide.

... After dinner we walked around the bois de Boulogne. I remember I asked her what is a young woman like you in a white blouse and long hair etc doing alone in Paris. She said, without looking at me, [x] quite „My husband is in Jerusalem“ and she was as untouchable as veiled as the Arab women in Oran. We discussed St. Augustine. (He lapses in thoughtful silence).³¹

Noch bevor Camus ihre vielen Gemeinsamkeiten aufzählen und bedauern kann, dass es für ein Wiedersehen zu spät sei, vernimmt man Ezras Seufzen:

28 Ebd.

29 Ebd.

30 Ebd.

31 Ebd.

Ezra sighs shaking his head in despair and incomprehension at her lost opportunities. Na ja.³²

Der Gegensatz zwischen den Briefzeugnissen von 1952 und dem literarischen Zeugnis der späteren 1960er könnte größer nicht sein. Dort die unbeirrt vorwärtsstrebende Taubes im Alter von Mitte zwanzig, die in jener Zeit, trotz aller Konflikte, eine intensive Übereinstimmung von Intellekt, Liebe und Expressivität lebte, hier die in Pixel aufgelöste Sophie Blind, im Prisma der Fremdzuschreibungen: der Zerberus vor der Schreibstube des arbeitenden Genies, die Mystikerin, die Gnostikerin, die Häretikerin, die Anti-Zionistin, das *college girl* – ohne das geringste Zeug zur Hexe oder gar zum Dämonischen –, schließlich die verschleierte Unschuld, ihrem Ehemann treu über alle Entfernung hinweg.

Was hatte sich zwischen dem Leben als Philosophin und dem Tod der Romanautorin ereignet? Gewiss nicht die von Ezra beklagten verpatzten Chancen in der Begegnung mit den strahlenden Größen ihrer Zeit. Vielmehr waren es nicht bezeugte Augenblicke im Verborgenen. Augenblicke, wie es in den nicht veröffentlichten „Prolegomena“ für eine Autobiographie aus der zwischen Literatur und Leben gleitenden Perspektive der Autorin heißt: „she started writing and married and had children and went on writing and is still writing“³³.

32 Taubes: Stuff Related to Novel. Susan Taubes Archiv, 151.

33 Taubes: Stuff Related to Novel. Susan Taubes Archiv, 150.

Stephan Braese

Hildesheimer ‚biographieren‘

Werkstatt – Expedition – Labor

Wolfgang Hildesheimers Einstellung zum biographischen Genre

Wolfgang Hildesheimer war ein deutschsprachiger jüdischer Schriftsteller und bildender Künstler, der ein sehr entschiedenes Verhältnis zum biographischen Genre hatte: ein entschieden negatives. Im Einleitungsabschnitt seines 1977 ersterschiedenen Welterfolgs *Mozart* – der ein Erdbeben in der Mozart-Forschung auslöste – heißt es:

Das eben ist das Elend der Trivialbiographie: Sie findet für alles jene eingängigen Erklärungen innerhalb der uns zugänglichen und dem Radius unseres Erlebens entsprechenden Wahrscheinlichkeit.¹

Hildesheimers wiederholte Äußerungen zum Thema legen offen, dass er eigentlich *alle* Biographien – zumindest alle, die dem eminent Belesenen bekannt geworden waren – dem Rubrum der „Trivialbiographie“ zuordnete. Das zitierte Monitum thematisiert zunächst den Sachverhalt, dass viele Biographien gleichsam unweigerlich die dem Biographen / der Biographin – keineswegs die seinem oder ihrem Objekt – „eigene Erlebnis- und Erfahrungsskala“² zum Maßstab ihrer Darstellung und Deutung machen würden. Die Reichweite, die sich jedoch tatsächlich hinter Hildesheimers

1 Wolfgang Hildesheimer: *Mozart*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1980, S. 11.

2 Wolfgang Hildesheimer: Die Subjektivität des Biographen. In: Ders.: *Das Ende der Fiktionen. Reden aus fünfundzwanzig Jahren*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1988, S. 123–138, hier S. 126.

Biographie-Kritik erstreckt, wird deutlich in einer weiteren Bemerkung aus der Einleitung zu seinem Mozart-Buch, mit der er sich und seinen Leser:innen zu entschließen empfiehlt, „alle Biographie, ja, alle Geschichtsschreibung mit jener Skepsis zu betrachten, die sich im Lauf der Jahrhunderte als angemessen erwiesen hat.“³ Wenn eine Biographie davon handelt, das Verhältnis des einzelnen Menschen zur Welt, seinen Ort in der Gesellschaft und seine Stellung in der Geschichte zu bestimmen, dann war in der Biographie eines Menschen unweigerlich stets nicht nur seine Stellung ‚im Ganzen‘, sondern zugleich die Sinnhaftigkeit dieses Lebens und potenziell auch dieses ‚Ganzen‘ – der Geschichte selbst – mitverhandelt. Indem Geschichtsschreibung Geschichte mit Sinn zu versehen trachtet, leugnet sie ihren – Hildesheimer zufolge – tatsächlichen Charakter: ihre Sinnlosigkeit. Es ist diese Auffassung von der Sinnlosigkeit der Geschichte und vom absurden Status des Menschen, die die Grundierung von Hildesheimers entschiedener Reserve gegenüber dem biographischen Genre bildet; sie ist geknüpft an seine subjektgeschichtliche Erfahrung der Epoche.

Die Konsequenzen, die Hildesheimer aus dieser Positionierung für seine eigenen biographischen Projekte zog, waren kaum weniger radikal. In der Herausforderung einer biographischen Annäherung an Mozart, d. h. einem – in den Begriffen Hildesheimers – Genie, erachtete er es letztlich wegen der geringen Affinität „zwischen der Psyche des Genies und der des Interpreten“ als unumgänglich, dass der Interpret „die Erkenntnisse der Psychoanalyse, und zwar einer an sich selbst erfahrenen, an[zu]wenden“ vermöge –

[d]enn sie hat ihn gelehrt, den Grad seiner Beziehung *zu* und der Identifikation *mit* seinem Gegenstand zu bestimmen und zu regulieren, somit den positiven wie negativen Affekt so weit wie möglich auszuschalten. Weiterhin hat sie ihn gelehrt, die typischen Reaktionen der Psyche in all ihren Möglichkeiten bis in die tiefsten Traumata zwar als probates Werkzeug der Erkenntnis parat zu haben, nicht aber die potentielle Reaktion der eigenen Seele als Maßstab anzuwenden.⁴

Darüber hinaus bildet die Psychoanalyse, wie Hildesheimer in seinem gewissermaßen programmatischen Vortrag „Die Subjektivität des Biographen“ betont, die Voraussetzung für die Schaffung „jene[r] Distanz“ des Biographen, „die nach der Selbst-Identifikation – gleichsam als Katharsis – eine Loslösung

3 Hildesheimer: *Mozart*, S. 16.

4 Ebd., S. 10–11 (Herv. i. Orig.).

ermöglicht, so dass er in der Lage ist, sich selbst weitgehend zu objektivieren.“⁵ Dieser Aspekt wird im Zusammenhang der Identifikationsproblematik während der biographischen Arbeit noch genauer zu betrachten sein. Doch die Virulenz der Psychoanalyse für die biographische Arbeit – insbesondere am Objekt eines Künstlers – geht für Hildesheimer noch weiter, wie in seinem *Marbot* – untertitelt: „Eine Biographie“ – deutlich wird. Hier skizziert er als die Aufgabe der Biographie eines Künstlers, das zu erforschen, „was das schöpferische Genie bewegt und antreibt, was es drängt, und was von ihm verdrängt wird“⁶; „das Kunstwerk“ wird begriffen „als Diktat der unbewußten Regungen seines Schöpfers“.⁷ Die biographische Erzählstimme in *Marbot* äußert daher unumwunden:

Ich habe niemals die Ansicht vertreten, daß der Biograph vor dem Schlafzimmer haltzumachen habe, da das erotische Leben seines Helden zu ihm gehört und wesentlich – wenn nicht gar den wesentlichsten – Aufschluss vermittelt.⁸

Im Fall *Marbots* war dies der Inzest mit seiner Mutter. Dass manche Rezensenten dieser „Biographie“ tatsächlich an eine reale, zu Unrecht vergessene Persönlichkeit geglaubt haben, liegt gewiss am meisterlichen Umgang Hildesheimers mit dem bekannten biographischen Besteck – wie etwa Forschungs- und Quellenkritik (an erfundenen Texten und Quellen), Abbildungen (sämtliche mit falschen Legenden), kritischen Kommentaren zu vorgeblichen Werkausgaben u. Ä. –, aber nicht weniger am Unvermögen dieser Rezensenten, manch deutlichen Fingerzeig des Autors auf die fiktive Beschaffenheit seines Objekts wahrzunehmen. Jenseits dieses Realismus-Spiels formuliert Hildesheimer im erwähnten Vortrag, es sei „Vorbedingung zum Schreiben“ der Biographie zumindest der eines Künstlers, „daß der Schreibende selbst schöpferisch tätig, also ein Künstler sein müsse, damit er sich von der alles dominierenden Rolle der Tätigkeit im Leben seines Objektes eine Vorstellung machen kann.“⁹

Hildesheimers hier in wenigen Zügen skizzierte Positionierung zur biographischen Arbeit – sowohl seine grundlegende Kritik als auch seine

5 Hildesheimer: Subjektivität des Biographen, S. 137.

6 Wolfgang Hildesheimer: *Marbot. Eine Biographie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1996, S. 16.

7 Ebd., S. 15.

8 Ebd., S. 152.

9 Hildesheimer: Subjektivität des Biographen, S. 136.

Anforderungen an eine Biographie, die *nicht* dem Verdikt der „Trivialbiographie“ unterliegt – hat schwerlich zu einer Biographie über Wolfgang Hildesheimer ermutigen können. Wer auch immer intensiver mit den Werken dieses Künstlers befasst war, konnte sich kaum der Wahrnehmung entziehen, dass jedes biographische Projekt zu Hildesheimer sich unweigerlich, auf die eine oder andere Weise, in ein Verhältnis zu Hildesheimers eigener Positionierung zum biographischen Genre würde setzen müssen. Jedenfalls ist bis kurz vor dem 100. Geburtstag des Künstlers im Jahr 2016 keine Biographie Wolfgang Hildesheimers entstanden. Wohl sind in Darstellungen wie etwa in Heinz Puknus’ „Autorenbuch“ von 1978 oder der 1997 erschienenen Monographie von Henry A. Lea *Wolfgang Hildesheimers Weg als Jude und Deutscher* wichtige biographische Hinweise zum besseren Verständnis seiner Werke eingefügt; diese Hinweise geraten jedoch, dem Charakter der genannten Bücher als Werkgeschichten entsprechend, deutlich in den Hintergrund. Eingedenk der spätestens seit den 1970er Jahren der Forschung durchaus bekannten, in Teilen kaum anders als spektakulär zu bezeichnenden Wendungen und Erfahrungen in Wolfgang Hildesheimers Leben – sein Exil in London und Palästina, seine Arbeit als Simultandolmetscher bei den Folgeverfahren der Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse 1947–1949, seine diskursiven Interventionen in westdeutsche Debatten seit Beginn der 1960er Jahre – kann tatsächlich verblüffen, dass ein einschlägiger Versuch seitens der Hildesheimer-Forschung so lange ausgeblieben ist. Ohne die autoritative Ausstrahlung von Hildesheimers Äußerungen zum biographischen Genre ist dieser Sachverhalt kaum erklärlich.

Subjektgeschichtliche Impulse

Wie kam es nun dazu, dass der Verfasser dieser Zeilen dieses Hemmnis überwand – oder auch: womöglich fahrlässig ignorierte – und 2016 eine rund 600 Seiten umfassende Biographie über Wolfgang Hildesheimer vorlegte?¹⁰ Wenn ihr Autor in den folgenden Ausführungen im Widerspruch zu den Usancen seines Faches die Ich-Form wählt, so geschieht dies nicht, um sein Publikum mit autobiographischen Petitessen zu belästigen, sondern in dem Versuch, der innigen Verschränkung wissenschaftlicher Produktion in das oft heillos Kontingente all jener subjektiven Bedingungen und Dispositive

10 Stephan Braese: *Jenseits der Pässe – Wolfgang Hildesheimer. Eine Biographie*. Göttingen: Wallstein 2016.



Abb. 1: Tafel am Wohnhaus von Wolfgang und Silvia Hildesheimer in Poschiavo, Graubünden, 2014.

nachzuspüren, die die Arbeit der Wissenschaftlerin und des Wissenschaftlers oft stärker prägen als der Jargon des Wissenschaftsbetriebs erkennen lassen möchte. Im kritischen Blick auf eine Biographie ist diese Perspektive schon deswegen nicht nur spezifisch zulässig, sondern geradezu geboten, weil bereits Freud beobachtete: „Jeder Biograph ist auf eigentümliche Weise an seinen Helden fixiert.“¹¹ Im Versuch, die frühen Impulse meines Interesses an Leben und Werk Wolfgang Hildesheimers namhaft zu machen und womöglich einmal beider Verknüpfung systematischer nachzugehen, wird jedenfalls schonungslos deutlich, dass diese Impulse in sehr fragiler, höchstens zufälliger Verbindung zu etwas wie einem vermeintlich objektiven ‚Desiderat‘ der Forschung stehen, einem ‚Stand der Wissenschaft‘, der dem Nachwuchswissenschaftler gleichsam mechanistisch die gerade ‚anstehenden‘ Aufgaben zur Bearbeitung vorlegt. Als 18-jähriger Gymnasiast, Ende der 1970er Jahre, las ich das erste Mal *Tynset*, in der Bibliothek Suhrkamp-Ausgabe, die Willy Fleckhaus und sein Team mit einem kreischend orangefarbenen Schutzumschlag versehen hatten – einer Tönung, die mir damals, der ich wie meine Generationsgenossinnen und -genossen mehr oder weniger mit dem poppigen 70er-Jahre-Farbspektrum der Prillblumen aufgewachsen war, weniger auffällig erschienen sein muss als heute. Jedenfalls habe ich äußerst lebhaft in Erinnerung, dass ich seinerzeit nichts von diesem Buch verstand und es trotzdem eine eigentümliche Faszination auf mich ausübte. Sie reichte aus,

11 Zit. n. Hildesheimer: Subjektivität des Biographen, S. 130.

um im Rahmen eines – ich glaube, 1980 – erfolgten Schweden-Urlaubs einen Abstecher in das kleine Städtchen dieses Namens zu machen und dort eine schrecklich laienhafte Zeichnung des mit gelb gestrichenem Holz verkleideten Bahnhofs anzufertigen, der in Hildesheimers Text nur insofern eine Rolle spielt, als der Ich-Erzähler in *Tynset* auf den Namen des Städtchens in einem Kursbuch stößt. Diese erste Berührung bildete die Grundlage für das Echo, das die erneute Nennung von Hildesheimers Namen in meiner Hörweite auslöste: durch meinen akademischen Lehrer Klaus Briegleb während meines Studiums an der Universität Hamburg. Als hier, im Kontext der umfassenden Revisionen, die Briegleb und Sigrid Weigel am historiographischen Blick auf die deutschsprachige Nachkriegsliteratur vornahmen, Wolfgang Hildesheimer und natürlich auch *Tynset* wieder thematisch wurden, fühlte ich mich – als wahrscheinlich einer der wenigen Studierenden, die dieses Werk bereits vor Eintritt ins Studium vorgeblich ‚gelesen‘ hatten – spezifisch angesprochen. Diese Sphäre des eher Albern-Egozentrischen vermochte ich unter dem Eindruck jener unbedingten Ernsthaftigkeit, ja, ihres gleichsam existentiellen Zugs, den die literaturwissenschaftliche Arbeit Klaus Brieglebs ausstrahlte, sehr rasch zu verlassen. Heute glaube ich, dass an der Schwelle zu dem biographischen Projekt, das in meine Hildesheimer-Biographie mündete, ein Satz Brieglebs steht, auf den ich in der von ihm und Sigrid Weigel herausgegebenen, 1992 erschienenen *Gegenwartsliteratur seit 1968* stieß. Im Kapitel „Negative Symbiose“ und unter dem Abschnitt „Juden in der Literatur“ steht zu lesen, Wolfgang Hildesheimer stehe

für deutsche Juden, die ihre Rückkehr aus dem Exil nicht betonen, ihre Identität im Literaturbetrieb bedeckt halten und in der Textarbeit integrativ-mythisch verhüllen und nur im Blick auf die Täter (‚Häscher‘, ewige NS-Gewalttäter) aus der Verdeckung ganz herausgehen.¹²

Rund dreißig Jahre später, darunter einige Jahre Arbeit zu Hildesheimer, glaube ich, das meiste an diesem Satz zu verstehen – das Gegenteil war damals der Fall. Was hieß es, als Jude seine „Identität im Literaturbetrieb bedeckt“ zu halten? Was bedeutete diese „Verdeckung“ – was, aus ihr „ganz herauszugehen“? Fragen wie diese schienen mir einer – wenigstens mir selbst verständlichen – Antwort noch zu harren; und vor allem waren sie unlösbar ohne eine

12 Klaus Briegleb: Negative Symbiose. In: Ders. / Sigrid Weigel (Hrsg.): *Gegenwartsliteratur seit 1968*. München: dtv 1992, S. 117–150, hier S. 121–122.

Einbeziehung der subjektgeschichtlichen Erfahrungen des Schriftstellers in das *close reading* seiner Texte.

Eine – wie ich glaube: nicht zu unterschätzende – zusätzliche Motivation für mein viele Jahre später umgesetztes biographisches Projekt bildete mein dreijähriger Aufenthalt in Israel Mitte der 1990er Jahre. Ausgestattet zuerst mit einem Kurt-Tucholsky-, dann mit einem Franz-Rosenzweig-Postdoc-Stipendium, bereitete ich hier meine Habilitationsschrift über jüdische Autor:innen in der westdeutschen Nachkriegsliteratur vor, in der Hildesheimer bereits eine wichtige Rolle spielt. Einen eminenten Eindruck hinterließ in mir in diesen Jahren jedoch die Erfahrung der vielfältigen, keineswegs immer offensichtlichen Verbindungen zwischen Deutschland und Israel, zwischen Europa und Palästina. Dan Diners Bemerkung, Israel sei „wenn schon nicht in Europa, so doch von Europa“¹³, fasst prägnant jene Verknüpfung in Worte, die sich nicht zuletzt auf die kulturelle Produktion jener Exilant:innen auswirkte, die auf der Flucht vor Nazi-Deutschland nach Palästina kamen. Wolfgang Hildesheimer gehörte zu ihnen; er verbrachte rund neun Jahre zwischen 1933 und 1946 im späteren Israel, hauptsächlich in Jerusalem und Haifa. Zu den vielen Begegnungen, die mir während meiner Zeit in Israel teils unvergessliche Einblicke in diese Verknüpfungen zwischen europäischen Erbschaften und nahöstlichen Herausforderungen und Chancen erlaubten, zählten auch die mit Hildesheimers 1914 geborener Schwester Chawa Teltsch, die, im Gegensatz zu ihrem Bruder, in Israel geblieben war und mich in ihrem Haus auf dem Carmel über Haifa zu einem vielstündigen Gespräch über ihren Bruder empfing, sowie mit Hildesheimers Jugendfreund Jona Rosenfeld. Die lebenslange enge Verbindung Wolfgang Hildesheimers zu seinen in Israel verbliebenen Eltern und seiner Schwester, dokumentiert in etwa 800 Briefen, aber auch etliche weitere Zeugnisse von ihm und aus seinem Umfeld belegen eindrücklich, wie prägend diese palästinensischen Jahre auf seine Anschauungen und seine literarische Arbeit gewirkt haben. Die Vorstellung, in eine Biographie über Hildesheimer etwas von dieser Beschaffenheit Israels, einer charakteristischen, herausgeforderten Europäizität mit eminenten Wirkungen auf die kulturelle Produktion, konstitutiv einbringen zu können – diese Vorstellung bildete für mich ohne Frage einen maßgeblichen Impuls, eine Biographie dieses Künstlers, bei allen Risiken, die damit verknüpft sein mussten, zu wagen.

13 Zit. n. Johannes Becke: Auf der Suche nach einem Platz in der Forschungslandschaft. In: *Jüdische Allgemeine*, 21.04.2017. <https://www.juedische-allgemeine.de/kultur/hier-ist-nichteuropa> (Zugriff am 21.04.2023).

Spezifische Herausforderungen einer Hildesheimer-Biographie

So wirksam diese zunächst eher wissenschaftsfernen Aspekte für den Entschluss, eine Biographie Wolfgang Hildesheimers zu verfassen, auch waren, so fiel dieser Entschluss doch erst etwa 2011, als andere Projekte beendet und durch meine Tätigkeit an der RWTH Aachen ein vorläufig stabiles Arbeitsumfeld gewährleistet waren. Die Idee, dieses Buch vielleicht einmal als Alterswerk zu verfassen, gab ich auf angesichts der Chance, dem Werk dieses Schriftstellers aus Anlass seines 100. Geburtstages im Jahr 2016 eine größere Aufmerksamkeit zu verschaffen. Erst als die Planungen konkreter wurden, wurden auch all jene Herausforderungen, die mit diesem Projekt verknüpft waren, in ihrer Dimension erkennbar. Manche standen in direktem Zusammenhang mit der Tatsache, dass es sich in vieler – ich zögere sehr, zu sagen: in jeder – Hinsicht um einen jüdischen Lebenslauf handelte. Hildesheimers Mehrsprachigkeit – er schrieb bis ins Alter nicht nur in der deutschen, sondern auch in der englischen Sprache –, seine Exile in London und Palästina, die Fragmentiertheit seines Werdegangs trafen auf mich insofern nicht als grundsätzlich neu zu erarbeitendes Problemfeld, als ich während meines Studiums einen Schwerpunkt auf deutschsprachige Exilliteratur gelegt hatte und auch meine Dissertation in diesem Themenkreis angesiedelt war. Die transkulturelle Konstellation, in der sich Hildesheimer während seiner Jerusalemer Zeit in den 1930er und vor allem 1940er Jahren bewegte, bildete ohne Frage für mich eine neue Herausforderung sowohl in der Erforschung als auch der Darstellung, zugleich aber – wie schon angedeutet – eine der vielen faszinierenden Facetten, die Hildesheimers Werdegang aufweist. Seine engen Kontakte zu arabischen Intellektuellen, aber auch seine unverwechselbare Entscheidung, in einer berühmten Sammlung von Texten deutschsprachiger jüdischer Autor:innen von 1941, zu der u. a. Arnold Zweig und Else Lasker-Schüler Texte geliefert hatten, als einziger Autor einen englischsprachigen Beitrag zu leisten, deuten blitzlichtartig auf die Bedeutung des multiethnischen und multikulturellen Milieus, in dem sich Hildesheimer zu dieser Zeit bewegte.

Eine größere Herausforderung, die unmittelbar mit seinem Jude-Sein in Zusammenhang stand, war die immer wieder im Verlauf seiner schriftstellerischen Arbeit in deutscher Sprache zu erschließende Differenz, die seine gesamte Arbeit im Verhältnis zur westdeutschen Öffentlichkeit prägte. Gerade weil diese Differenz von beiden Seiten nur äußerst selten explizit, gar diskursiv, angesprochen wurde, gerade auch wegen jener von Briegleb vermerkten „Deckung“, die Hildesheimer in diesem spezifischen deutschen

Raum – keineswegs gegenüber seinem engen Freundeskreis und der Familie – lange wichtig war, gestaltete sich das immer wieder erneuerte Aufspüren dieser Differenz und deren Darstellung zu einer der anspruchsvollsten Herausforderungen dieses Buches.

Eine Herausforderung, die wohl jede Biographin / jeder Biograph kennt, ist die ihrer unweigerlich drohenden Identifikation mit ihren Protagonist:innen. Es ist nicht verwunderlich, dass Hildesheimer in seiner Kritik der „Trivialbiographie“ auch hierzu eine rückhaltlose Bemerkung machte:

Die Identifikation des Schreibenden mit dem Helden, seine Fixierung an ihn, machen alles Dargestellte zutiefst unwahrhaftig, denn wir haben es ja unter dem Aspekt der Ungleichheit der Potenzen zu betrachten.¹⁴

Hinsichtlich der Person Mozarts verfasst, leuchtet die Formel von der „Ungleichheit der Potenzen“ unmittelbar ein; doch es wäre – ich wandle eine andere Hildesheimer-Bemerkung geringfügig ab – „natürlich Unfug und Unsinn“¹⁵, wollte ich mich mit einem der bedeutendsten Schriftsteller deutscher Sprache nach 1945 messen. Daher muss eine kritische Bemerkung in einer sonst äußerst schmeichelhaften Rezension der Biographie, die im Januar 2018 in der *Modern Language Review* erschien, durchaus zu denken geben, die im Buch einen Modus der Bauchrednerei bemerkte – „an air of the ventriloquistic“¹⁶; ich musste die Vokabel erst nachschlagen. Tatsächlich bin ich bis zur Stunde versucht, die von mir gewählte Haltung mit dem methodischen Dilemma zu begründen, das in der Herausforderung gründete, jene ‚verdeckte‘ Position Hildesheimers überhaupt erst in allen Details erkennbar zu machen, was ohne eine strategische – und, wie ich glaube: ununterbrochen kontrollierte – Positionierung ‚auf seiner Seite‘ nicht möglich gewesen wäre. Eine dergestalt gleichsam erst rekonstruierte, erarbeitete Position Wolfgang Hildesheimers in der westdeutschen Öffentlichkeit und des ihr eigenen Literaturbetriebs – wenn man will: eine parteiliche Anstrengung – erschien mir umso wichtiger, als Stimmen wie etwa die Marcel Reich-Ranickis noch 2008 an sichtbarstem Ort, in der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung*, verlautbart hatten: „Hildesheimer war ein sympathischer Mensch, aber seine

14 Hildesheimer: *Mozart*, S. 11.

15 Hildesheimer: *Subjektivität des Biographen*, S. 133.

16 Alexis Radisoglu: *Jenseits der Pässe – Wolfgang Hildesheimer. Eine Biographie* [Rez.]. In: *Modern Language Review* 113,1 (2018), S. 277–279, hier S. 279.

Bücher haben mich nie sonderlich interessiert. Vielleicht haben sie sich mittlerweile überlebt, wie die meisten vor Jahrzehnten entstandenen Bücher?¹⁷ Einer solchen aktiven Bewirtschaftung des Vergessens – an der manch weitere Akteur:innen im deutschen Literaturbetrieb ein durchaus vitales Interesse hatten – stemmt sich diese Biographie bekennderweise entgegen.

Wohl hatte Hildesheimer bemerkt, dass „eine wesentliche Vorbedingung für jede Biographie [...] nicht nur die Fixierung an das Objekt, sondern größtmögliche Annäherung durch den Versuch der Identifikation“¹⁸ sei – doch nicht ohne wenige Seiten später das Erfordernis der Objektivierung zu betonen.¹⁹ Dieses Erfordernis versuchte ich nicht nur durch eine dichte Quellenbasis zum Ausdruck zu bringen, sondern nicht weniger durch eine im Stil stets aufrechterhaltene Distanz zur Person, die, wie mir scheint, zuweilen durchaus als Ferne wahrgenommen werden kann. Für mich selbst, vielleicht ausschließlich subjektiv wahrnehmbar, trägt sie das Siegel des Respekts. ‚Vertraulichkeiten‘ jedenfalls werden Leserinnen und Leser in diesem Buch nicht finden.

Bei der Bewältigung der hier aufgeführten Herausforderungen – ein durch Verfolgung und Exil fragmentierter Lebenslauf; die Bedeutung transkultureller Milieus; die Versuchung der Identifikation mit dem Protagonisten – leisteten mir nicht nur meine Herkunftsdisziplin, sondern mehr noch einige spezifischere Lernprozesse während meines Studiums in Hamburg wertvolle Dienste. Natürlich legte mein Studium der Literaturwissenschaft und der Geschichte entscheidende Grundlagen für eine Schriftsteller-Biographie mit wissenschaftlichem Anspruch. Doch als deutlich prägender für meine Bereitschaft, den genannten und einigen weiteren Herausforderungen dieser Biographie zu begegnen, erachte ich die Lehren, die mir im Umkreis Klaus Brieglebs Ende der 1980er, Anfang der 1990er Jahre erteilt wurden. In einem unter den Beteiligten bis heute legendären „Autonomen Seminar“, das in enger Anlehnung an Brieglebs Stil der Lektüre und ihrer Diskussion und oft ohne seine persönliche Anwesenheit über etliche Jahre arbeitete, stand die Schulung einer Wahrnehmungsgenauigkeit gegenüber literarischen Texten im Mittelpunkt, die Literatur stets auch als Zeugnis der Kämpfe des Menschen gegen den Menschen zu begreifen versuchte. Brieglebs versammelte „Arbeiten zur politischen Philologie 1978–1988“, die 1989 unter dem Titel *Unmittelbar zur*

17 Marcel Reich-Ranicki: Fragen Sie Reich-Ranicki. In: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 09.11.2008, S. 28.

18 Hildesheimer: Subjektivität des Biographen, S. 133.

19 Vgl. ebd., S. 137.

Epoche des NS-Faschismus im Suhrkamp Verlag erschienen, bildeten den Ausgangspunkt zahlreicher vielstündiger Diskussionen mit und ohne Autor. Bei aller Reserve, mich hier in eine explizite ‚Schule‘ stellen zu wollen, was mir nicht zusteht, messe ich hingegen dem Anregungsgehalt, den ich durch diese Lektüren und die sie begleitenden Debatten erhielt, eine kategoriale Bedeutung auch für die Verwirklichung dieser Biographie zu. In diesen Hamburger Jahren standen nicht nur die denkbar komplexen, aber stets intensiven Austauschverhältnisse zwischen der Literatur und der materiellen, der gesellschaftlichen, der sozialen Existenz der Menschen, dem Terror und der Vernichtung, denen sie im Verlauf der Geschichte ihrer Gattung immer wieder ausgesetzt waren, im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Als das paradigmatische Beispiel dieses unauflösbaren Konnexes trat uns – in unseren Lektüren, in unseren Diskussionen, aber auch im Blick auf unsere akuteste Gegenwart – jene Unmittelbarkeit zur Epoche des Nationalsozialismus entgegen, die im „Modell Deutschland“ Helmut Schmidts, aber auch der Kohl-Ära eigentümlich zwischen Versteckt-Werden und immer wieder überraschendem Aufblitzen oszillierte. Es ist diese Erfahrung wissenschaftlichen Arbeitens, die auf ganz andere Weise den ‚Desiderat‘-Charakter einer Hildesheimer Biographie begründete als es etwa der väterlich-tätschelnde Ratschlag eines gütig-wohlwollenden Doktorvaters oder das ‚Ergebnis‘ einer Diskussion auf einer Jahrestagung des Germanistenverbandes vermocht hätten. Auf derlei Institutionen blickten wir Mitglieder des „Autonomen Seminars“ damals arrogant herab. Das gehörte – so muss man es in historiographischer Perspektive bewerten – damals wohl unweigerlich dazu.

Ein Ausgangspunkt: Hildesheimers kurze Selbstbiographien

So ausgerüstet, konnte die Arbeit an einem Arbeitsplatz, den ich hier kürzelhaft ‚Werkstatt‘ nennen möchte, beginnen. An ihrem Anfang stand eine gründliche Bestandsaufnahme sowohl von Hildesheimers Schriften, einer auf zahlreiche Archive in Europa und den USA verstreuten Korrespondenz, der umfangreichen Forschungsliteratur sowie einer enormen Anzahl von Rezensionen seiner Produktion seit 1950. Bei der Musterung dieses Materials ergab sich eine unerwartete Möglichkeit, auf Hildesheimers kritische Positionierung zum biographischen Genre auf eine Weise zu antworten, die ihr kaum umfassend gerecht zu werden vermochte, aber doch den Anschluss an eine originäre Modifikation suchte. Wolfgang Hildesheimer hatte zwischen 1953 und 1963 nicht weniger als fünf kurze autobiographische Abrisse

verfasst unter so unzweideutigen Titeln wie „Lebenslauf“, „Kleine Selbstbiographie“ oder auch „... und so wurde ich Schriftsteller“²⁰; eine weitere erschien 1966. Diese von der Forschung zuvor nicht beachteten Texte vollzogen gleichsam in kleinem Format, was erst viele Jahre später im *Mozart* und im *Marbot* zur vollen Entfaltung kam: eine systematische Destruktion der Form der (Künstler-)Biographie sowie die Ausstellung der Kontingenz *und* gleichzeitigen Produktivität der Erfahrungen. Einen archimedischen Punkt bildet Hildesheimers wiederholter Hinweis darauf, dass er dadurch zum Schriftsteller geworden sei, dass es eines Tages im Januar – an anderer Stelle ist es ein Tag im Februar – in seinem Atelier so kalt gewesen sei, dass er sich in einen Raum habe zurückziehen müssen, der zu dunkel zum Zeichnen, nicht aber zum Schreiben gewesen sei. Und unter dem Titel „... und so wurde ich Schriftsteller“ las das Publikum des Periodikums *Spektrum des Geistes* im Jahr 1956 etwa folgende eigentümliche Erklärung:

Ich wurde am 9. Dezember 1916 in Hamburg geboren. Meine ersten beiden Jahrzehnte verbrachte ich in Hamburg, Berlin, Cleve, Nymwegen, Mannheim, der Odenwaldschule, Frensham Heights School (England), Jerusalem, London, Cornwall, der Schweiz, und wieder Jerusalem; und zwar als Säugling, Kind, Elementarschüler, Tischlerlehrling, Kunststudent, Graphiker und Müßiggänger, das letztere zwischen längeren Perioden der Tätigkeit, jedoch nicht weniger intensiv. Dann brach der Krieg aus, und ich wurde, dank dieser vorzüglichen Vorbildung, englischer Informationsoffizier in Palästina.²¹

Allein die fast leiernd wirkende Aufzählung der Wohn- und Bildungsorte, dazu der Mangel eines irgend nachvollziehbaren kausalen Zusammenhangs ihrer Aufeinanderfolge konterkarieren die Vorstellung von einem Leben als Verwirklichung eines Bildungsganges, der mit jener inneren Zwangsläufigkeit erfolgt, die dem deutschen Publikum vor allem durch das Muster des Bildungsromans eingeprägt worden war, geschweige denn eines Künstlerlebens, das von etwas wie Berufung, Schaffensdrang, Empfindsamkeit und Schicksalhaftigkeit bestimmt sein sollte. Bemerkungen wie die über seinen „größte[n] Stolz“, sein Gesellenstück als Möbeltischler, „ein[en] Stuhl“, „denn

20 Wolfgang Hildesheimer: Lebenslauf. In: *Der Jungbuchhandel* 17 (1963), S. 126–127; ders.: Kleine Selbstbiographie. In: Schauspielhaus Düsseldorf (Hrsg.): *Der Drachenthron. Programmheft zur Uraufführung*, 23.04.1955, o. P.; ders.: „... und so wurde ich Schriftsteller“. In: *Spektrum des Geistes* 5 (1956), S. 144.

21 Hildesheimer: „...und so wurde ich Schriftsteller“.

Stühle zu machen ist schwer“,²² oder die unvermittelt eingestreute Bemerkung „[D]ie Unlust hat in meinem Leben immer eine große Rolle gespielt“²³ unterstreichen den nicht nur persiflierenden, sondern im Kern destruirenden Charakter seiner vorgeblichen autobiographischen Einlassungen. Er war nicht nur jener bereits erwähnten, im *Mozart* ausgesprochenen Skepsis gegenüber aller Biographie und aller Geschichtsschreibung geschuldet, sondern ebenso der Einsicht, dass die deutsche Tradition in der Mitte des 20. Jahrhunderts in Hinblick auf den interkulturell geschulten, mehrsprachig und sowohl in Literatur wie Malerei aktiven Künstler schlechterdings kein Narrativ besaß, das irgend ‚Kohärenz‘ zu stiften, d. h.: diesen Künstler in einen genetischen Zusammenhang zur europäischen Geschichte der Künste einzurücken in der Lage war. Hildesheimers Erfahrung des Umgangs des westdeutschen Literaturbetriebes mit Exil-Autor:innen – für ihn beispielsweise aus der Nähe ablesbar in der Gruppe 47 – hatten keinen Zweifel daran lassen können, dass ein Künstler wie er eine Künstlerbiographie nach dem im Westdeutschland dieser Jahre vorwaltenden Verständnis schier *nicht hatte*, dass sich sein Leben nach den an diesem Ort für dieses Genre gültigen Maßstäben *nicht hinreichend ordnen ließ*.

Am Ende des ersten Kapitels meiner Hildesheimer-Biographie versuche ich, eine Summe meiner Analyse von Hildesheimers Kurzbiographien und zugleich die Konsequenzen für meine eigene biographische Arbeit zu ziehen; diese Bilanz bezeichnet den schmalen Grat, auf dem ich den kritischen Anforderungen, die das Objekt meines Buches selbst formulierte, schwerlich gerecht zu werden vermochte, aber doch in permanentem Bewusstsein von Autor und Leserschaft zu halten versucht habe. Der Abschnitt lautet wie folgt:

Die subversive Radikalität Hildesheimers erwies sich darin, dass er sich nicht auf eine selbstbewusste, ironische Absage an das biographische Narrativ, eine einsinnig negative Geste, beschränkte. Im Gegenteil: Er denunzierte das biographische Genre als eine Mater, die Kohärenz (und durch sie Sinnhaftigkeit) aufzwingen will dort, wo *Erfahrungen* – widersprüchliche, chaotisch vielfältige – den Quellpunkt künstlerischer Produktivität bilden. Das biographische Genre wirft der Kontinenz eines menschlichen Lebens, der Unordnung der in seinem Verlauf gemachten Erfahrungen, der Widersprüchlichkeit getroffener Entscheidungen, dem Regime des Zufalls und der ihm geschuldeten Abbrüche, Neuanfänge oder Stillstände, den

22 Hildesheimer: Kleine Selbstbiographie (Herv. i. Orig.).

23 Hildesheimer: „... und so wurde ich Schriftsteller“.

Konsequenzen schwerlich begründbarer ‚Lust‘- und ‚Unlust‘-Anwendungen ein Netz vermeintlicher Beziehungen über, es konstruiert Zusammenhänge und produziert erst einen ‚Plan‘ dieses Lebens. Dadurch droht es jedoch, die Bedeutung der konkreten subjektgeschichtlichen Erfahrungen, gemacht an einem Ort zu einem bestimmten Zeitpunkt, zu überschreiben, unkenntlich zu machen. Die entschiedene Bereitschaft, sich der Vielfalt der Erfahrungen des bestimmten Lebens – es ist das eigene – zu überlassen, in einem geradezu aufreizend gleichmütigen Vertrauen in ihre Produktivität, und vor allem *ungeachtet* dessen, ob und in welchem Maß diese Erfahrung einer gesellschaftlich definierten ‚Ordnung‘ des Lebens folgen, bildet das zentrale Demonstrandum von Hildesheimers Kurzviten. In ihm gründet ihre spezifische, bei aller Leichtigkeit des Tons subtile Ausstrahlung: als Selbstaussagen eines Künstlers, der sich der Bedeutung seiner Erfahrungen – ungeachtet ihrer offenkundigen Kontingenz – für seine Arbeit bewusst war.

Von diesen beiden zentralen Aspekten in Hildesheimers autobiographischen Kurz-Viten hat das vorliegende Buch seinen Ausgang genommen: von der Reserve gegenüber der Kohärenz stiftenden Dynamik des Genres – und von der Einsicht in die Bedeutung konkreter subjektgeschichtlicher Erfahrungen, gewonnen an bestimmten Orten, zu bestimmten Zeiten, für die Entstehung von Wolfgang Hildesheimers künstlerischem Werk.

Es sind diese Erfahrungen, die seine singuläre Unverwechselbarkeit begründen.²⁴

Werkkomplexe – Ortschaften – Schreibweise

Ungeachtet des Verhältnisses, das ich auf diese Weise zu Hildesheimers Kritik am biographischen Genre zu gewinnen versuchte, skizzierten Formulierungen wie diese bereits erste Auffassungen von der Verschränkung von Leben und Werk dieses Schriftstellers; und nicht zum Geringsten deuteten sie kaum übersehbar nicht nur auf die Legitimation, sondern geradezu auf das Gebot, dieser Verschränkung nachzuspüren. Doch bevor es zu diesen Zeilen hatte kommen können, war jene arbeitsintensive Bestandsaufnahme in der erwähnten ‚Werkstatt‘ erforderlich gewesen.

Zwar waren Hildesheimers Schriften in einer noch kurz vor seinem Tod im Suhrkamp Verlag erschienenen Werkausgabe in sieben umfangreichen Bänden sowie in Vor- und Nachlassbeständen, die der Schriftsteller dem Archiv der Akademie der Künste in Berlin sowie dem Marbacher Archiv überantwortet hatte, sehr gut erschlossen. Anders hingegen sah es mit seinen umfangreichen

24 Braese: *Jenseits der Pässe – Wolfgang Hildesheimer*, S.29–30 (Herv. i. Orig.).

Briefwechseln mit Korrespondenzpartner:innen in zahlreichen Ländern aus. Zwar war der für jede biographische Arbeit zu Hildesheimer unersetzliche umfangreiche Briefwechsel mit seinen Eltern und seiner Schwester in Israel, der von 1937 bis in Hildesheimers letztes Lebensjahr reichte, durch Chawa Teltsch der Forschung im Berliner Archiv zugänglich gemacht worden; und auch der erst kurz zuvor erfolgte Erwerb des Suhrkamp-Archivs durch Marbach erwies sich als glückliche Fügung im Versuch, nicht nur Hildesheimers Verhältnis zu Siegfried Unseld, sondern vor allem auch Aufschlüsse über sein Verhalten in der ökonomischen Sphäre des westdeutschen Literaturbetriebs zu erhalten. Doch die zuvor kaum beachteten Briefwechsel mit den Redaktionen der deutschen Sendeanstalten befanden sich noch in deren Archiven; weitere wichtige Korrespondenzen wie die mit seinem engen Freund noch aus Jerusalemer Tagen, Christopher Holme, und die mit Djuna Barnes, deren *Nachtgewächs* er übersetzt hatte, befanden sich in Oxford und in Washington, D. C. Mit Blick auf die Bedeutung dieser Briefwechsel fiel die Entscheidung, neben der Biographie einen eigenen Band mit einigen der wichtigsten Korrespondenzen zu edieren, wofür ich meinen Kollegen Thomas Wild vom Bard College in Annandale-on-Hudson, New York, sowie meine damalige Doktorandin Olga Blank gewinnen konnte und der im Jahr 2017 im Suhrkamp Verlag erschien. Die Erschließung der umfangreichen Briefwechsel für diese Edition bildete eine unschätzbare Grundlage für die parallel erfolgende Arbeit an der Biographie.

So fesselnd viele dieser Briefe zu lesen waren und so sensationell manche Trouvaille anmutete, so offenkundig war zugleich, dass sich eine naiv-positivistische Lesweise dieser autobiographischen Zeugnisse verbot. Im Gegenteil: Wolfgang Hildesheimer wusste sich seinen denkbar unterschiedlichen Briefpartner:innen stets äußerst individuell anzupassen. Dies erforderte sowohl für die Biographie als auch für die Kommentare der für die Edition ausgewählten Briefwechsel eine umsichtige, oft zeitaufwändige Rekonstruktion der spezifischen personellen, sachlichen und historischen Konstellationen; etliche Briefe an enge Vertraute befließigen sich zuweilen eines Anspielungsreichtums, der nicht immer vollständig aufgeschlüsselt werden konnte. Der kaum zu überschätzende Gewinn dieses Aufwandes bestand hingegen in der Erfahrung, wie sich Schritt für Schritt während dieser Arbeit das Bild einer Person zusammensetzte, die im Zentrum eines für einen deutschsprachigen Schriftsteller seiner Zeit völlig singulären internationalen Netzwerks stand.

Ebenfalls zur Arbeit in der ‚Werkstatt‘ zählte die Aufgabe, Zugänge zu Hildesheimers bildkünstlerischem Werk zu erschließen. Nicht nur erforderte die

signifikante Stellung bildkünstlerischer Aktivitäten in Hildesheimers Werdegang – seine Ausbildung an der Londoner School of Arts and Crafts und seine fortgesetzte einschlägige Tätigkeit, die mit Aussetzen seiner Arbeit als Schriftsteller in den 1980er Jahren wieder zunahm – eine entsprechende Aufmerksamkeit. Als kaum minder bedeutsam ist Hildesheimers intermediales Wirken zu erachten, versah er doch wichtige Texte seines Werks – die *Vergeblichen Aufzeichnungen* von 1963 und die *Zeiten in Cornwall* von 1971 – mit eigenen Graphiken. Hilde Strobbs 2013 erschienene Monographie *Wolfgang Hildesheimer und die bildende Kunst – „und mache mir ein Bild aus vergangener Möglichkeit“* stellte grundlegende kunsthistorische Einordnungen sowie ein 500 Nummern umfassendes Werkverzeichnis zur Verfügung, die die Berücksichtigung dieser Dimension von Hildesheimers Schaffen in der Biographie erst ermöglichten. Eine unmittelbare Anschauung insbesondere der von Hildesheimer geschaffenen Collagen erwies sich dagegen als nicht unkompliziert; nahezu alle befinden sich in Privatbesitz. Immerhin 96 von ihnen sind in Originalgröße in Hildesheimers von Suhrkamp veröffentlichten Collagenbänden *Endlich allein* von 1984, *In Erwartung der Nacht* von 1986 sowie *Landshaft mit Phoenix* von 1991 reproduziert worden; eine Dauerausstellung im Vecchio Monastero in Poschiavo, Graubünden, zeigt zweiundzwanzig seiner Kunstwerke. Die Vielzahl ihrer Bezüge zum schriftstellerischen Werk ist bei Weitem nicht ausgeschritten; auf einige dieser Bezüge versucht die Biographie an verschiedensten Stellen, zu verschiedenen Zeitpunkten dieses Lebens, hinzuweisen.

Eine kaum geringere Bedeutung kam für mich Fotografien als weiteren bildlichen Zeugnissen zu. Problemlos waren beispielsweise Portraitaufnahmen Hildesheimers seit den 1950er Jahren zugänglich – so etwa im Berliner Archiv der Akademie der Künste. Von größerem Interesse waren für mich jedoch Bilder von bisher weniger bekannten Lebensstationen Hildesheimers oder Aufnahmen, die ihn gemeinsam mit Persönlichkeiten zeigen, von deren Kontakt zu ihm bisher nichts bekannt war. Zwei herausragende Aufnahmen dieser Art verdanke ich Inge Thurner, sie und ihre Schwester Prof. Christa Geitner-Vanriet (beide sind Stieftöchter Wolfgang Hildesheimers) leisteten unentbehrliche Hilfestellung für das Projekt. Das eine Foto zeigt Hildesheimer bei der Kontrolle von Tonbändern während der Nürnberger Prozesse, mit den unverkennbaren Kopfhörern – bisher ist mir keine weitere Aufnahme Hildesheimers während seiner Nürnberger Tätigkeit von 1947 bis 1949 bekannt geworden. (Abb. 2) Das zweite Foto zeigt Hildesheimer und seine Frau im Gespräch mit Gersthom Scholem in der Berliner Akademie der Künste 1977, einem



Abb. 2: Wolfgang Hildesheimer, Nürnberg, ca. 1947/1948.

Freund seiner Eltern in Jerusalem, der – wie wir Hildesheimers Briefen entnehmen können – auch für deren Sohn wiederholt ein wichtiger Gesprächspartner war. Eine weitere Aufnahme an abgelegener Stelle fand sich, die Hildesheimer als 22-jährigen Studierenden der Central School in London zeigt; und ein weiteres, im Berliner Archiv bewahrtes, zuvor offenkundig stets unbeachtet gebliebenes Bild zeigt den etwa 28-jährigen in Palästina mit seinen arabischen Freund:innen Rasha und Walid Khalidi – eines der raren optischen Zeugnisse für Hildesheimers Umgang in Palästina jenseits des zionistischen und des britischen Verwaltungsmilieus. (Abb. 3) – Alle diese Bilder konnte ich zu meiner großen Genugtuung – nach der obligatorischen Klärung der Abdruckrechte – in die Biographie aufnehmen.

Als ‚Expeditionen‘ möchte ich jene vergleichsweise kleine Zahl physisch verwirklichter Reisen bezeichnen, deren Ergiebigkeit für die Biographie mir vor Reiseantritt stets völlig unbekannt war. Eine der gleichwohl ergiebigsten war zweifellos mein bereits erwähnter Besuch bei Wolfgang Hildesheimers Schwester Chawa Teltsch in Haifa. Wenn auch zahlreiche Details dieses Gesprächs Eingang in die Biographie gefunden haben, so erachte ich aus heutiger Sicht die Begegnung mit der Persönlichkeit – so auch mit der Jona Rosenfelds – als mindestens genauso konstitutiv in meiner Bemühung, einen Eindruck von der Beschaffenheit jener nächsten sozialen Umgebung zu erhalten, in der Hildesheimer sich zeitlebens bewegte. Unschätzbar wertvoll war ferner der Besuch von Hildesheimers Wohnort seit 1957, dem Örtchen Poschiavo in



Abb. 3
Wolfgang Hildesheimer
mit Rasha und Walid Khalidi,
ca. 1945/1946.

Graubünden, wo mir Inge Thurner nicht nur zahllose Fragen zu ihrem Stiefvater beantwortete, sondern auch den Zugang zu seinem Atelierhäuschen im Zentrum des Orts ermöglichte. Haifa, Jerusalem und Poschiavo stehen jedoch zugleich für spektakuläre, in mehrfacher Hinsicht extreme Landschaften, aus deren unmittelbarer Anschauung irgendwelche Rückschlüsse auf Hildesheimers Arbeit zu ziehen ich zwar zu keinem Zeitpunkt angemessen fand, deren Erfahrung ich gleichwohl als wichtige Rahmung meines Nachdenkens über diesen Künstler empfunden habe. – Über die Bedeutung, die insbesondere mein längerer Aufenthalt in Israel für die Biographie hatte, habe ich bereits einiges ausgeführt.

Eine regelrechte Überraschung bildete hingegen eine ‚Expedition‘, die lediglich vor die eigene Türschwelle führte. Nachdem ich in einem alten Hamburger Adressverzeichnis – ich lebte in dieser Stadt von 1980 mit Unterbrechungen bis 2005 – eine Adresse von Wolfgang Hildesheimers Vater im Hamburger Stadtteil Wilhelmsburg gefunden hatte, ließ ich diesen Hinweis

jahrelang unbeachtet, in der festen Überzeugung, es handle sich hier lediglich um die Margarinefabrik Schlinck, in der der Lebensmittelchemiker kurz nach Beendigung seines Studiums in Berlin 1909 als leitender Angestellter tätig war. Nachdem ich Aufzeichnungen von Hildesheimers Mutter jedoch entnehmen konnte, dass die Familie in einem der 1904 errichteten sogenannten Direktorenhäuser unmittelbar auf dem Fabrikgelände gewohnt hatte, eilte ich in die auch heute allenfalls eingefleischten Wilhelmsburgern bekannte Rotenhäuser Straße, um dort unter Nummer 15 tatsächlich eine der zwei bis heute erhaltenen vergleichsweise modernen Villen vorzufinden. Wenn dieser ‚Fund‘ des Geburtshauses auch für die Biographie keine einschneidende Bedeutung gehabt haben mag, hat es mich doch mit der – für einen Biographen womöglich typischen – Genugtuung erfüllt, dass am Vorabend von Wolfgang Hildesheimers 100. Geburtstag in Anwesenheit seiner beiden Stieftöchter, einiger Literaturwissenschaftler:innen sowie Anwohner:innen eine Gedenktafel am Haus enthüllt werden konnte, die auf ihren berühmten Bewohner und einige seiner wichtigsten Werke hinweist.

Als ‚Labor‘ sei abschließend jener Arbeitsplatz bezeichnet, der nur äußerlich einem Schreibtisch ähnelt, an dem tatsächlich jedoch gleichsam alle ‚Zutaten‘ dieser Biographie in eine Verbindung zu bringen waren, die nicht nur ihrer je spezifischen Bedeutung gerecht zu werden und die erforderliche Balance zwischen ihnen herzustellen vermochte, sondern in dieser angestrebten ‚Gerechtigkeit‘ ihnen und dem Objekt der Biographie gegenüber auch von dem angezielten Publikum würde entziffert werden können. Welches Narrativ war hier möglich – aber auch statthaft, eingedenk der Herausforderungen und Dilemmata der Textsorte ‚Biographie‘, die Hildesheimer selbst so deutlich formuliert hatte?

Tatsächlich fühlte ich mich – mir fällt kein anderer Ausdruck ein – geradezu angezogen von einem bestimmten Modus des *Erzählens*. Bis heute empfinde ich die wie auch immer strukturierte oder ungeordnete Abfolge der Stationen im Leben des Künstlers Wolfgang Hildesheimer als eine faszinierende – ich formuliere hier provisorisch: – Reihe von Erfahrungen und daraus gezogenen produktiven Konsequenzen, die teils verblüffende, teils atemberaubende Aussichten auf historische und gesellschaftliche Sachverhalte ermöglichen, die für uns heute noch virulent sind. Dieser Qualität gewiss, hoffte ich, meiner Darstellung ein Moment der *Spannung* beimischen zu können, das aus nichts anderem gespeist war als dem privilegierten Wissen des Autors vor seinen Leser:innen darüber, was alles noch folgen würde. Mit anderen Worten: Auch wer in den frühen Kapiteln – etwa über die Jahre in London und

Jerusalem – las, sollte ahnen, dass ‚das alles‘ noch – zum akuten Lesezeitpunkt unbestimmte – Folgen haben würde. Gewiss: Damit arbeitete ich unterschwellig einer Kausalisierung zu, die zu Hildesheimers Absage an die Sinnhaftigkeit aller Biographie – wie aller Geschichte – durchaus in Widerspruch steht. Die Lizenz, die ich mir dafür ausstellte, war doppelt begründet. Zum einen bestand die selbstgestellte Aufgabe darin, einem Publikum, das über Wolfgang Hildesheimer – auch aus Gründen, die schon angedeutet wurden – so gut wie nichts wusste, einen ersten Zugang zu verschaffen. In anderen Worten: Vor dem Vergessenwerden schützt nicht zuerst – so meine Überzeugung – eine radikale Absage an die Biographie, sondern die Nachricht von der Existenz des einen bestimmten Künstlers. Zum andern sucht das gewählte Narrativ auch dort, wo es zu ‚erzählen‘ scheint, fortlaufend die Fragilität, das Prekäre jeder irgend stabil scheinenden biographischen Schreibweise zu reflektieren. Dies äußert sich nicht nur in der expliziten Thematisierung von Hildesheimers Biographie-Kritik, wie etwa in dem schon zitierten Abschnitt. Sondern auch dort, wo ordnend eingegriffen wird, wird dies explizit angeführt; ich zitiere hier einen kurzen Abschnitt aus der Einleitung zu Hildesheimers Aktivitäten auf dem Höhepunkt der antiautoritären Bewegung:

Ein genauerer Blick auf diese Jahre kommt nicht aus ohne den Versuch, die zahlreichen divergierenden, chronologisch ineinander verschränkten Aktivitäten Hildesheimers behutsam zu ordnen, um so die ihnen immanenten Zusammenhänge erkennbar zu machen. Denn erst auf diesem Wege wird deutlich: So chaotisch, ja, flirrend sich die kalendarische Chronologie von Wolfgang Hildesheimers Unternehmungen in den Jahren zwischen 1967 und 1973 auch ausnimmt – seine Arbeit blieb nicht nur erkennbar, sondern steigerte ihre Erkennbarkeit als die eines deutschsprachigen Künstlers im äußersten Bewusstsein seiner historischen Rolle am bestimmten Ort. Dieses Bewusstsein hat Hildesheimer nicht mehr verlassen. [...] Dieser bestimmte Ort war Deutschland.²⁵

Es stimmt: Von der hier vorgenommenen Ordnung wird behauptet, sie folge „immanenten Zusammenhängen“. Doch die Überprüfung dieser Behauptung steht nicht nur jeder Leserin / jedem Leser frei, sondern sie oder er ist insofern fortlaufend dazu eingeladen, als die Biographie selbst sich als Lockmittel, als Köder für die – erneute oder erstmalige – Lektüre von Hildesheimers Schriften versteht. Fast alle Rezensent:innen haben sie so gelesen.

25 Braese: *Jenseits der Pässe – Wolfgang Hildesheimer*, S. 321–322.

Ich bemerke jetzt selbst einen Ton der Verteidigung. Er rührt, so glaube ich, von dem Stachel der radikalen Biographie-Kritik, den wohl kein Hildesheimer-Biograph ganz loswerden kann. Ohne dass mit diesem Hinweis zu verschleiern beabsichtigt wäre, dass das hier vorgelegte Buch auch ungeachtet dieses prinzipiellen Einwands manchen Anlass zur Kritik im Detail hervorrufen mag.

Schließen möchte ich mit einer rückhaltlos subjektivistischen Bemerkung. So sehr ich mich bemühen würde, etwa den wissenschaftlichen Standard dieser Biographie zu verteidigen, gegen Angriffe, die ich nicht einleuchtend finde, aber auch Selbstkritik zu üben dort, wo Defizite nachgewiesen werden, hat dieses Buch doch noch einen ganz anderen Stellenwert, wenn Sie so wollen: jenseits der professionellen Sphäre, für mich: Es war ein fesselndes Abenteuer, das mir eine Vielzahl intensiver Begegnungen mit Menschen wie mit Texten beschert hat, und damit eine Bereicherung, von der ich bis heute zehre. Sie hat maßgeblich Anteil an der Erfüllung, als die ich meinen Beruf bis heute erlebe.

Alfred Gall

„Ich gehöre nirgendwo hin, denn ich bin anderswoher“

Biographie und Science-Fiction bei Stanisław Lem

Einführung

Stanisław Lem (1921–2006) gehört zwar zu den weltweit bekanntesten Science-Fiction-Autoren.¹ Die Betrachtung seines Lebens stand jedoch lange Zeit im Schatten der Analyse seines Schreibens. Diese Ausgangslage hat sich in den letzten Jahren signifikant verändert, seit biographische Studien vorliegen, die ein neues Licht auf das scheinbar bereits erschlossene Werk werfen.² Ein Grund für die Ausblendung der Biographie ist bei Lem selbst zu finden, der sich auch in umfangreichen Interviews nur am Rande zu seinem Leben äußerte, teilweise widersprüchliche Angaben machte, ansonsten aber hauptsächlich über sein Werk und dessen Bedeutung

1 Eine ältere Übersicht über die internationale Rezeption Lems zu Lebzeiten des Autors bietet Jerzy Jarzębski (Hrsg.): *Lem w oczach krytyki światowej*. Kraków: Wydawnictwo Literackie 1989. Eine aktuelle Übersicht findet man in: Waclaw M. Osadnik / Peter Swirski: *Lem Redux. From Poland to the World*. In: Dies. (Hrsg.): *Lemography. Stanisław Lem in the Eyes of the World*. Liverpool: Liverpool UP 2014, S. 1–16; Alexander Friedrich / Alfred Gall / Petra Gehring / Peter Oliver Loew et al.: „Kosmos Lem“. Zur Einführung. In: Dies. (Hrsg.): *Kosmos Stanisław Lem. Zivilisationspoetik, Wissenschaftsanalytik und Kulturphilosophie*. Wiesbaden: Harrassowitz 2021, S. 3–15.

2 Vgl. Agnieszka Gajewska: *Zagłada i gwiazdy. Przeszłość w prozie Stanisława Lema*. Poznań: Wydawnictwo Naukowe UAM 2016; dies.: *Stanisław Lem. Wypędzony z Wysokiego Zamku. Biografia*. Kraków: Wydawnictwo Literackie 2021; Wojciech Orliński: *Lem. Życie nie z tej ziemi*. Wołowiec: Czarne, Agora 2017; mit Fokussierung auf Lems Leben in der Volksrepublik Polen ders.: *Lem w PRL-u czyli nieco prawdy w zwiększonej objętości*. Kraków: Wydawnictwo Literackie 2021.

sprach.³ In seiner Autobiographie *Wysoki Zamek (Das Hohe Schloß)*, die 1966 erschien, begrenzt sich Lem auf die Schilderung seiner Kindheit und Jugend in Lemberg (poln. Lwów, ukr. L'viv).⁴ In seinen Erinnerungen geht er kaum auf seine jüdische Herkunft ein, was zum einen mit der assimilierten Position der Familie zusammenhängt – eine Tatsache, die Lem nach dem Krieg mit Nachdruck herausstellte, als er pointiert formulierte, er habe erst durch Hitler begriffen, dass er jüdisch sei. Zum anderen macht sich darin eine in ihrem fraglosen Selbstverständnis erschütterte Identität bemerkbar, die nach der existenziellen Gefährdung in der Zeit des Zweiten Weltkriegs in Verschwiegenheit gehüllt wird, sei es wegen einer nachhaltigen Traumatisierung, sei es zur Abwehr des auch nach dem Kriegsende virulenten Antisemitismus, der in der Volksrepublik Polen, wie z. B. mit der antisemitischen Kampagne von 1968, mitunter auch direkt von Staat und Partei geschürt wurde.⁵ Krieg und Okkupation haben tiefe Spuren in Lems Leben und Schreiben hinterlassen, seine politischen und literarischen Optionen geprägt und sich – was im Folgenden näher erläutert werden soll – auch in der Hinwendung zur Science-Fiction bemerkbar gemacht.⁶ Jüdisches Leben erzählen – das bezieht sich im Folgenden vor allem auf Lems Weg zu seiner Autorschaft, also auf den Übergang aus der Zivilisationskatastrophe von Krieg und Vernichtung zum literarischen Schaffen im Bereich der Science-Fiction.

Die nachstehenden Ausführungen stützen sich u. a. auf eine Lem-Biographie des Verfassers, deren Ziel darin bestand, in einer allgemeinverständlichen Darstellung mit überschaubarem Umfang das literarische Werk des polnischen Autors in seinen zeitgeschichtlichen Zusammenhängen vorzustellen.⁷ Unmittelbarer Anlass für die Veröffentlichung bei der Wissenschaftlichen

3 Vgl. Stanisław Bereś / Stanisław Lem: *Lem über Lem. Gespräche*, aus d. Poln. v. Edda Werfel / Hilde Nürenberger. Frankfurt am Main: Insel 1986; Tomasz Fiałkowski / Stanisław Lem: *Świat na krawędzi. Ze Stanisławem Lemem rozmawia Tomasz Fiałkowski*. Warszawa: Wydawnictwo Literackie 2007.

4 Vgl. Stanisław Lem: *Das Hohe Schloß*, aus d. Poln. v. Caesar Rymarowicz. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1974.

5 So fiel Seweryn Kahane, ein Verwandter Lems, dem Pogrom von Kielce am 04.07.1946 zum Opfer. Mira Milgram, die Schwester Seweryn Kahanes, schildert, wie Lem und ihr Bruder die deutsche Okkupation in teils gemeinsam genutzten Verstecken überstanden; nach dem Pogrom ging sie schockiert in die Emigration; vgl. dazu Gajewska: *Stanisław Lem*, S. 148–149, 204.

6 Vgl. Jerzy Jarzębski: *Zufall und Ordnung. Zum Werk Stanisław Lems*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1986, S. 11–12.

7 Vgl. Alfred Gall: *Stanisław Lem. Leben in der Zukunft*. Darmstadt: wbG Theiss 2021.

Buchgesellschaft war Lems hundertster Geburtstag im Jahr 2021. Im Unterschied zu den in Polen publizierten Biographien richtet sich dieses Buch gezielt an eine deutschsprachige Öffentlichkeit, für deren besseres Verständnis bestimmte politische oder literarische Kontexte genauer zu erläutern waren, die für eine polnische Leserschaft als bekannt vorauszusetzen sind. Zugleich bot sich auch die Gelegenheit zu einer transnationalen Einbettung von Lems Werk, das in Polen oft als isolierter Monolith betrachtet wird. Der Blick von außen war damit als Erweiterung etablierter Perspektiven und als Brückenschlag zwischen zwei Sprach- und Kulturräumen angelegt.

Eine Biographie erlaubt es, ganz unterschiedliche Themenbereiche durch das Prisma eines Lebens zu erschließen, also historische, politische, aber auch literatur-, kultur- und alltagsgeschichtliche Aspekte zu beleuchten. Daraus ergab sich für den Verfasser die Möglichkeit, Lems Leben in vielfältigen Konstellationen mit seinem Schreiben zu korrelieren, ohne dabei der naiven Illusion zu erliegen, dass das Werk aus der Biographie selbst ableitbar oder gar auf sie reduzierbar wäre.⁸ Mit diesem Zugang ging allerdings auch der Verzicht auf die Darstellung einer intimen oder auf persönliche Facetten fokussierten Lebensgeschichte einher, denn im Vordergrund stand das Bemühen, in einer kompakten und prägnanten Darstellung diejenigen Faktoren, Rahmenbedingungen sowie Ausgangsvoraussetzungen zu erhellen, die Lems Autorschaft prägten. Biographisches Schreiben, das so konzipiert ist, nimmt verschiedene wissenschaftliche Disziplinen in Anspruch (v. a. Literatur- und Geschichtswissenschaft) und bleibt dennoch der Orientierung an einer nichtwissenschaftlichen Leserschaft verpflichtet. Dieser Spagat mag an der einen oder anderen Stelle für Vereinfachungen oder Zuspitzungen verantwortlich sein, gleichzeitig wird damit aber auch die Einschränkung auf ein Fachpublikum vermieden.

Eine Schwierigkeit, die mit der Arbeit an der Biographie verbunden war, bestand in den coronabedingten Reisebeschränkungen, die es verunmöglichten, den in Krakau aufbewahrten Nachlass des Schriftstellers mit all dem unveröffentlichten Material, insbesondere der Korrespondenz, eingehend zu sichten. Mit der für die Darstellung gewählten Vorgehensweise, die eine breit gefächerte Kontextualisierung von Lems Werk entlang des roten Fadens seines Lebens anstrebte, konnte diese Beeinträchtigung freilich bewältigt werden.

⁸ Das Buch sollte also gerade nicht der von Löwenthal kritisierten „biographischen Mode“ folgen, vgl. Leo Löwenthal: *Literatur und Massenkultur*. In: Ders.: *Schriften*, Bd. 1, hrsg. v. Helmut Dubiel. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1990, S. 231–257.

Wer jedoch weit ausführlichere Informationen zu Lems Lebensgeschichte mit detailliert dokumentierten Einblicken in höchst persönliche oder gar intime Angelegenheiten des Autors zu erhalten wünscht, wird in den neueren polnischen Biographien, die aber nicht in deutschen Übersetzungen vorliegen, fündig werden.⁹ Mit dem eigenen Buch zu Lems Leben verfolgte der Verfasser ein anderes Ziel: Das noch heute gerade auch im deutschsprachigen Raum intensiv rezipierte Werk des polnischen Autors sollte mit einer der Lebensgeschichte folgenden Verortung in historischen, politischen und kulturellen Zusammenhängen in seiner Besonderheit und Aktualität präsentiert werden. Aufmerksamkeit verdiente dabei zweifellos Lems Weg zur Literatur sowie die Entwicklung einer eigenen Vorstellung von Schreiben und Autorschaft, für deren Genese die Erfahrung des Zweiten Weltkriegs, insbesondere die Shoah, ganz entscheidend war.

Während des Kriegs in Lemberg.

Die sowjetische und die deutsche Okkupation

Am 1. September 1939 brach mit dem deutschen Überfall auf Polen der Zweite Weltkrieg aus. Lemberg, die Heimatstadt der Familie Lem (die Eltern Sabina und Samuel Lem sowie Stanisław Lem selbst), wurde schon am 1. September 1939 durch Bombardements in Mitleidenschaft gezogen. Bereits am 12. September griffen deutsche Truppen Lemberg an und schon am 18. September tauchten in der Umgebung der Stadt sowjetische Soldaten auf. Die deutschen und sowjetischen Verbände agierten gemeinsam und nahmen Lemberg von zwei Seiten in die Zange, sodass sich die Stadt schließlich nach aussichtslosem Kampf am 22. September ergab.¹⁰ Für Stanisław Lem war dies ein Schock:

Ich erinnere mich genau, daß ich 1939, als das 20. Regiment der Schweren Artillerie die Zitadelle verließ und sich ergab, zusammen mit allen auf der Straße stand und weinte. Da gibt es nichts zu theoretisieren.¹¹

9 Zu nennen sind an erster Stelle die folgenden Biographien: Gajewska: *Zagłada i gwiazdy*; dies.: *Stanisław Lem*; Orliński: *Lem. Życie nie z tej ziemi*.

10 Vgl. Gajewska: *Stanisław Lem*, S. 123–134; zum historischen Kontext vgl. Christoph Mick: *Kriegserfahrungen in einer multiethnischen Stadt. Lemberg 1914–1947*. Wiesbaden: Harrassowitz 2010, S. 419–421.

11 Bereś / Lem: *Lem über Lem*, S. 255.

Lemberg fiel an die Sowjetunion.¹² Die neue Macht intervenierte in Stanisław Lems Lebensplanung. Sein Traum, am Polytechnikum ein Studium zu absolvieren, zerschlug sich an den Bestimmungen des Sowjetstaats, der anordnete, dass Klassenfeinde nicht zu einem solchen Studium zuzulassen seien. Lems Immatrikulationsgesuch wurde mit dem Hinweis auf die bourgeoise Herkunft – der Vater war ein angesehener Arzt – abgewiesen. Samuel Lems Verbindungen ermöglichten aber dem Sohn die Aufnahme eines Medizinstudiums an der Universität.

Mit dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 sollte sich die Situation von Grund auf ändern. Erste deutsche Einheiten erreichten Lemberg schon am 30. Juni 1941. Als die Stadt unter deutsche Kontrolle geriet, wurde das Ausmaß der Massaker des NKVD, des sowjetischen Innenministeriums, bekannt. Die Empörung wurde von den neuen Okkupanten für einen Pogrom genutzt. Deutsche Anordnungen, eine aufgeheizte Stimmung und der verbreitete Antisemitismus erzeugten eine fatale Wirkung. Mehrere hundert Juden wurden im Zuge dieser Gewalttaten getötet. Eine deutsche Einsatzgruppe tat das Ihre und erschoss über 3.000 Juden. Unter den Getöteten befand sich auch Henryk Heschel, ein Cousin von Stanisław Lem, der sich seinerseits in Lebensgefahr befand: Lem wurde mit einer Gruppe anderer Juden dazu gezwungen, Leichen aus einem NKVD-Gefängnis herauszutragen.¹³ Schon mit dem Beginn der deutschen Okkupation wurde den Bewohnern Lembergs bewusst, dass systematisch organisierte Gewalt zur neuen Ordnung gehören sollte.¹⁴ Stanisław Lem äußerte sich nur selten öffentlich über die damalige Zeit.¹⁵ In einer Dokumentation von Janusz Janicki beschränkte er sich auf die lakonische Feststellung: „Aber dann begannen meine Nächsten

12 Zum Übergang von der deutschen zur sowjetischen Herrschaft und zur Stalinisierung der Verhältnisse vgl. Mick: *Kriegserfahrungen*, S. 421–466. Zur ersten sowjetischen Herrschaft in Lemberg 1939 bis 1941 vgl. Tarik Cyril Amar: *The Paradox of Ukrainian Lviv. A Borderline City between Stalinists, Nazis, and Nationalists*. Ithaca, NY: Cornell UP 2015, S. 44–87.

13 Vgl. Gajewska: *Stanisław Lem*, S. 132; Orliński: *Lem. Życie nie z tej ziemi*, S. 64.

14 Zur nationalsozialistischen Besatzungspolitik und den unterschiedlichen Plänen bzgl. jüdischer und nichtjüdischer Bevölkerung vgl. Czesław Madajczyk (Hrsg.): *Vom Generalplan Ost zum Generalsiedlungsplan*. München: Saur 1994; ders.: *Die Okkupationspolitik Nazideutschlands in Polen 1939–1945*. Köln: Pahl-Rugenstein 1988; Jerzy W. Borejsza: „Śmieszne sto milionów Słowian...“. *Wokół światopoglądu Adolfa Hitlera*. Warszawa: Neriton, Instytut Historii PAN 2006, bes. S. 85–131, 133–155; Isabel Heinemann: *Rasse, Siedlung, deutsches Blut. Das Rasse- und Siedlungshauptamt der SS und die rassenpolitische Neuordnung Europas*. Göttingen: Wallstein 2003, S. 187–303, 357–415.

15 Vgl. Orliński: *Lem. Życie nie z tej ziemi*, S. 56; Gajewska: *Stanisław Lem*, S. 134–170.

zu verschwinden.¹⁶ Die meisten Verwandten der Familie Lem wurden während der deutschen Besatzung getötet. Lems Ehefrau Barbara bat später die Gäste des Paares darum, auf Fragen zu diesem Thema zu verzichten, da sie ihren Mann zu sehr belasten würden.¹⁷

Im Angesicht der Vernichtung. Stanisław Lem und die Schoah

Mit massiven Repressionen wurde ein eigenständiges Leben der polnischen Nation verunmöglicht. Von der Schließung polnischer Universitäten war auch Stanisław Lem betroffen, der sein Studium nicht fortsetzen konnte.¹⁸ Gegenüber den schon argen Bedingungen, unter denen die polnische Bevölkerung lebte, nahm sich die Lage der Juden im besetzten Polen noch weit dramatischer aus – sie sollten restlos beseitigt werden. Zu diesem Zweck wurden sie zunächst in Ghettos isoliert und im weiteren Verlauf der deutschen Okkupation mehrheitlich zu Tode gebracht. Auch die Familie Lem sah sich der Gefahr der Vernichtung ausgesetzt. In Lemberg wurde im Herbst 1941 das Ghetto eingerichtet und die Juden zwangsweise dorthin umgesiedelt. Über die Familie Lem berichtet Władysław Bartoszewski, dass es ihr gelungen sei, mithilfe des polnischen Widerstands aus dem Ghetto zu fliehen und in der Stadt unterzutauchen.¹⁹ In Lemberg wurde der Arbeitszwang für alle Juden im Alter von 14 bis 60 Jahren eingeführt. Im November 1941 richteten die Okkupanten an der Janowska-Straße auch ein Zwangsarbeitslager ein, das im Laufe der Zeit zum „zentralen Arbeits- und Vernichtungslager im Distrikt Galizien“²⁰ wurde. Nach sowjetischen Schätzungen sind in diesem Lager 200.000 Jüdinnen und Juden vernichtet worden.²¹

16 Stanisław Lem in der ihm gewidmeten Folge des *Salon Kresowy* [Kresy-Salon], zit. n. Orliński: *Lem. Życie nie z tej ziemi*, S. 68.

17 Vgl. Orliński: *Lem. Życie nie z tej ziemi*, S. 69.

18 Vgl. Fiałkowski / Lem: *Świat na krawędzi*, S. 39.

19 Vgl. Władysław Bartoszewski: *Mój przyjaciel pesymista* [Stanisław Lem]. In: Ders.: *Pisma wybrane*, Bd. 6: 2002–2012, hrsg. v. Andrzej Krzysztof Kunert. Kraków: Universitas 2012, S. 356–369, bes. S. 363–364; Gajewska: *Zagłada i gwiazdy*, S. 79, S. 118 zu Bartoszewski.

20 Dieter Pohl: *Nationalsozialistische Judenverfolgung in Ostgalizien 1941–1944*. München: Oldenbourg 1997, S. 203.

21 Vgl. Adam Redzik: *Janowskie piekło*. In: Michał Maksymilian Borwicz (Hrsg.): *Uniwersytet zbirów. Rzecz o Obozie Janowskim we Lwowie 1941–1944*. Kraków: Wysoki Zamek 2014, S. 220–238, bes. S. 235; Waitman Wade Beorn: *Last Stop in Lwów: Janowska as a Hybrid Camp*. In: *Holocaust and Genocide Studies* 32,3 (2018), S. 445–471; Thomas Sandkühler: *Endlösung in Galizien. Der Judenmord in Ostpolen und die Rettungsinitiativen von*

Stanisław Lem gelang es, in der Firma Rohstofferrfassung des Berliner Industriellen Viktor Kremin als Automechaniker und -elektriker Unterschlupf zu finden, obschon er für diese Tätigkeit keine berufliche Qualifikation mitbrachte.²² Viktor Kremin war als sogenannter Treuhänder in den Distrikten Radom und Lublin tätig gewesen, bevor er mit seinen Geschäften auch in den neu geschaffenen Distrikt Galizien ausgriff.²³ Sein Geschäftsmodell beruhte darauf, Unternehmen, die von der SS in Besitz genommen wurden, gegen eine Gebühr mit jüdischer Zwangsarbeit zu betreiben. In Lemberg war ihm die Rohstofferrfassung übertragen worden. Das Unternehmen sollte kriegswichtige Materialien für die weitere Verwendung vorbereiten bzw. recyceln. Gesammelt und wiederverwertet wurden abgeschossene Flugzeuge, zerstörte Panzer und Fahrzeuge, darüber hinaus Papier und Textilien (v. a. Uniformen), Koppelschlösser; aber auch Munitions- und Geschossrückstände wurden für den erneuten Gebrauch aufbereitet. Als mit der Aktion Reinhardt 1942 die Vernichtung der Juden im Generalgouvernement in vollem Gange war, wurde auch zunehmend die Hinterlassenschaft von Juden (z. B. Kleider, Koffer) zur Rohstofferrfassung gebracht.

Während seiner Tätigkeit in der Rohstofferrfassung unterhielt Lem Kontakte zum polnischen Untergrund, für den er Materialien aus dem Unternehmen heraus schmuggelte. Daneben ergaben sich Gelegenheiten für Sabotage, etwa mit mangelhaften Reparaturen. Lem war an solchen Sabotageakten beteiligt. Er schüttete zum Beispiel Sand in den Tank von Fahrzeugen oder schnitt Bremsschläuche an. Auch versorgte er den Widerstand mit Sprengstoff, Patronengürteln oder Tellermagazinen für automatische Waffen.²⁴ Die Arbeit in der Rohstofferrfassung bot nicht nur die Möglichkeit, Material für den Widerstand abzuzweigen, sondern auch die Gelegenheit, aus dem gesammelten Papier, zu dem auch Dokumente, Urkunden oder Formulare gehörten, dringend benötigte arische Ausweise und Kennkarten anzufertigen.

Berthold Beitz 1941–1944. Bonn: Dietz Nachfolger 1996, bes. S. 185–190; Pohl: *Nationalsozialistische Judenverfolgung*, S. 172–174; Waitman Wade Beorn: *The Holocaust in Eastern Europe. At the Epicenter of the Final Solution.* London / New York / Oxford / New Delhi: Bloomsbury Academic 2018, S. 221–222, 231–233, 251–252.

22 Vgl. Gajewska: *Stanisław Lem*, S. 135–138.

23 Vgl. zu Kremin: Eliyahu Yones: *Żydzi Lwowa w okresie okupacji 1939–1945*, aus d. Russ. v. Wiesława Promińska. Łódź: Oficyna Bibliofilów 1999, S. 96–97.

24 Zu Lems Arbeit für Kremin und den Kontakten zum polnischen Widerstand vgl. Orliński: *Lem. Życie nie z tej ziemi*, S. 70–85.

Lem hat die Erfahrungen bei der Rohstofffassung in der autobiographisch gefärbten Roman-Trilogie *Czas nieutracony* [Die nichtverlorene Zeit] im zweiten Teil mit dem Titel „Wśród umarłych“ [Unter Toten] geschildert.²⁵ Hier ist ebenfalls der Aktion Reinhardt ein gleichnamiges Kapitel gewidmet, wobei in der Romanfigur Zygryd Kremin unverkennbar der echte Viktor Kremin steckt. Im Kapitel „Rohstofffassung“ aus dem gleichen Teil der Trilogie stellt Lem dessen Geschäftspraxis prägnant dar:

Unter dem Namen ROHSTOFFERFASSUNG war eine Firma tätig, die sich mit dem Sammeln von allerlei Abfällen, Altmetall und Lumpen befasste. [...] In der Firma arbeiteten fast ausschließlich Juden. [...] In Tat und Wahrheit bezahlten sie Kremin dafür, dass er sie aufnahm, und sie zahlten so großzügig, dass aus dieser Quelle die höchsten Einkünfte in die Taschen des Direktors flossen.²⁶

Auf dem Höhepunkt der Aktion Reinhardt musste sich Lem neu orientieren, denn die auf seinen Namen ausgestellte Arbeitskarte schützte ihn nicht mehr. Er gelangte in den Besitz gefälschter Papiere, die ihn als Jan Donabidowicz auswiesen. Mit dieser neuen Identität entging Lem der Vernichtung. Allerdings musste er, da er bereits unter seinem richtigen Namen in der Rohstofffassung tätig gewesen war, den Arbeitsort verlassen und untertauchen. Viele Details aus dieser Zeit bleiben unklar. Sicher ist auf jeden Fall, dass er unter der falschen Identität in wechselnden Wohnungen versteckt gehalten wurde und so die Zeit der deutschen Okkupation überstand.²⁷ Stanisław Lem alias Jan Donabidowicz schrieb sich daneben als Leser in einer städtischen Bücherei ein und verbrachte die Zeit bis zum Kriegsende auch als passionierter Leser.²⁸

25 Vgl. Stanisław Lem: *Czas nieutracony*. Kraków: Wydawnictwo Literackie 1957, Bd. I: Szpital Przemienienia, S. 5–189; Bd. II: Wśród umarłych, S. 191–400; Bd. III: Powrót, S. 401–662. Eklatante Übereinstimmungen zwischen der Schilderung im Roman und der erlebten Realität hebt Mira Milgram in ihren Erinnerungen an ihren Bruder, Seweryn Kahane, und Stanisław Lem hervor; vgl. Gajewska: *Stanisław Lem*, S. 149–150. Auch Lem erklärte, dass die Darstellung der Verhältnisse in der Rohstofffassung realitätsgetreu sei, vgl. Fiałkowski / Lem: *Świat na krawędzi*, S. 45–46; Orliński: *Lem. Życie nie z tej ziemi*, S. 84–85.

26 Stanisław Lem: *Czas nieutracony*, S. 217 (alle Übersetzungen aus dem Polnischen, sofern nicht anders angegeben, A. G.).

27 Für mehr Einzelheiten vgl. Gajewska: *Stanisław Lem*, S. 144–158.

28 Vgl. ebd., S. 123; Orliński: *Lem. Życie nie z tej ziemi*, S. 88–90.

Für die überlebenden Juden war mit dem Vorstoß der Roten Armee nach Lemberg Rettung vor der drohenden Vernichtung gekommen. Auch für die Familie Lem entfiel mit dem Abzug der Deutschen die Notwendigkeit, sich weiterhin zu verstecken. Normalität kehrte jedoch nicht ein. Die Bevölkerung in den von den Deutschen besetzten Gebieten wurde von der Sowjetmacht der Kollaboration und Kooperation verdächtigt. Stanislaw Lem war während des Kriegs in Kremins Rohstoffeffassung beschäftigt und damit für die deutsche Kriegsindustrie tätig, aber auch die Zusammenarbeit mit dem polnischen Widerstand war ein Thema, das gegenüber der neuen Staatsmacht besser verschwiegen wurde, denn all dies hätte die Aufmerksamkeit des sowjetischen Sicherheitsapparats erregen können. Auch wenn die Familie Lem von direkten Auswirkungen des mit dem Vorrücken der sowjetischen Truppen einsetzenden stalinistischen Terrors verschont blieb, markierte die zweite sowjetische Besatzung ihrer Heimatstadt Lwów dennoch eine Zäsur.

Die Anfänge als Schriftsteller

Bei Kriegsende kam es zur Neuziehung von Staatsgrenzen und in diesem Zusammenhang zu Flucht und Zwangsumsiedlungen. Dieser Bevölkerungstransfer wurde zur Absicherung der neu gezogenen Grenzen durchgeführt. Polens Grenzen wurden deutlich nach Westen verschoben. Lemberg integrierte man als Teil der Ukraine in die Sowjetunion. Die Familie Lem stand vor der Wahl, entweder die sowjetische Staatsbürgerschaft anzunehmen oder – bei Beibehaltung der polnischen – nach Polen wegzuziehen. Lems Eltern waren der festen Überzeugung, die westlichen Alliierten würden den mit ihnen verbündeten Polen beistehen und die Zugehörigkeit Lembergs zum polnischen Nachkriegsstaat sicherstellen. Das blieb ein frommer Wunsch, denn die realen Kräfteverhältnisse ließen eine solche Regelung nicht zu. Ein Leben im sowjetisch kontrollierten Lemberg war undenkbar. Daher siedelte die Familie Lem nach dem Kriegsende nach Krakau um. Dies geschah wohl im Juli 1945, allerspätestens Anfang 1946.²⁹ Dort ließen sich die Lems an der Śląska-Straße 3 [Schlesische Straße 3] in einer Zweizimmerwohnung nieder.

29 Die Datierung ist umstritten: Lem selbst gibt an, in einem der letzten Transporte 1946 Lemberg verlassen zu haben. Die neuere biographische Forschung korrigiert die Datierung des Autors, dessen Hinweis damit m. E. jedoch nicht zwingend widerlegt wird, vgl. Orliński: *Lem. Życie nie z tej ziemi*, S. 98–106; Gajewska: *Stanisław Lem*, S. 171–172; Gall: *Stanisław Lem*, S. 48; zu Lems eigenen Angaben vgl. Beres / Lem: *Lem über Lem*, S. 15–16; Fiałkowski / Lem: *Świat na krawędzi*, S. 55–56.

Stanisław Lem schrieb sich für das Studium der Medizin ein, diesmal an der Jagiellonen-Universität. Die Erfahrung von Krieg und Vernichtung wird in seiner Erinnerung nicht verblassen. Eine Romanfigur aus *Czas nieutracony* drückt dies mit einem auch für Lem und dessen späteres literarisches Werk geltenden Satz aus: „Uns umgibt der in Gang gesetzte Mechanismus der Vernichtung, den man studieren, erkennen muss, damit man ihn überwindet und zerstört.“³⁰

Der erzwungene Wegzug aus Lemberg kam für Stanisław Lem dem Zusammenbruch einer Welt gleich, ein Gefühl, das sich bei ihm auf das ganze Polen der Vorkriegszeit erstreckte: „Um dieses Vorkriegspolen tut es mir jedoch schrecklich leid. Ich bedaure es wie die Jugend, das unwiederbringlich verloren ist.“³¹ Nach Lemberg kam er nie mehr zurück. Man darf in dieser Haltung aber nicht einen versteckten Anspruch auf ein polnisches Lwów bzw. eine Ablehnung der Zugehörigkeit L'vivs zur Ukraine sehen. Lem stand nämlich schon früh auf der Seite derer, die sich nach 1945 für eine polnisch-ukrainische Verständigung aussprachen und nach dem Zerfall der Sowjetunion in einer gesicherten Unabhängigkeit der Ukraine eine unverzichtbare Voraussetzung für die dauerhafte Existenz eines eigenständigen polnischen Staats sahen. Er befand auf einer Linie mit Jerzy Giedroyc, dem Herausgeber der polnischen Exilzeitschrift *Kultura*: „Ähnlich wie der Redaktor Giedroyc bin ich der Ansicht, dass man die Ukraine unterstützen muss, denn ihre Unabhängigkeit ist eine der Garantien für unsere Unabhängigkeit.“³² Krakau, die Stadt, in der Lem sein weiteres Leben bis zu seinem Tod im Jahr 2006 verbringen sollte, wurde ihm aber nie zu einer neuen, emphatisch empfundenen Heimat. Noch Jahrzehnte nach der Umsiedlung hielt er fest, in Krakau keineswegs daheim zu sein und bezeichnete sich selbst sogar als Vertriebenen:

Vor Kurzem hat mich Krzysztof Myszkowski gefragt, was mir Lemberg bedeutet. Ich antwortete kurz: Meine Heimat. [...] Ich wohne seit einem halben Jahrhundert in Krakau, aber als der Stadtpräsident mich bat, etwas auf die Kugel auf dem Rathaus zu schreiben, lehnte ich höflich mit der Erklärung ab, dass ich hier nur ein Asylant sei. Ich bin ein Vertriebener – *ich bin auch ein Vertriebener*.[.]³³

30 Lem: *Czas nieutracony*, S. 299.

31 Fiałkowski / Lem: *Świat na krawędzi*, S. 52.

32 Ebd., S. 31.

33 Ebd., S. 71 (Herv. u. deutsch i. Orig.).

Lem nahm zwei von ihm verfasste Bücher nach Krakau mit – zum einen eine Studie über die Funktionsweise des Gehirns mit dem Titel *Teoria pracy mózgu* [Theorie der Gehirnfunktion] sowie ein erstes literarisches Werk, dessen Bezug zur Science-Fiction ins Auge sticht: *Człowiek z Marsa* (*Der Mensch vom Mars*).³⁴ Den Roman publizierte er 1946 in der auf Groschenromane und populäre Unterhaltungsliteratur spezialisierten Zeitschrift *Nowy Świat Przygód* [Neue Welt der Abenteuer], die damals in Katowice erschien. Im Rückblick auf diesen Anfang erkannte Lem eine Verbindung von eigener Lebenserfahrung und der Entscheidung für Science-Fiction, die er in der Folge allerdings weit über das konventionell gehaltene und an H. G. Wells *Der Krieg der Welten* (1898) erinnernde Schema aus *Człowiek z Marsa* hinaus weiterentwickeln sollte:

Diese Zeit hat alle bisherigen literarisch erprobten Konventionen zermalmt und zersprengt. Die unfassbare Nichtigkeit menschlichen Lebens im Schoß des Massenmords läßt sich nicht mittels Erzählweisen vermitteln, die Einzelpersonen oder kleine Gruppen zum Kern der Handlung machen. [...] Ich weiß wirklich nicht, ob ich deswegen den SF-Weg eingeschlagen habe, ich vermute aber, und das ist schon sehr gewagt, daß ich deswegen SF zu schreiben anfang, weil sie sich mit der Gattung Mensch (oder gar: mit den möglichen Gattungen vernünftiger Wesen, von denen eine der Mensch ist) befaßt oder: befassen *soll*, und nicht mit irgendwelchen Einzelpersonen, seien es Heilige oder Ungeheuer.³⁵

In der Tat eröffnet die Anbindung an die Science-Fiction Lem einen Weg, literarisch den Wechselwirkungen von Wissenschaft und Technik mit Politik und Gesellschaft nachzugehen. Im Interview mit Raymond Federman, das im Mai 1981 in Krakau geführt wurde, situiert Lem sein eigenes Schreiben explizit im Kontext der Post-Holocaust-Literatur:

Federman: Would you say then that your work, your work as an SF writer especially, fits into the post-Holocaust Era?

34 Vgl. Stanisław Lem: *Der Mensch vom Mars*, aus d. Poln. v. Hanna Rottensteiner. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1992.

35 Stanisław Lem: Mein Leben. In: Ders.: *Science fiction. Ein hoffnungsloser Fall mit Ausnahmen. Essays*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1987, S. 7–29, hier S. 15–16 (Herv. i. Orig.).

Lem: Yes, certainly. I would even go further and say that the boom in SF since World War II may have something to do with this post-Holocaust era in which we live ... in which we survive.³⁶

Weitere literarische Gehversuche in Krakau erschienen in Zeitschriften und standen teilweise deutlich unter dem Eindruck der Doktrin des sozialistischen Realismus, wie etwa zwei heute nahezu vergessene Theaterstücke oder erste Erzählungen³⁷, manche waren unverkennbar epigonal, wie die an Bolesław Leśmian oder Rainer Maria Rilke orientierten lyrischen Texte.³⁸ Bemerkenswert sind Erzählungen, in denen Lem auf Aspekte des Zweiten Weltkriegs eingeht und mitunter bereits das für das spätere Werk zentrale Spannungsfeld zwischen politisch-gesellschaftlichen Verhältnissen und wissenschaftlich-technologischen Errungenschaften beleuchtet. In „Placówka“ [Der Vorposten] schildert Lem die Räumung eines Ghettos, in „Hauptsturmführer Koestnitz“ das Verhalten von Häftlingen und Wachpersonal in einem Konzentrationslager, in „V nad Londynem“ [V über London] die deutschen Raketenangriffe auf London, in „D-Day“ die Landung der Alliierten in der Normandie, in „Nowy“ [Der Neue] den Kampf zwischen polnischen und deutschen Einheiten und in „KW-1“ eine Offensivoperation der Roten Armee. Erwähnenswert ist auch „Plan Anti-V“ [Der Anti-V-Plan], der davon handelt, wie britische Spione das deutsche Raketenprogramm zu sabotieren versuchen, oder auch „Miasto atomowe“ [Die Atomstadt], die schildert, wie in einer Geheimanlage zur Herstellung der Atombombe ein deutscher Spion entlarvt wird. Daneben verfasste Lem ideologisch der Parteilinie folgende Erzählungen wie die satirische Darstellung der kapitalistischen US-Gesellschaft in „Trust Twoich Marzeń“ [Der Trust Deiner Träume] oder die „Historia o wysokim napięciu“ [Geschichte mit Hochspannung], die dem Wiederaufbau eines im Krieg zerstörten Stromkraftwerks auf ehemals deutschem und nun polnischem Gebiet gewidmet ist. In „Ogród ciemności“ [Der Garten der Finsternis] erscheint sogar ein Astronaut, wenn auch in einer stark romantisch geprägten Handlung.

36 Raymond Federman / Stanisław Lem: An Interview with Stanisław Lem. In: *Science Fiction Studies* 10,1 (1983), S. 2–14, hier S. 14.

37 Vgl. Stanisław Lem: *Sezam i inne opowiadania*. Warszawa: Iskry 1954.

38 Heute sind Lems frühe Texte greifbar in: Stanisław Lem: *Dziela*, Bd. XX: Człowiek z Marsa. Opowiadania młodzieżowe. Wiersze. Warszawa: Biblioteka Gazety Wyborczej 2009; ders.: *Dziela*, Bd. XVI: Sknocony kryminał. Warszawa: Biblioteka Gazety Wyborczej 2009.

Eigenständig steht in diesem Kontext „Śmierć Podbięty“ [Podbiętyś Tod]. In dieser Erzählung wendet sich Lem im Anschluss an Sienkiewicz und dessen Romanhelden Podbięta dem Warschauer Aufstand von 1944 zu und erzählt die tragisch endende Geschichte eines polnischen Widerstandskämpfers. Unter dem Eindruck des Abwurfs der beiden Atombomben auf Japan im Jahr 1945 hat er auch „Człowiek z Hiroszimy“ [Der Mensch aus Hiroshima] verfasst. Prägnant arbeitet Lem die für einzelne Individuen verhängnisvolle Kombination von technologischer Entwicklung, wie sie sich in der Atombombe offenbart, und deren Nutzung auf der Grundlage eines militärischen Kalküls heraus.

1948 entstand daneben der Roman *Szpital Przemienienia* (*Das Hospital der Verklärung*), in dem Lem sich am Beispiel einer fingierten psychiatrischen Klinik im besetzten Polen mit dem nationalsozialistischen Euthanasie-Programm³⁹ auseinandersetzt. Der Roman demonstriert eindrücklich, wie mit dem Vorhaben der Vernichtung von sogenanntem lebensunwertem Leben die humanistische Ordnung und das medizinische Ethos zusammenbrechen. Darüber hinaus bilden Okkupation und Vernichtungspolitik den Hintergrund des Romans: Die Lage in Warschau, die Ghettos zur Isolierung der jüdischen Bevölkerung, die Errichtung von Konzentrationslagern, Razzien und Massenerschießungen, die Vernichtung von Dörfern mitsamt der Bevölkerung, der polnisch-ukrainische Gegensatz, aber auch der Widerstand im besetzten Polen werden erwähnt, sodass sich in *Szpital Przemienienia* wie in einem Prisma der Gesamtkontext der Erfahrung von Krieg, Widerstand, Okkupation und Terror bricht. Im Fokus steht dabei die Exponiertheit der Wissenschaft (hier Medizin und Psychiatrie) gegenüber politisch-gesellschaftlichen Vorgängen, die auf Vernichtung abzielen und eine Klinik zur Tötungsanstalt werden lassen. Lem hat mit diesem Text wohl den ersten Roman über das NS-Euthanasie-Programm überhaupt verfasst.⁴⁰ Seine medizinischen Interessen und – wenn auch dilettantischen – Forschungen zur Gehirnaktivität sind ebenso in den Roman eingeflossen wie die eigenen Erfahrungen aus der Besatzungszeit und literarische Vorlieben wie die

39 Vgl. zur Euthanasie Henry Friedlander: *The Origins of Nazi Genocide. From Euthanasia to the Final Solution*. Chapel Hill / London: U of North Carolina P 1995, S. 23–37; Ernst Klee: „Euthanasie“ im NS-Staat. Die „Vernichtung lebensunwerten Lebens“. Frankfurt am Main: Fischer 2010.

40 Vgl. Arkadiusz Morawiec: *Literatura polska wobec ludobójstwa. Rekonesans*. Łódź: Wydawnictwo Uniwersytetu Łódzkiego 2018, S. 104–109.

Faszination für Thomas Mann, dessen Roman *Der Zauberberg* zwischen den Zeilen durchschimmert.⁴¹

Der Roman sei, wie Lem im Gespräch mit Tomasz Fiałkowski konstatierte, als erstes ernstes Buch völlig unerwartet aus ihm herausgeplatzt.⁴² Das Manuskript sandte Lem dem traditionsreichen Verlag Gebethner und Wolff, der aber in der Zeit von den Behörden geschlossen wurde.⁴³ Der Text gelangte an den Warschauer Verlag Książka i Wiedza [Buch und Wissen]. Trotz grundsätzlich wohlwollender Aufnahme begann für den Autor ein Spießrutenlaufen, denn vom Verlag eingeholte Rezensionen prangerten ideologische Verfehlungen und gar den konterrevolutionären Charakter des Werks an. Mit der ausbleibenden Wende zum Guten, dem Verzicht auf eine politisch motivierte Handlung mit kommunistischer Ausrichtung und der Weigerung, positive Helden zu zeigen, hatte Lem mit seinem Roman keine Chance, eine immer rigidere Zensur, die sich an der Doktrin des sozialistischen Realismus orientierte, zu überstehen: *Szpital Przemienienia* wurde für ideologisch verfehlt gehalten. Man bot dem Autor eine Veröffentlichung an, jedoch mit der Auflage, weitere Teile als Fortsetzung und ideologische Korrektur nachzureichen. Zähneknirschend ging Lem auf dieses Angebot ein. Er hat die Umsetzung der Zensurvorgaben später als „ideologische Hobelarbeit“⁴⁴ bezeichnet. 1955 konnte *Szpital Przemienienia* gleichzeitig mit den beiden weiteren von Lem erzwungenen Teilen publiziert werden, sodass eine Romantrilogie vorlag: *Czas nieutracony* [Die nichtverlorene Zeit]. Diese Trilogie umfasst neben dem bereits genannten Teil I auch „Wśród umarłych“ [Unter Toten] als Teil II

41 Vgl. zur intertextuellen Beziehung zu Thomas Mann, dessen *Zauberberg* als Lesestoff eines Romanprotagonisten Erwähnung findet: Katarzyna Bałżewska: Czarny wariant „Bildung“. O relacjach między „Czarodziejską górą“ Thomasa Manna i „Szpital Przemienienia“ Stanisława Lema. In: *Pamiętnik Literacki* 1 (2012), S. 111–128. Als Polemik mit Manns *Zauberberg* und als literarische Modellierung eines Zivilisationsbruchs, der die Kategorie der *humanitas* eliminiert, bespricht Lems Roman Alfred Gall: Die Klinik als Chronotopos bei Thomas Mann (*Der Zauberberg*) und Stanisław Lem (*Das Hospital der Verklärung*). In: Hans-Jürgen Bömelburg / Izabela Surynt (Hrsg.): *Wer hat Angst vor Multikulturalität? Erfahrungen und Vorstellungen in der deutschen und polnischen Kultur. Marek Zybura zum 65. Geburtstag*. Wiesbaden: Harrassowitz 2022, S. 345–350.

42 Vgl. Fiałkowski / Lem: *Świat na krawędzi*, S. 11.

43 Zu den Zensureingriffen und Lems späterem Umgang mit dem Werk vgl. Orliński: *Lem w PRL-u*, S. 132–135; ders.: *Lem. Życie nie z tej ziemi*, S. 118–120; Gajewska: *Stanisław Lem*, S. 224–226, 266–267; vgl. zur Zensur Kamila Budrowska: *Literatura i pisarze wobec cenzury. PRL 1948–1958*. Białystok: Wydawnictwo Uniwersytetu w Białymstoku 2009, S. 161–169.

44 Bereś / Lem: *Lem über Lem*, S. 26.

sowie „Powrót“ [Rückkehr] als Teil III. Die offensichtliche Anspielung auf Marcel Proust bezeugt die Intention des Autors, die Erfahrungen aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs nicht dem Vergessen überantworten zu wollen. Man kann sie auch als Stoßseufzer der Erleichterung begreifen, dass die lange Hobelarbeit endlich abgeschlossen und das Werk doch noch der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden konnte. Lem weigerte sich in späterer Zeit allerdings, einer weiteren Veröffentlichung des zweiten und dritten Teils oder deren Übersetzung zuzustimmen. Die Trilogie wurde nach 1955 vollständig noch 1957 und 1965 publiziert und ist seitdem nur antiquarisch greifbar; lediglich einzelne Auszüge aus den Teilen II und III sind danach gedruckt worden.

„Wśród umarłych“ spielt in Lemberg in der Zeit der deutschen Besatzung während des Zweiten Weltkriegs. Die Handlung kreist um die Geschichte des mathematischen Wunderkinds Karol Wilk. Im Unterschied zum ohnmächtig dem Geschehen gegenüberstehenden Haupthelden aus *Szpital Przemienienia* erweist sich dieser jugendliche Protagonist als aktives Mitglied des Widerstands, der in „Wśród umarłych“ vor allem als kommunistische Tat dargestellt wird. Wie schon der erste Teil zeigt auch der zweite die Spannung zwischen Wissenschaft und geschichtlicher Situation als ethisches Dilemma des Protagonisten, der aber in diesem Fall über ein klares ideologisches Profil verfügt. Auch wenn die Ideologisierung dem Roman schadet, sind doch zwei Kapitel von erheblicher Relevanz. Im Kapitel „Rohstoffeffassung“ schildert Lem in weitgehender Übereinstimmung mit seinen persönlichen Erfahrungen, wie die Arbeit in diesem Unternehmen abläuft. Und das Kapitel „Aktion Reinhardt“ ist der Vernichtung der Juden gewidmet und zeigt am Beispiel der grauenhaften Erfahrungen der Romanfigur Stefan Trzyniecki die Funktionsweise der nationalsozialistischen Tötungsmaschinerie. Der dritte Teil „Powrót“ zeigt den Wiederaufbau Polens nach dem Krieg als Errichtung einer neuen sozialistischen Gesellschaftsordnung. Der Roman endet mit der von der Zensur so nachdrücklich eingeforderten positiven Note: Der Held, der Psychologe Wielonecki, akzeptiert die neuen Verhältnisse und will seine Kenntnisse zum Wohl der Gesellschaft einsetzen. Der vom Krieg gezeichnete Protagonist wandelt sich also zum bewussten Mitglied einer neuen Gesellschaft, die sich das Ziel der Verwirklichung des Kommunismus setzt und dabei die Dienste der Wissenschaft bestens gebrauchen kann. Für die Trilogie erhielt Lem 1955 mit dem Verdienstkreuz der Volksrepublik Polen eine erste von vielen späteren Auszeichnungen. Den Bemühungen von Jerzy Putrament, dem Präsidenten des Polnischen Schriftstellerverbands, Lem für die 1948 aus der Zwangsfusion



Stanisław Lem mit Rakete,
1966.

der Polnischen Arbeiterpartei und der Polnischen Sozialistischen Partei hervorgegangene Vereinigte Polnische Arbeiterpartei zu gewinnen, schlugen fehl. Auch wenn der Autor Kompromisse akzeptierte, war er doch nicht bereit, sich offen der kommunistischen Partei anzuschließen. Die Zukunft des Autors lag freilich nicht in auf Zeitgeschichte konzentrierter Prosa.

Von der Wissenschaft zur Science-Fiction

Moderne Naturwissenschaft in einem interdisziplinären Verständnis und ein ausgeprägtes Interesse für Technik lenkten Lems Aufmerksamkeit auf die Science-Fiction und damit auf ein Genre, das sich bestens mit Themen aus dem Bereich von Wissenschaft und Technologie vereinen ließ. Mit wissenschaftlichen Fragen konnte sich Lem bereits nach seiner Ankunft in Krakau – während er an *Szpital Przemienienia* hobelte – befassen. 1949 stand er vor dem Abschluss seines Medizinstudiums. Die letzten Prüfungen legte er allerdings nicht mehr ab, sodass er ohne Diplom blieb. Trotz des fehlenden Studienabschlusses war Lem kurzzeitig als Geburtshelfer in einer Entbindungsklinik tätig und assistierte, wie er im Nachhinein nicht ohne einen Anflug von Stolz vermerkte, bei sechszwanzig Entbindungen.⁴⁵

45 Vgl. Orliński: *Lem. Życie nie z tej ziemi*, S. 120–122.

Mit seiner Studie zur Gehirnfunktion wandte sich Lem an Mieczysław Choynowski, einen Philosophen, der bis zu seiner Emigration im Jahr 1970 an der Jagiellonen-Universität in Krakau tätig war. Kompromisslos gab der arrivierte Wissenschaftler Stanisław Lem Bescheid, dass die Studie Unsinn sei. Aber Choynowski fasste den Entschluss, es mit Lem zu versuchen. Er nahm ihn als wissenschaftlichen Mitarbeiter in das Konwersatorium Naukoznawcze [Seminar für Wissenschaftslehre] auf. Choynowski leitete diese Einrichtung und gab auch die Monatszeitschrift *Życie Nauki* [Das Leben der Wissenschaft] heraus. Lem sollte bei der Vorbereitung der einzelnen Nummern assistieren und aktuelle Veröffentlichungen aus verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen besprechen.⁴⁶

Zu den Publikationen, die Lem behandelte, zählten Norbert Wieners Beitrag zur Entwicklung der Kybernetik *Cybernetics or Control and Communication in the Animal and the Machine* (1948) sowie Claude Elwood Shannons Informationstheorie, wie sie im Artikel „A Mathematical Theory of Communication“ (1948) dargelegt sowie in der gemeinsam mit Warren Weaver verfassten Monographie *The Mathematical Theory of Communication* (1949) vertieft wurde. Aber auch Autoren wie der für die entstehende Informatik sowie Spieltheorie einflussreiche John von Neumann oder auch der zeitweise mit von Neumann kooperierende Ökonom Oskar Morgenstern spielten für die Zeitschrift mit ihrem betont weltoffenen, nicht ideologisch auf den Sowjetmarxismus abgestimmten Profil eine fruchtbare Rolle. Kybernetik, Spieltheorie und künstliche Intelligenz, aber auch Stochastik bzw. Wahrscheinlichkeitstheorie und Statistik waren diejenigen Gebiete, mit denen Lem eigentlich erst durch die Mitarbeit am Konwersatorium unter der Anleitung von Mieczysław Choynowski vertraut wurde und die auch sein literarisches Schreiben beeinflussen sollten. Prägend war insbesondere die Kybernetik. Lem verfasste eine Reihe von wissenschaftstheoretischen Artikeln für die Zeitschrift *Życie Nauki* und unterstützte seinen Mentor Choynowski bei der Untersuchung des Intelligenzniveaus von Studierenden der Jagiellonen-Universität auf der Basis von Rorschach-Tests.

Die Verschärfung des ideologischen Kurses im Zuge der Stalinisierung der polnischen Gesellschaft und Kultur verzögerte nicht nur die Publikation von Lems *Szpital Przemienienia*, sondern beeinträchtigte auch die Wissenschaft, was das Konwersatorium sowie die Zeitschrift *Życie Nauki* zu spüren

46 Über Choynowski und Lems Arbeit in dieser Zeit informiert Gajewska: *Stanisław Lem*, S. 194–201.

bekamen. Choynowskis konsequente Weigerung, sich den ideologischen Anforderungen zu beugen, führte 1950 zur Schließung des Seminars. Im gleichen Jahr wurde Choynowski auch die Leitung der Zeitschrift entzogen, 1953 musste sie ihr Erscheinen sogar ganz einstellen. Mit dem Ende der Zeitschrift und der Schließung des Seminars verlor Stanisław Lem die Stelle, die ihm bislang den Lebensunterhalt gesichert hatte. Wie sollte es weitergehen? Er hatte zwar bereits Gedichte, Erzählungen und mit *Człowiek z Marsa* auch einen Roman veröffentlicht, allerdings nicht in Buchform, sodass er nicht offiziell in den Schriftstellerverband aufgenommen und nur als Kandidat geführt wurde. Eine Mitgliedschaft im staatlich organisierten Literaturbetrieb hätte Verdienstmöglichkeiten eröffnet und die eigene Stellung als Autor gefestigt. Ohne anerkannten Status lief Lem im stalinistischen Polen Gefahr, als ‚soziales Element‘ noch stärker ins Blickfeld der Staatssicherheit zu geraten, als er es mit der Tätigkeit bei Choynowski schon riskiert hatte.

Ein Ausweg aus dieser misslichen Lage bot sich unerwartet auf einem Ausflug in die Tatra. Dort traf Lem 1950 auf Jerzy Pański, den Leiter des Warschauer Verlags Czytelnik [Der Leser]. In ihren Gesprächen kam die Rede auf den Mangel an Science-Fiction in Polen. Pański, dem *Człowiek z Marsa* bekannt war, fragte Lem, ob er bereit sei, etwas Vergleichbares zu schreiben und bot ihm einen entsprechenden Verlagsvertrag an. Lem nahm das Angebot an und legte schon nach kurzer Zeit den Roman *Astronauci* (*Die Astronauten*) vor. Der Roman wurde noch 1951 vom Verlag Czytelnik herausgegeben – es ist Lems erstes publiziertes Buch. Mit dieser Veröffentlichung war die Aufnahme in den Schriftstellerverband und die Erlangung eines gesellschaftlich anerkannten Status nur noch eine Formsache: Stanisław Lem war jetzt offiziell ein Schriftsteller.⁴⁷ Mit *Astronauci* war er zugleich ein Pionier der polnischen Science-Fiction-Literatur.⁴⁸ Der Roman kombiniert den Zukunftsentwurf einer Zivilisation der Hochtechnologie mit der zur Entfaltung gebrachten destruktiven Dialektik von technologischer Rationalität,

47 Vgl. Gajewska: *Stanisław Lem*, S. 228–230.

48 Lem knüpfte mit seinem Roman an die in der polnischen Literatur kaum entfaltete Tradition der *fantastyka naukowa* [wissenschaftliche Phantastik] an – man denke an Stefan Grabiński oder Władysław Umiński – und bediente zugleich die Nachfrage des offiziellen Literaturbetriebs, vgl. Andrzej Niewiadomski: *Polska fantastyka naukowa. Przewodnik. 1945–1985*. Warszawa: Iskry 1987, S. 10–15; Antoni Smuszkiewicz: *Zaczarowana gra. Zarys dziejów polskiej fantastyki naukowej*. Poznań: Wydawnictwo Poznańskie 1982, S. 13–25; Andrzej Niewiadomski / Antoni Smuszkiewicz: *Fantastyka naukowa w literaturze polskiej. Zarys historyczny*. In: Dies. (Hrsg.): *Leksykon polskiej literatury fantastycznonaukowej*. Poznań: Wydawnictwo Poznańskie 1990, S. 18–21.

deren ungebrochener Entwicklung eine selbstzerstörerische Dynamik inne-
wohnt. Mit diesem Umschlag von Wissenschaft und Technik in barbarische
Konsequenzen gestaltet Lem schon in *Astronauti* eine eigene Dialektik der
Aufklärung. Er wird in späteren Science-Fiction-Texten diese Negativität des
wissenschaftlich-technologischen Fortschritts in immer neuen und varianten-
reichen Anläufen ausgestalten.⁴⁹

Astronauti spielt im Jahr 2003. Auf der Erde hat sich die Menschheit zu
einer politisch verfassten Einheit zusammengeschlossen und den Kapitalis-
mus überwunden. Es herrscht der Kommunismus, dessen wichtigstes und
mächtigstes Instrument zur Neugestaltung der Verhältnisse die Wissenschaft
ist. Die gewaltigen Aufbauprojekte, die unter zentraler Planung in Angriff
genommen werden oder schon erfolgreich durchgeführt worden sind, pro-
fitieren von der Atomenergie. In Sibirien findet man eine rätselhafte Kapsel,
die von der Venus stammt. Daten deuten darauf hin, dass von dort aus ein
Landeunternehmen auf die Erde geplant worden war. Man schickt eine Expe-
dition auf den Planeten, um Genaueres zu erfahren. Es stellt sich heraus, dass
die Bewohner der Venus tatsächlich eine Invasion der Erde beabsichtigt und
zu diesem Zweck entsprechende Strahlenwaffen entwickelt hatten, die aber
nicht mehr zum Einsatz gelangten: Aufgrund von inneren Konflikten brach
ein selbstzerstörerischer Krieg aus, in dessen Verlauf auch die für den Einsatz
gegen die Erde angefertigte Waffe zur Anwendung gelangte und alles Leben
auf der Venus vollständig vernichtete. Den Raumfahrern von der Erde zeigen
sich nur noch die Überreste der einstigen Venus-Zivilisation. Der Besatzung
drängt sich die bittere Erkenntnis auf, dass hohes technologisches Niveau
noch nicht gesellschaftliches Wohlergehen und zivilisatorischen Fortschritt
garantiert:

Die Bewohner der Venus besaßen eine hochentwickelte Kultur; aber all die vorzüg-
lichen Konstrukteure und Baumeister unter ihnen hatten sich und ihr ungehe-
ures Können in den Dienst der Vernichtung gestellt. Eine solche Gemeinschaft von
Lebewesen mußte sich früher oder später gegen sich selbst kehren.⁵⁰

49 Zu dieser Deutung von Lems Werk vgl. Gall: *Stanisław Lem*, S. 267–272. Angedeutet,
aber noch nicht konsequent ausgearbeitet wird diese negative Dialektik auch bei Przemysław
Czapliński: *Laboratorien der Ungewissheit*. In: Friedrich / Gall / Gehring / Loew et al.
(Hrsg.): *Kosmos Stanisław Lem*, S. 89–106.

50 Stanisław Lem: *Die Astronauten*, aus d. Poln. v. Rudolf Pabel. Frankfurt am Main: Suhr-
kamp 1978, S. 280.

Lem befasst sich im Roman mit der auf irdische Verhältnisse verweisenden Frage nach der politisch-gesellschaftlich motivierten Verwendung modernster Technologie und spielt offenkundig kritisch auf die Konfliktkonstellation im Kalten Krieg und den drohenden Atomkrieg an. Der Roman hatte Erfolg. Es folgten Übersetzungen in zahlreiche Sprachen. Und auch eine weitere Premiere stand mit diesem Werk in Verbindung: 1959 führte Kurt Maetzig bei der Verfilmung unter dem Titel *Der schweigende Stern* Regie und drehte so den ersten – wie es damals hieß – utopischen Film der DDR für die DEFA-Studios. Im Verleih der Constantin-Film gelangte er unter dem Titel *Raumschiff Venus antwortet nicht* auch in die BRD. Diese Koproduktion zwischen der DDR und Polen war die erste von zahlreichen Verfilmungen eines literarischen Werks von Stanislaw Lem, der, wie eigentlich immer, wenn es um filmische Bearbeitungen seiner Texte ging, dem Film wenig abzugewinnen vermochte.⁵¹

Der Roman *Astronauti* sicherte Lem die Position eines anerkannten Schriftstellers, der sich des Interesses der Öffentlichkeit erfreute und als Pionier der polnischen Science-Fiction-Literatur von Verlagen umgehend mit weiteren Angeboten kontaktiert wurde. Im Unterschied zur zeitgeschichtlich ausgerichteten Prosa bot Science-Fiction eher die Möglichkeit, dem Druck der Zensur ausweichen, ideologisch weniger vorbelastete Themen aufgreifen und ggf. hinter der Fassade der politischen Konformität kritische Töne anschlagen zu können. Damit war auch das Rezept für die weitere Entwicklung von Lems Schreiben gegeben, das dem Autor nach 1956 und mit der einsetzenden Entstalinisierung Weltruhm bescherte – nicht zuletzt durch zahlreiche Verfilmungen seiner Werke. Bei aller Anerkennung blieb Lem aber auf Distanz zur Staatsmacht, die den jungen, vielversprechenden Autor gerne weit stärker für ihre Zwecke in den Dienst genommen hätte. Diese Distanz des Autors gegenüber den politischen Machthabern blieb auch nach dem Polnischen Oktober von 1956 und bis zum Ende der Volksrepublik Polen bestehen, als Lem längst ein erfolgreicher und weltbekannter Autor war.

51 Die Zuspitzung zum deklarativen Friedensappell und die „stümperhaftesten Dekorationen“ (Bereś / Lem: *Lem über Lem*, S. 145) missfielen ihm an Maetzigs Film. Zum Kontext, den involvierten Filmstudios und den politischen Implikationen vgl. Orliński: *Lem w PRL-u*, S. 14–19.

Stanisław Lem. (Auch) ein jüdisches Leben

In Lems Selbstverständnis als Science-Fiction-Autor ist die biographische Erfahrung einbegriffen. Zentral eingelassen in die Autorschaft ist die jüdische Erfahrung, insbesondere als von außen zugeschriebene und mit Vernichtungsgefahr verbundene Identität, die Lem aufgreift, annimmt und der schriftstellerischen Arbeit als eine Ausgangsbasis zugrunde legt. In Lems Biographie bildet sich das Leben dessen ab, der in den Worten von Hans Mayer als „existentieller Außenseiter“ vom „intentionellen Außenseiter“ zu unterscheiden ist, also allein schon durch seine bloße Existenz, in diesem Fall als Jude, Argwohn, Feindschaft und gar Vernichtungswillen auslöst, ohne selbst durch eigenes Zutun eine Sonder- oder Ausnahmeposition in der Gesellschaft für sich beanspruchen zu wollen.⁵² Kaum einmal schreibt Lem öffentlich über persönliche Erlebnisse, die sich daraus ergeben, dass er jüdisch ist, ebenso wenig schildert er direkt Erlebnisse aus der Kriegszeit. Aber in der Autorschaft und in den Texten ist die biographische Erfahrung des existenziellen Außenseitertums sedimentiert. Es geht mithin nicht um explizite Darstellungen eigener Erfahrungen oder der Vernichtungsgewalt, sondern um das in das Gesamtwerk eingeschriebene Bewusstsein um die Vergangenheit, die weder bewältigt noch in einer Neuvergesellschaftung, schon gar nicht im diktatorischen Staatssozialismus, überwunden werden kann.⁵³ Im Vordergrund steht literarisches Eingedenken,⁵⁴ das den Terror in sich aufgenommen hat. Schreiben steht unter dem unauslöschlichen Eindruck der eigenen Exponiertheit gegenüber staatlich organisierter Vernichtungsgewalt und hält, in wie stark vermittelter Form auch immer, diese Erfahrung gegenwärtig, gewissermaßen als in den konkreten Einzeltexten eingeschriebenen latenten Gehalt.

Die Exponiertheit gegenüber entfesselter Vernichtungsgewalt, die systematisch und rational durchorganisiert ist, führt Lem zu einer tiefgreifenden Revision von wissenschaftlich-technologischer Rationalität und einer Infragestellung des Fortschrittsglaubens sowie des Vertrauens auf die zivilisatorische Gesamtentwicklung, in der avancierte Errungenschaften allzu oft für

52 Hans Mayer: *Außenseiter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1975, S. 13–18.

53 Vgl. Lems Erklärung aus dem Interview mit Raymond Federman: „I am convinced that it is basically impossible to overcome such a past, and I think it is not the right way for Germany, for its culture, for its history, and for humanity as a whole“ (Federman / Lem: An Interview, S. 13).

54 Vgl. zum „Eingedenken des Leidens“ im Anschluss an Theodor W. Adorno: Rolf Tiedemann: *Mythos und Utopie. Aspekte der Adornoschen Philosophie*. München: text + kritik 2009, S. 22–24.

Zwecke der Vernichtung eingesetzt oder überhaupt erst entwickelt werden. Nichts bleibt von dieser im Medium der Literatur durchgeführten Überprüfung der Zivilisation und der in ihr genutzten Technologien verschont oder unangetastet: weder das Individuum noch die zivilisatorischen Ordnungen in ihrer jeweiligen politischen Verfasstheit, ebenso wenig wissenschaftliche Vernunft bzw. Rationalität, das Erkenntnisvermögen oder das Kriterium empirischer Erfahrung. Die Idee einer auf Fortschritt abzielenden Gesamtentwicklung der menschlichen Zivilisation oder gar ein wie auch immer definiertes sinnerfülltes Absolutes, das dem Denken und Handeln feste Orientierung verleihen könnte, fallen ebenfalls weg.⁵⁵ Im Schreiben kommt dieser Revisionszusammenhang zu einer spezifischen Gestalt, findet die unaufhebbare Dissoziation von Individuum und Gesellschaft wie auch von sozialer Ordnung und wissenschaftlich-technologischem Kenntnisstand ihren sedimentierten Ausdruck als Zivilisations- sowie Rationalitätskritik. Das geschärfte Bewusstsein für diesen Riss zwischen Individuum und sozialer Umgebung, zu der ganz zentral die wissenschaftlich-technologischen Verhältnisse gehören, ist bei Lem nicht zuletzt biographisch begründet.

Diese sedimentierte Erfahrung macht sich in unzähligen seiner literarischen Werke bemerkbar, etwa in Gestalt von Reminiszenzen an Vernichtungslager und Terror in den Romanen *Eden (Eden)*, *Powrót z gwiazd (Rückkehr von den Sternen)*, *Głos Pana (Die Stimme des Herrn)*, aber auch in der Modellierung klaustrophobischer, traumatisierender Verhältnisse im Weltraum wie etwa in *Obłok Magellana ([Die Magellansche Wolke] Gast im Welt-raum)*, *Solaris (Solaris)*, *Niezwyciężony (Der Unbesiegbare)*, *Fiasko (Fiasko)* und vor allem auch in der Darstellung dystopischer Zustände in Werken wie *Dzienniki gwiazdowe (Sternstagebücher)*, *Kongres futurologiczny (Der futurologische Kongreß)* oder auch in der als Märchen kostümierten Zivilisationskritik in *Bajki robotów (Robotermärchen)*. In hochgradig vermittelter Form reflektiert Lem seine auch jüdische Biographie, die als Erfahrungsschicht in

55 In diesen Punkten berührt sich, bei allen Differenzen, Lem mit Adorno; vgl. etwa zu Adornos Revision der Stammbegriffe der Vernunft und zur Erkenntnis, dass unter dem Eindruck der Zivilisationskatastrophe der Schoah von den „traditionellen Kategorien der Welt-erklärung“ eine „jede ihres affirmativen Wesens entkleidet“ und damit „vollendete Negativität“ zutage getreten sei (Tiedemann: *Mythos und Utopie*, S. 29). Adorno schreibt in diesem Zusammenhang auch von der Weigerung, „die abendländische Erbschaft von Positivität anzutreten“ und „keinen Sinn des Bestehenden“ anzuerkennen (Theodor W. Adorno: *Negative Dialektik*. In: Ders.: *Gesammelte Schriften*, Bd. 6: *Negative Dialektik. Jargon der Eigentlichkeit*, hrsg. v. Rolf Tiedemann. Darmstadt: WBG 1998, S. 7–412, hier S. 373); vgl. dazu Tiedemann: *Mythos und Utopie*, S. 12–13.

das eigene Schreiben gerade dort, wo es, wie in der Science-Fiction, um ferne Welten und Zukünfte geht, eingeschrieben ist und sich zugleich dem Aufgehen in den politischen Verhältnissen des Status quo nach dem Krieg in Polen widersetzt.

Wenn man Lems Schaffen auf einen gemeinsamen Nenner bringen möchte, drängt sich die folgende Schlussfolgerung auf: Lem schreibt nicht, wie so viele Futurologen und Science-Fiction-Autoren, mit dem Bewusstsein, dass eine gegenwärtige zivilisatorische Ordnung mit ihren wissenschaftlich-technologischen Kenntnissen und ihrer politisch-gesellschaftlichen Verfasstheit einer Katastrophe entgegensteuert, die durch das Schreiben überhaupt erst ins Bewusstsein gehoben und damit vielleicht noch abgewendet werden könnte. Lem lebt, denkt und schreibt *nach* der zivilisatorischen Katastrophe, die sich in der Schoah bereits ereignet hat und für Lem untrennbar mit der eigenen assimilierten, aufgezwungenen, zu verbergenden, ja selbst nach dem Krieg noch angefeindeten jüdischen Identität zusammenhängt. Lem schreibt nach diesem zivilisatorischen Bruch, der die Möglichkeit von Fortschritt oder die unter dem Vorzeichen der Hochtechnologie angestrebte Vergesellschaftung der Menschheit zum politisch verfassten Weltsubjekt in Frage stellt, wenn nicht gar dementiert. Diese postkatastrophische Konstellation wird bei Lem in die Science-Fiction eingeschrieben – und ist ohne den biographischen Hintergrund des Autors kaum nachvollziehbar. Literarische Praxis als Transposition und Modellierung eines geschichtlichen Zivilisationsbruchs mit seinen traumatisierenden Auswirkungen im Kontext einer an Wissenschaft anknüpfenden Vorstellungskraft, die dystopische Zukunftsszenarien entwirft, avancierte Technologien imaginiert, aber zugleich eine tiefgreifende Kritik planender Rationalität artikuliert – Lems Selbstverständnis als Autor ist in nuce aus dieser Formulierung ableitbar. In seinem Werk dominiert die bittere Erkenntnis, dass utopische Entwürfe nur allzu rasch dialektisch in dystopische Verhältnisse umschlagen, und zwar gerade dort, wo modernste Technologien in – scheinbar – höchst rationaler Planung und mit allerbesten Absichten für die Gestaltung sozialer Ordnung genutzt werden. In der Einsicht in diese negative Dialektik besteht Lems Aufklärung über die moderne technologische Zivilisation.⁵⁶ Kaum ein zweiter Autor aus dem

56 Zum Begriff der technologischen Zivilisation vgl. Kurt Klagenfurt: *Technologische Zivilisation und transklassische Logik. Eine Einführung in die Technikphilosophie* Gottbard Günthers. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1995, S. 17–28; Davor Löffler: *Generative Realitäten I. Die Technologische Zivilisation als neue Achsenzeit und Zivilisationsstufe. Eine Anthropologie des 21. Jahrhunderts*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2019, bes. S. 15–61.

weiten Feld der Science-Fiction hat sich dieser bedrückenden Verklammerung von Gesellschaft und Technologie mit größerer Beharrlichkeit gewidmet als Lem und sich so nachdrücklich gegen die Vorstellung einer gelingenden Versöhnung von Individuum und Gesellschaft durch die technologische Zivilisation gewandt. In der Tat, Lem sieht sich nirgendwo restlos aufgehoben: „Ich gehöre nirgendwo hin, denn ich bin anderswoher“⁵⁷. Es ist nicht möglich, diese Selbstbeschreibung zu verstehen, ohne auch Lems jüdische Biographie und die leidvolle Erfahrung aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs zu beachten.

57 Bereś / Lem: *Lem über Lem*, S. 201.

Abbildungsverzeichnis

Beatrix Borchard: Storytelling oder ‚Lücken markieren‘?

- S.31: Berliner Postkarte mit Joseph Joachim, 1897. Original, Privatbesitz Göttingen. © Beatrix Borchard.
- S.51: Joseph und Amalie Joachim, J. C. Schaarwächter, Berlin, ca. 1873. Originalfotografie, Privatbesitz London. © Beatrix Borchard.

Verena Dohrn: Die Kahans aus Baku

- S.56: Malka und Chaim Kahan zur Goldenen Hochzeit im Schmuckrahmen, Bezalel-Werkstätten, Jerusalem 1914. © Irtai Gavrieli.
- S.61: Familie Kahan inmitten der NITAG-Belegschaft anlässlich der Einweihung der neuen Büroräume, Berlin-Schöneberg 1927. Originalfotografie, Jüdisches Museum Berlin, Archiv Haimi-Cohen (Haimi-Cohen 2, Mp. 10, MG_2501). © Jonah Gavrieli.
- S.73: Das Berliner Zimmer in der einstigen 10-Zimmerwohnung der Kahans, Schlüterstraße 36, Berlin-Charlottenburg, im Umbau, 2011. © Verena Dohrn.

Claudia Willms: Geschichtsschreibung von den Rändern?

- S.86: Franz Oppenheimer, ca. 1928. Originalfotografie, Schenkung von Frank Lenart. © Claudia Willms.

Stefanie Mahrer: Salman Schocken

- S.113: Wladimir Sagal: *Porträtzeichnung Salman Schocken*, Zürich 1947. Original, Nachlass von Wladimir Sagal. © Nina Zafran-Sagal.

Katharina Prager: Auto/Biographische Auseinandersetzungen mit (jüdischen) Leben der (Wiener) Moderne

- S.137: Die Familie Viertel in Kalifornien, auf Friedrich Wilhelm Murnaus Yacht, ca. 1928. Originalfotografie, Wienbibliothek im Rathaus, Sammlung Franz Glück (ZPH 1443). © Familie Viertel.

Philipp Lenhard: Die Tücken des Archivs

- S.158: Friedrich Pollock am Schreibtisch, ca. 1931. Originalfotografie, Universitätsbibliothek Frankfurt am Main, Archivzentrum (MHA XXIV, 102). © Universitätsbibliothek Frankfurt am Main.

Efrat Gal-Ed: Niemandssprache

- S.177: Das ehemalige Manger-Zimmer in der Jüdischen National- und Universitätsbibliothek, Jerusalem. Originalfotografie, The National Library of Israel, Itzik Manger Archive (ARC. 4° 1357). © The National Library of Israel, Jerusalem.
- S.182: Talmud Bavli: Masekhet Zevachim. 3. Druck. Venedig: Bombberg 1548, Bl. 2a. Digitalisiert durch die Universitätsbibliothek Frankfurt am Main, 2019 (urn:nbn:de:hebis:30:1-157844).
- S.183: Efrat Gal-Ed: *Niemandssprache. Itzik Manger – ein europäischer Dichter*. Berlin: Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag 2016, S. 124–125. © Suhrkamp Verlag.
- S.185: *Literarische bleter*, 21.03.1930, S. 223. Digitalisiert durch The National Library of Israel, Jerusalem.
- S.188: Gal-Ed: *Niemandssprache*, S. 196–197. © Suhrkamp Verlag.
- S.190: Ebd., S. 278–279. © Suhrkamp Verlag.
- S.191: Ebd., S. 302–303. © Suhrkamp Verlag.

S. 192: Gal-Ed: *Niemandssprache*, S. 378–379. © Suhrkamp Verlag.

Jacques Picard: Von Uhren, Puppen und Menschen

S. 195: Simche Schwarz: *Alphabet der Erinnerung*, um 1970, Reliefplastik. Fotografie, Archiv für Zeitgeschichte der ETH Zürich. © Jacques Picard.

S. 213: Simche Schwarz und Ruth Schwarz-Hepner 1951 in Tel Aviv, mit einigen der von Simche Schwarz und Marc Chagall geschaffenen Puppen. Originalfotografie, Archiv für Zeitgeschichte der ETH Zürich. © Jacques Picard.

Christina Pareigis: Shamanistic Voyages

S. 227: Dokumente aus dem Susan Taubes-Archiv in den Räumen des Zentrums für Literatur- und Kulturforschung Berlin, 2012. Foto: Sophie Bengelsdorf. © Christina Pareigis.

Stephan Braese: Hildesheimer, biographieren*

S. 243: Tafel am Wohnhaus von Wolfgang und Silvia Hildesheimer in Poschiavo, Graubünden, 2014. Foto & © Stephan Braese.

S. 255: Wolfgang Hildesheimer, Nürnberg, ca. 1947/1948. Originalfotografie, Privatbesitz. © Christa Geitner-Vanriet, Inge Thurner.

S. 256: Wolfgang Hildesheimer mit Rasha und Walid Khalidi, ca. 1945/1946. Reproduktion der Originalfotografie, Wolfgang Hildesheimer Archiv (WHA 1437_01). © Akademie der Künste, Berlin.

Alfred Gall: „Ich gehöre nirgendwo hin, denn ich bin anderswoher“

S. 276: Stanisław Lem mit Rakete, 1966. Originalfotografie, Archiv der Familie Lem. © Tomasz Lem.

Personenregister

- Adorno, Theodor W. 155, 169–170, 282
Agnon, Samuel J. 126–127, 234, 236
Akiba ben Josef 215–216
Alfonsin, Raoul 214
Alighieri, Dante 200
Alt, Peter-André 11
Amado Lévy-Valensi, Eliane 215
Angehrn, Emil 198
Arendt, Hannah 68, 130, 235
Arnim, Bettina von 44
Arnim, Gisela von 44–46
Asch, Shalom 76
Auerbach, Ida 94
Auerbach (Oyerbakh), Rochl 178, 189, 191–192
Augustinus 200

Bach, Johann Sebastian 40, 50, 80
Bachmann, Ingeborg 62
Bachtin, Michail 72
Barnes, Djuna 253
Barthes, Roland 197
Bartoszewski, Władysław 266
Bauman, Zygmunt 139
Beethoven, Ludwig van 36, 39–40, 47–48
Bein, Alex 98
Beller, Steven 138
Benjamin, Walter 68, 74, 155, 169, 197, 199
Berg, Helene 132
Bergman, Luise 129
Bergman, Schmuël Hugo 129, 234
Bergson, Henri 198
Bering, Dietz 104
Bernhard, Georg 76
Bettelheim, Bruno 201
Blumenberg, Hans 21
Blumenfeld, Kurt 111, 118
Bödeker, Hans Erich 88
Böhm, Joseph 37–38
Borchard, Beatrix 151–152
Bourdieu, Pierre 15–17, 92, 112, 119, 121, 207, 210
Bourel, Dominique 131
Braese, Stephan 140–141, 154
Brahms, Johannes 42–43, 52
Brendel, Franz 40
Briegleb, Klaus 244, 246, 248
Brod, Ernst F. 132
Brunswick, Franz von 36
Brunswick, Therese von 36
Buber, Martin 125, 127–128, 130, 143, 234, 236
Buber, Paula 125, 236
Buckard, Christian 94
Bülow, Hans von 41, 50

Camus, Albert 235, 237
Caspari, Volker 84
Cesarani, David 202

- Chagall, Marc 213–214
 Choynowski, Mieczysław 277–278
 Cohen, Yossi (Joseph) 59
 Cohen-Mintz (Kahan), Aaron (Arusja) 78
 Comte, Auguste 233
 Conrad, Sebastian 106
 Cutler, Jossel 186–187
- Damm, Sigrid 68–69
 Dehmel, Paula (geb. Pauline Oppenheimer) 94
 Dehmel, Richard 94
 Derrida, Jacques 63, 65
 Deutsch, Otto Erich 27
 Diner, Dan 245
 Donndorf, Adolf von 50
 Dostojewski, Fjodor Michailowitsch 144
 Droysen, Johann Gustav 197
 Dubnow, Simon 72
- Ebner, Rosl 132
 Edison, Thomas 208
 Einstein, Albert 209
 Eisenstein, Sergej 68, 74, 80
 Ejchenbaum, Boris 68, 77
 Elias, Norbert 206
 Elisa ben Abuja 215
 Emden, Jacob 201
 Epple, Angelika 91
 Erikson, Erik H. 206, 215
 Ernst, Heinrich Wilhelm 36–37
 Eshbach, Robert W. 34
 Ettinger-Rozenfeld, Dvora 59, 78
- Federman, Raymond 271
 Feuchtwanger, Lion 76
 Fiałkowski, Tomasz 274
 Finkel, Samuel B. 125
 Fleckhaus, Willy 243
 Florenskij, Pavel 70
 Foucault, Michel 114, 197, 226
 Frank, Gelya 98
 Freud, Sigmund 243
 Fromm, Erich 155, 215
 Frydman, Jankew 187
 Funkenstein, Amos 208
- Gal-Ed, Efrat 151
 Garbo, Greta 134, 150
 Gavrieli, Jonah 59–60
 Gazdanov, Gaito 77
 Geertz, Clifford 202–203
 Geitner-Vanriet, Christa 254
 Georg V., König von Hannover 41, 44
 George, Stefan 112
 Giedroyc, Jerzy 270
 Gielen, Rosa 147, 151
 Glückel von Hameln 201
 Göring, Hermann 161
 Goethe, Christiane von 68–69
 Goethe, Johann Wolfgang von 84
 Goldschmidt, Hermann Levin 194
 Goldschmidt, Mary (geb. Bollag) 194
 Gombrich, Ernst 139
 Grabiński, Stefan 278
 Graumann, Carl-Friedrich 209
 Grimm, Herman 45

- Grossmann, Henryk 165
 Grünberg, Carl 158, 165
- Habermas, Jürgen 121, 206
 Haider-Pregler, Hilde 149
 Haimi-Cohen, Giza 59
 Hall, Stuart 92, 105
 Halpern, Leivick (H. Leivick) 175
 Hansen-Löve, Aage A. 77
 Hartlaub, Felix 132
 Haselbach, Dieter 98
 Haumann, Heiko 67, 121
 Haushofer, Marlen 149
 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 28
 Heidegger, Martin 234–235
 Heine, Heinrich 44
 Hellmesberger, Georg, senior 36
 Hemingway, Ernest 134
 Hensel, Fanny 29
 Herzl, Theodor 86, 142
 Heschel, Henryk 265
 Hildesheimer, Wolfgang 140–141, 154, 239–259
 Hirschfeld, Ariel 118
 Hitler, Adolf 123, 127, 144, 147, 158, 161, 165, 262
 Holme, Christopher 253
 Horkheimer, Max 155, 157–160, 162–165, 206
 Horowitz, Ber 184, 187–188, 191
 Husserl, Edmund 121, 206
- Isherwood, Christopher 148
- Jakobson, Roman 68
- James, William 197
 Janicki, Janusz 265
 Jay, Martin 164–165, 168, 172
 Joachim, Amalie (geb. Schneeweiss) 25, 30, 48, 50–53
 Joachim, Johannes 44, 47
 Joachim, Joseph 25, 28, 30–53
 Joachim, Julius 35
 Joseph II., Kaiser des Heiligen Römischen Reiches 33
 Jurewicz, Grażyna 67, 109, 132–133, 138
- Kacyzne, Alter 186–187
 Kahan, Aron 69–70, 76, 78, 80
 Kahan, Bendet 69, 80
 Kahan, Chaim 55–56, 69, 71–72, 78, 80
 Kahan, David 69
 Kahan, Jacob 70, 78, 80
 Kahan, Malka 55–56, 69, 71, 78
 Kahan, Pinchas 70
 Kahan, Rosa (geb. Rosenberg) 60, 70, 78
 Kahan, Sina 70, 79
 Kahane, Seweryn 262, 268
 Kant, Immanuel 84
 Kepler, Johannes 199
 Khalidi, Rasha 255–256
 Khalidi, Walid 255–256
 Kierkegaard, Søren 144
 Kiesler, Friedrich 132
 Kingreen, Monica 84
 Klein, Christian 91, 100
 Klein, Melanie 215
 Klindworth, Karl 50
 König, René 98

- Koestler, Arthur 94, 196, 202
Kohl, Helmut 249
Kokoschka, Oskar 132
Korsch, Karl 157
Kracauer, Siegfried 8, 169–170
Kraus, Karl 132, 134, 141–142, 145
Kremin, Viktor 267–269
Kühn, Dieter 153
Kurban, Said 76
- La Vopa, Anthony J. 110
Lässig, Simone 110
Lasker-Schüler, Else 130, 246
Le Rider, Jacques 139
Lea, Henry A. 242
Leibowitz, Herbert 201
Lem, Barbara 266
Lem, Sabina 264
Lem, Samuel 264–265
Lem, Stanisław 261–284
Lenart, Renata (geb. Oppenheimer) 96
Lerner, Gerda 132
Leskow, Nikolai 74
Leśmian, Bolesław 272
Lévinas, Emmanuel 235
Lewin, Kurt 206–207, 209–211
Lichtblau, Klaus 83–84
Liszt, Franz 40, 42
Liwniak, S. 187
Ljessin, Abraham 215
Löwenthal, Leo 8, 155, 170, 263
Lowe, Adolph 98
Ludwig, Emil 8
- Lueger, Karl 142
Luhmann, Niklas 208
Lukács, Georg 157
Luxemburg, Rosa 154
Lyotard, Jean-François 67
- Maderthaner, Wolfgang 139
Maetzig, Kurt 280
Magnes, Judah Leon 123
Mahrer, Stefanie 151
Manger, Itzik 173–192, 212
Manger-Glusman, Schejndl 176
Mann, Thomas 109, 274
Marcuse, Herbert 155
Marx, Karl 157, 166
Massing, Paul Wilhelm 167–168
Maud, Zuni 186–187
Mayer, Hans 281
Mead, George Herbert 206–207
Medick, Hans 90
Meir, Golda 175
Mendelsohn, Erich 118, 123, 127
Mendelssohn, Franz von 46
Mendelssohn, Robert von 46
Mendelssohn Bartholdy, Felix 38–39, 46–47
Mendes-Flohr, Paul 104
Milgram, Mira 262, 268
Miller, Ylana (geb. Feiler) 79
Modena, Leone da 201
Morgenstern, Oskar 277
Moser, Andreas 32–34, 36–39, 41, 43–44, 47, 51–53

- Mozart, Wolfgang Amadeus 239–240, 247
- Mühler, Heinrich von 43
- Myszkowski, Krzysztof 270
- Nadir, Ghenya 176
- Neander, Joachim 47
- Neumann, Franz L. 155
- Neumann, John von 277
- Neumann-Viertel, Elisabeth 135
- Niak, Lew 186
- Nietzsche, Friedrich 29, 134, 197
- Offenbach, Jacques 169
- Oppenheimer, Carl 101–105
- Oppenheimer, Franz 83–108
- Oppenheimer, Julius 95
- Pański, Jerzy 278
- Pareigis, Christina 63, 65
- Park, Robert Ezra 98
- Parsons, Talcott 208
- Pascal, Blaise 144
- Perec, Georges 114
- Perle, Joschue 187, 191
- Pétrément, Simone 235
- Piaget, Jean 206
- Picard, Jacques 99
- Piper, Ernst 154
- Plaschke, Olga 53
- Plessner, Rivka 176
- Pletsch, Carl 134
- Pollock, Friedrich 155–172
- Pollock, Hans (Juan) 168
- Popp, Adelheid 132
- Portnoy, Edward 186
- Proust, Marcel 219, 275
- Puknus, Heinz 242
- Putrament, Jerzy 275
- Randeria, Shalini 106
- Raulff, Ulrich 112
- Reich, Léon 193–194, 211
- Reich-Ranicki, Marcel 247
- Reich-Sztul, Ruth 193–194, 211
- Remarque, Erich Maria 77
- Ricœur, Paul 197
- Rilke, Rainer Maria 272
- Rode, Pierre 37
- Rollett, Hermann 28
- Rosen, Mirriam (geb. Feiler) 79
- Rosenberg, Eli (Elijahu) 59
- Rosenberg, Jonas 69
- Rosenberg, Nomek 80
- Rosenfeld, Jona 245, 255
- Rosenfeld, Shalom 176
- Rosenzweig, Franz 127
- Rousseau, Jean-Jacques 202
- Rudorff, Ernst 47, 49
- Runge, Anita 83
- Salten, Felix 132
- Sartre, Jean-Paul 99
- Schaeper, Silke 116
- Schleiermacher, Friedrich 197, 201
- Schlick, Moritz 139
- Schlögel, Karl 113–114

- Schmidt, Helmut 249
- Schneider, Lambert 128
- Schocken, Eva (Chava) 118
- Schocken, Gershom (Gustav) 123
- Schocken, Isaak 115
- Schocken, Lili 111, 118, 124, 126
- Schocken, Salman 109–130
- Schocken, Simon 116
- Schocken, Theodor 118
- Scholem, Gershom 118, 127, 130, 216, 233–235, 237, 254
- Schorske, Carl E. 138
- Schubert, Franz 27
- Schütz, Alfred 98, 121
- Schumann, Clara (geb. Wieck) 25, 28–30, 152
- Schumann, Robert 25, 42
- Schwarz, Simche 194–195, 211–214
- Schwarz-Hepner, Ruth 194, 211–216
- Scott, Bernard 233
- Segalowitch, Zusman 185, 187, 191
- Serwaczyński, Stanislaus 35
- Shannon, Claude Elwood 277
- Shazar, Zalman 175
- Sieder, Reinhard 121
- Sienkiewicz, Henryk 273
- Silverman, Lisa 139
- Simeon ben Azai 215
- Simeon ben Zoma 215
- Simmel, Georg 98
- Simon, Ernst 118, 127, 130
- Simon, Herbert A. 210
- Šklovskij, Viktor 68, 74–75, 80
- Sombart, Werner 158
- Sparr, Thomas 118
- Speer, Albert 161
- Spielberg, Steven 67
- Spinoza, Baruch de 84, 144
- Starobinski, Jean 202
- Steidle, Angela 133, 137, 149, 151, 153
- Steinbarg, Eliezer 183, 212
- Steinsaltz, Adin 216
- Stern-Pollock, Ida 168
- Steuermann, Auguste 145
- Steuermann, Eduard 133, 135, 147
- Steuermann, Joseph 145
- Strauss, Herbert A. 194
- Strauss, Lotte 194
- Strigl, Daniela 149
- Strobl, Hilde 254
- Sulzer, Salomon 37
- Taubes, Ethan 235
- Taubes, Jacob 218, 232–235
- Taubes, Susan 62–63, 65, 217–238
- Taubes, Tanaquil 218
- Teltsch, Chawa 245, 253, 255
- Teresa von Ávila 200
- Turner, Inge 254, 256
- Timms, Edward 139
- Tomalin, Claire 153
- Troeltsch, Ernst 197
- Tucholsky, Kurt 8
- Turel, Adrien 201–202
- Tynjanov, Jurij 68, 77

- Uhde, Katharina 50
- Umiński, Władysław 278
- Unsel, Siegfried 253
- Ussischkin, Menachem 118
- Victor, Isaac 35
- Vierhaus, Rudolf 121
- Viertel, Berthold 132–133, 135–136,
140–148, 152
- Viertel, Hans 135
- Viertel, Peter 135–136
- Viertel, Salka (geb. Steuermann) 132–133,
135–136, 141–150, 152
- Viertel, Thomas 135
- Viotti, Giovanni Battista 37
- Vogt, Bernhard 98
- Wagner, Richard 40–41, 43, 47, 50
- Wahl, Jean 235
- Weaver, Warren 277
- Weigel, Sigrid 62, 225–226, 244
- Weil, Felix 156–157, 166
- Weil, Simone 232–233, 235
- Weiser, Rafael 176
- Weizmann, Chaim 128
- Wells, Herbert George 271
- Wiener, Norbert 277
- Wild, Thomas 253
- Wittfogel, Karl August 167
- Wittgenstein, Fanny (geb. Figdor) 36
- Woolf, Virginia 12, 79
- Yerushalmi, Yosef Hayim 200
- Zak, Awrom 187
- Zifferer, Paul 132
- Zimmermann, Moshe 10
- Zweig, Arnold 246
- Zweig, Stefan 8, 132

Jüdische Studien & Israelstudien im Neofelis Verlag

Heinemann Stern **Jüdische Jugend im Umbruch**

Briefe nach Berlin und Rio de Janeiro, 1937–1953

– Über ein weltweites Netzwerk der deutsch-jüdischen Emigration –

hrsg. von Aubrey Pomerance / Eva Rohland / Joachim Schlör

Jüdische Kulturgeschichte in der Moderne, Bd. 20

ISBN: 978-3-95808-242-7

mit 1 Farb- u. 24 S/W-Abbildungen

364 S., 32 €

Salman Schocken **Topographien eines Lebens**

– Der Selfmademan als Zentrum eines Netzwerks bedeutender jüdischer Intellektueller –

von Stefanie Mahrer

Jüdische Kulturgeschichte in der Moderne, Bd. 24

ISBN: 978-3-95808-327-1

496 S., 24 €

Lotte Cohn **Eine schreibende Architektin in Israel**

Bd. 1: Ausgewählte Schriften (1934–1982)

Bd. 2: Ausgewählte Briefe (1921–1982)

– Eine Architekturpionierin und Zionistin reflektiert ihre Berufspraxis und Emigration –

hrsg. von Ines Sonder

Jüdische Kulturgeschichte in der Moderne, Bd. 14.1 / 14.2

ISBN: 978-3-95808-118-5 / 978-3-95808-125-3

188 S., 24 € / 202 S., 24 €

Breslau / Wrocław 1933–1949
Studien zur Topographie der Shoah

– Interdisziplinäre wie internationale Autor*innen widmen sich erstmals umfassend dem Schicksal der Breslauer Jüdinnen und Juden –

hrsg. von Tim Buchen / Maria Luft
Jüdische Kulturgeschichte in der Moderne, Bd. 28
ISBN: 978-3-95808-422-3
mit 133 Farb-, 107 S/W-Abbildungen und 30 Karten
624 S., 44 €

Hybride jüdische Identitäten
Gemischte Familien und patrilineare Juden

– Jüdische Selbstverständnisse jenseits eindeutiger Zugehörigkeiten –

hrsg. von Lea Wohl von Haselberg
Jüdische Kulturgeschichte in der Moderne, Bd. 3
ISBN: 978-3-943414-52-3
182 S., 24 €

Deutsche und zentraleuropäische Juden in Palästina und Israel
Kulturtransfers, Lebenswelten, Identitäten

Beispiele aus Haifa

– Die ‚Jeeckes‘ neu verhandelt: Plädoyer für ein vielfarbiges Mosaik –

hrsg. von Anja Siegemund
Jüdische Kulturgeschichte in der Moderne, Bd. 11
ISBN: 978-3-95808-027-0
mit 17 Farb- u. 161 S/W-Abbildungen
514 S., 34 €

Leseproben zu all unseren Titeln unter: www.neofelis-verlag.de

Der Band wurde aus der Ausstattung der Juniorprofessur für Jüdische Religions- und Kulturgeschichte Mittel- und Osteuropas (16.–20. Jahrhundert) am Institut für Jüdische Studien und Religionswissenschaft der Universität Potsdam finanziert. Die Mittel stammten aus dem Hochschulpakt 2020.

Klimaneutral gedruckt auf FSC-zertifiziertem Papier.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2023 Neofelis Verlag GmbH, Berlin

www.neofelis-verlag.de

This work is licensed under a Creative Commons

Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 International License.



Umschlaggestaltung: Marija Skara

Lektorat & Satz: Neofelis Verlag (nw / mn)

Druck: PRESSEL Digitaler Produktionsdruck, Remshalden

ISBN (Print): 978-3-95808-429-2

ISBN (PDF): 978-3-95808-480-3

DOI: <https://doi.org/10.52007/9783958084803>

Dieser Band versammelt Werkstattberichte von Autorinnen und Autoren biographischer Studien, die in jahrelanger, intensiver Beschäftigung mit den Hinterlassenschaften von Menschen jüdischer Herkunft deren Leben erforscht haben. Mit dem Ziel, aus der erfolgten Praxis für die künftige Biographieforschung zu lernen, bieten die Praktikerinnen und Praktiker des biographischen Genres erhellende Einblicke in die historiographischen und literarischen Aspekte ihrer Arbeit. Ihre Protagonistinnen und Protagonisten, zu denen unter anderem so einmalige Persönlichkeiten jüdischer Geschichte wie Salman Schocken, Itzik Manger, Friedrich Pollock und Susan Taubes gehören, verkörpern ein breites Spektrum jüdischer Erfahrungen in der Moderne.

Eine biographische Erschließung solcher Erfahrungsräume stellt oft eine große Herausforderung dar. Multiple Identitäten, Mehrsprachigkeit, Transterritorialität, Exil, Flucht und Schoah sind nur einige Beispiele für Erfahrungen und Phänomene, deren ‚Biographierbarkeit‘ alles andere als einfach ist und die sich sogar – wie im Fall der Schoah – jeder Darstellbarkeit entziehen können. Bei der lebensgeschichtlich orientierten Erforschung und Schilderung dieser Phänomene bedarf es einer besonderen methodologischen Diskussion, zu der die Autorinnen und Autoren dieses Bandes im Rückblick auf ihre abgeschlossenen biographischen Projekte essenzielle Beiträge leisten. Ihre Werkstattberichte machen deutlich, dass die Biographie zu den schwierigsten historiographischen Genres gehört, sie aber gleichzeitig der historischen Forschung im Allgemeinen und der Erforschung jüdischer Geschichte im Speziellen besondere Möglichkeiten bietet.

www.neofelis-verlag.de
ISBN 978-3-95808-429-2



9 783958 084292

